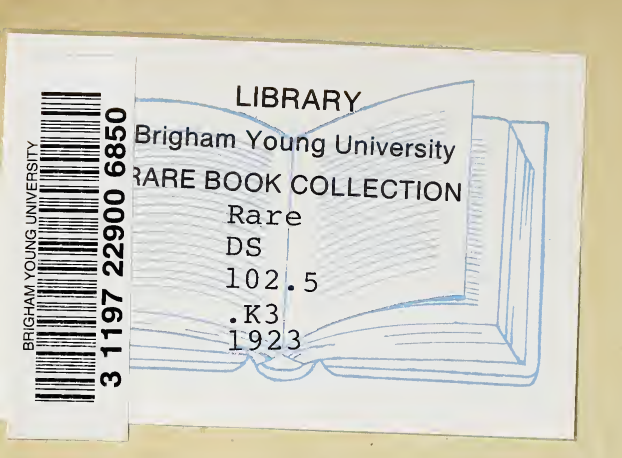
FRITZ MORDECHAI KAUFMANN

GESAMMELTE SCHRIFTEN




432









Fritz Mordechai Kaufmann

GESAMMELTE SCHRIFTEN

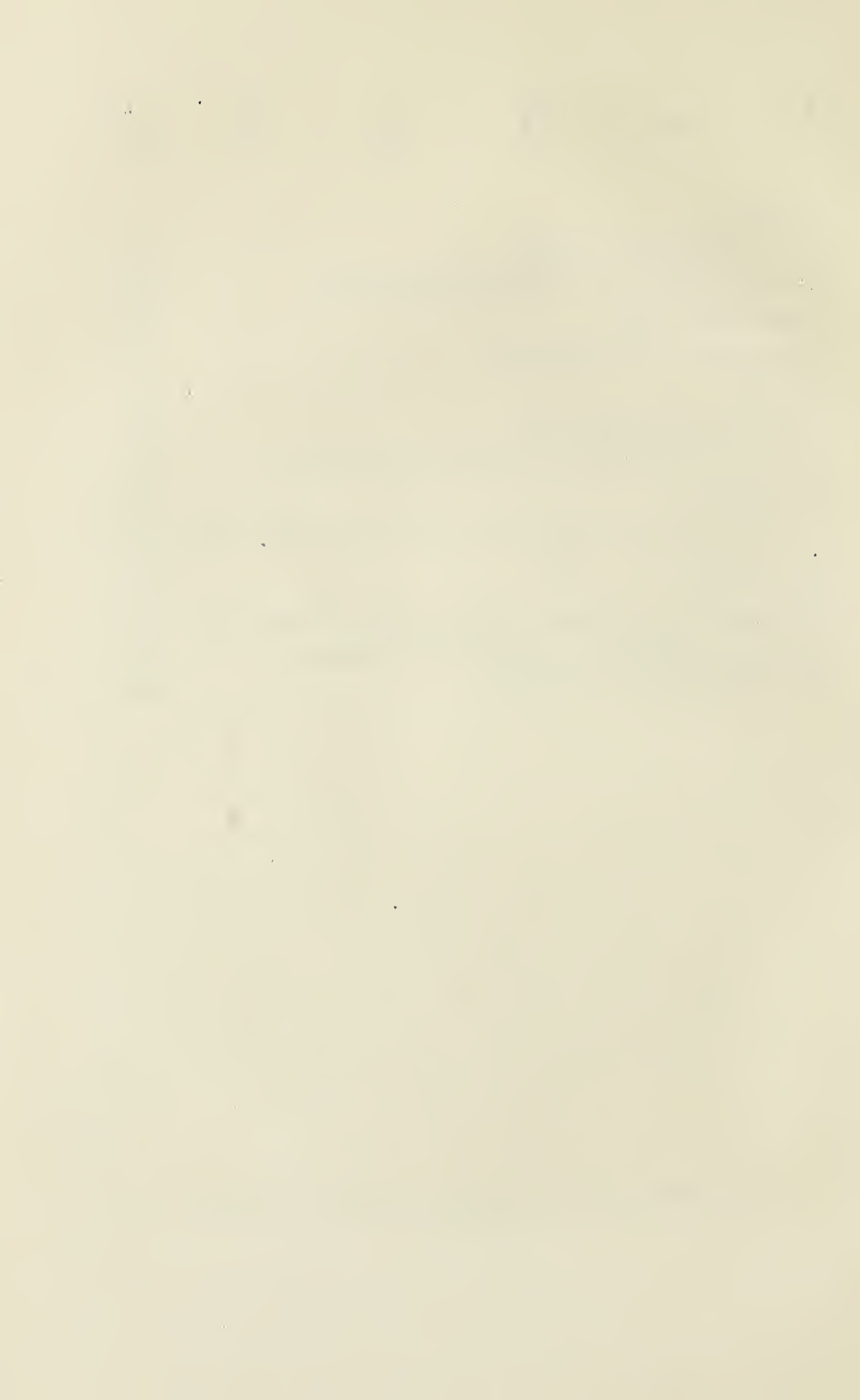
Herausgegeben und eingeleitet von
Ludwig Strauß

Berlin 1923

E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung G · m · b · H

Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen GmbH. & Co., Wittenberg

Inhalt



Einleitung

Nahe dem Nordrand der Eifel liegt der Geburtsort Fritz Mordechai Kaufmanns, Eschweiler, ein Industriestädtchen mit kleinbürgerlichem und bäurischem Einschlag. In ländlicheren Bezirken der gleichen Gegend waren seine Vorfahren, soweit die Familie sich in die Vergangenheit verfolgen läßt, als Kaufleute ansässig. Die Generation vor Fritz Mordechai Kaufmann gehörte jener geistigen Oberschicht des Landjudentums an, die streng am jüdischen Gesetz festhielt und jüdisches Wissen pflegte, zugleich aber den westeuropäischen Literaturen, vor allem der deutschen, mit Liebe und Kenntnis zugetan war. So selbstverständlich man im engsten persönlichen Kreis unter Juden blieb, so wenig empfand man darin einen Widerspruch zum Deutschsein: man fühlte das deutsche Geschick als das eigene, die bürgerlich-freiheitliche Bewegung des deutschen 19. Jahrhunderts als die eigene Politik. Mit den politisch ganz anders gerichteten, aber von Natur demokratischen rheinischen Katholiken verband außer der landschaftlichen Zusammengehörigkeit die gegenseitige Achtung vor der sicheren Gläubigkeit des anderen. Zu den inneren Zusammenhängen kamen konkrete: das Geschäft Hermann Kaufmanns, des Vaters, verwob in alter Art Geschäftsfreundschaft mit persönlicher Vertraulichkeit, vor allem bei der bäurischen Kundschaft. So beruhte denn die Führung des Geschäftes in nun fast verschollener Art ganz auf Vertrauen, das manchmal getäuscht wurde, keine Reichtümer brachte, aber doch so leben

ließ, wie es dem Sinn des Hausherrn behagte: ohne große Sorge, gesetzesfroh und weltfroh, mit reichlichem Haushalt, gutem Weinkeller und immer bereiter Gastlichkeit. In solcher Umgebung wurde Fritz Mordechai Kaufmann am 13. Dezember 1888 geboren.

Seine von früh an eigenwillige Art verhielt sich zu dieser Umgebung wählend und sondernd. Seine herzhafte Wirklichkeitsfreude, von der Liebe zur Landschaft bis zum heiteren Genuß an gutem Essen und Trinken, von der Liebe zu allem Volksmäßigen bis zur Neigung zu frischer Geselligkeit, von der Liebe zur Tradition uralten Geistes bis zum familären Behagen am Häuslichen nährte sich aus der Atmosphäre des Hauses, der rheinischen Natur, des rheinischen Volks, dem jüdischen und europäischen Kulturbesitz der Familie. Die bürgerliche Liberalität, das Gewährenlassen, das Befriedetsein im Überkommenen stieß er von sich ab. Als Schüler des Eschweiler humanistischen Gymnasiums war er Rebell; unbändig und unzufrieden, suchte er nach freierem, wesenhafterem, höherem Leben, als er um sich fand, und horchte aus nach Stimmen, in denen er gleiche Sehnsucht vernahm. Mancherlei Bewegungen, die vom Impuls der sittlichen Lebenserneuerung getrieben waren, rissen ihn für Zeiten mit: Sozialismus, Schulreform, Vegetarismus, Antialkoholismus und die populäre Kulturreform von der Art des Dürerbundes. Das alles war für ihn, sobald er es aufnahm, Lebenssache: Schon dem Knaben war es selbstverständlich, Ernst zu machen mit der Realisierung eines ihm gültig erscheinenden geistigen Gebotes. Er suchte Verkehr mit Arbeitern und fand mit manchen innige Beziehung; er fühlte die Pflicht, ihnen von seinem Mehr an Wissensstoff mitzuteilen, und empfing von ihnen Erweiterung seines Lebens- und Gesichtskreises. Er opponierte in der Schule nicht nur mit Aufsätzen und Antworten gegen die starre Sinnlosigkeit des Unterrichts und die impulslose Gewöhn-

lichkeit seiner Träger, er tat es ebenso gegen die billige Auflehnung der Mitschüler, an deren Jungenstreichen er zwar gern und handfest teilnahm, deren Kneipen er aber trotz Spott und Einsamkeit mied, deren stumpfen Geist er, meist vergebens, zu schärferem, wacherem Leben aufrief. Er enthielt sich, trotz eigener Neigung und häuslicher Gewöhnung, solange es ihm als recht erschien, des Fleischessens. Er propagierte den Kampf gegen den Alkohol, studierte die Soziologie seiner Gefahren, und noch aus dem Jahre 1910 erhielt sich das Manuskript eines vor einer Kölner Loge gehaltenen Vortrages „Kultur und Alkohol, eine Untersuchung der Zusammenhänge", wohl seine erste größere literarische Arbeit. Bis zum Ende der Schulzeit lernte er mit dem Vater das biblische und synagogale Hebräisch, ohne daß dieses Lernen damals für ihn mehr bedeutet hätte als die gern geleistete Erfüllung einer häuslichen Tradition.

1908 ging er zur Genfer Universität, wo er zwei Semester Medizin studierte, nicht aus dem Gefühl, gerade für diesen Beruf bestimmt zu sein, vielmehr aus der allgemeinen Notwendigkeit heraus, die ihn einen möglichst nützlichen und sympathischen Beruf ohne zwingende Neigung ergreifen hieß. Noch nicht zwei Jahre später trieb ihn seine früh empfundene, in ihrem Gehalt noch unbestimmte, aber immer unabweisbarer und ausschließlicher ihn fordernde geistige Aufgabe, vom Studium der Medizin zu dem der Geschichte überzugehen. Im Sommer 1908 von Genf, im nächsten von München aus, wo er ein Semester lang studierte, reiste er nach Italien, zuerst allein, dann mit einem Jugendfreunde.

Von diesen Reisen ging ein Glanz über sein ganzes ferneres Leben. Die Natur- und Körperfreude, die den Knaben wandern und schwimmen, Fußball spielen und Gymnastik treiben, die den Studenten nackt, selig an Sonne und Luft, in den Schneefeldern des Hochgebirges schweifen ließ, sie erfüllte sich nun im Gefühl schrankenloser Bewegung. Was in ihm

gegen die Enge der bürgerlichen Umwelt rebelliert hatte, aller Freiheitsdrang, aller Trieb ins Ferne und die in Kindheitsspielen ausgebrochene Lust an Abenteuer und Gefahr, all das gab sich nun prächtig-verschwenderisch aus an ein Spiel im großen, an die täglich neue Bewältigung selbstgewählter Unsicherheit, an das immer tiefere Eindringen in fremde, bunte Welt. Der Zwanzigjährige, durch den völligen braunen Bart fast doppelt so alt erscheinend, von guter mittlerer Größe, straff und derb an Körper, mit breiter Brust und breiten Schultern, zog so gut wie ohne Mittel nach Süden. Mit Landstreichern und wandernden Handwerksburschen hielt er, auf der Straße und in der Herberge, Kameradschaft. Das wenige, was er an Geld brauchte, erspielte er sich mit der Geige, auf den Plätzen der Dörfer, in den Cafés der Städte. Italienischen Bauern und deutschen Reisenden fabulierte er Schicksale vor, so romantisch rührsam, wie sie es von dem fahrenden Spielmann haben wollten, dem, nach seinen Worten im Brief, doch keiner von den Fragenden die unwahrscheinliche Wahrheit geglaubt hätte. Musizierend, bettelnd, mit dem Nimbus des heimlos gewordenen Familienvaters, des ungerecht Verfolgten, des geheimnisvoll Unglücklichen sich zu Lust und Nutz schmückend brachte er sich von Norden nach Süden durch ganz Italien. Aber während das Unbändige und Schweifende in ihm seine Glückszeit hatte, traf den ungestüm Suchenden aus südlicher Gestalt ein erster Anhauch der ihm bestimmten Reife, lernte er die stille, allen Streit milde überwölbende Harmonie Raffaelischer Bilder verehren.

Dem Münchener folgte ein Marburger Semester. Im Frühjahr 1910 ging er nach Leipzig, wo er bis zum Herbst 1912, vor allem bei Lamprecht, studierte und inzwischen sein militärisches Dienstjahr hinter sich brachte.

Die Leipziger Zeit war in vieler Hinsicht entscheidend. Kaufmann hatte sich auf sein Judentum besonnen und war

zum Zionismus gekommen. Damit hatte er den Gegenstand seiner Aufgabe, das jüdische Volkstum, erreicht, und bald erhellte sich auch die ihm aufgegebene Art des Wirkens an diesem Gegenstande. Bei der organisatorischen Arbeit in der Leipziger zionistischen Ortsgruppe kam er zum erstenmal mit Ostjuden in engere Berührung. In ihrer Religiosität, ihren Bräuchen, ihrer Sprache, ihren Liedern erschien ihm das als geist- und bluthafte Anlage von ihm ergriffene Judentum als in der einzigen konkreten Gestalt, in der es heute eine breite Existenz hat, erschien ihm die Ostjudenheit als lebendiger Körper des Judentums. Seine alte Liebe zum Volkhaften wallte mächtig in ihm auf, diesmal daheim, dem eigenen Volk zugekehrt. Die Größe einer unverhofften Wirklichkeit dessen, was er mit dem Zionismus nur als Idee und Aufgabe gesehen hatte, riß ihn hin. Er lernte in der Leipziger und der folgenden Berliner Zeit die jiddische Sprache verstehen und sprechen, und es war ein hochzeitliches Lernen, da alles Gelernte ihm anwuchs wie seit je zu ihm gehörig und alle neuen Worte, die ihm wurden, erstmalig aussagten, was sprachlos in ihm gewartet hatte. Er erfuhr das Leben der jüdischen Massen von heute aus Schriften und aus den Menschen um ihn gleichermaßen. Das früher gelernte Hebräisch wurde ihm nun erst wirklich, in der organischen Verflochtenheit mit dem Jiddischen, in der es im Osten lebt. In Leipzig fand er die Frau, die von da an seine Gefährtin war, die russische Jüdin Rahel Kaganoff, und lehrte sie zur jüdischen Sprache zurückfinden, die ihr natürlich gewesen war und wieder natürlich wurde. Er lehrte sie in den jüdischen Liedern, die sie liebte und sang, wählen und das Echte vom Unechten scheiden. Hatte er nun in ihr Sprache und Lied befreit, so klangen sie ihm aus ihr ursprünglicher lebendig zurück, als sie in ihm, dem von weither Heimkehrenden, schon sein konnten. Das Leben,

das er geweckt hatte, nährte und stärkte das Leben in ihm. Er hatte ihm Bewußtsein gegeben, und es gab ihm und seinen Ideen Existenz — eine wahrhaft sinnbildliche Wechselwirkung, die sich im großen wiederholen wird, wenn das jüdische Volk das Werk Kaufmanns als Besitztum ergreift, die erste gültig erkennende und sondernde Kritik an Gegenständen der neujüdischen Kultur sich aneignet und ihre geistigen Ordnungen mit Leben füllt.

In Leipzig, während der Anfänge der geschilderten Entwicklung, geschah die erste Begegnung mit Nathan Birnbaum. Dessen Lehre und Beispiel öffnete dem begonnenen Wandel zum Ostjudentum hin den Weg, gab ihm theoretisches Bewußtsein und zeigte ihm das Ziel. Kaufmann hat in der „Freistatt" einmal ausgesagt, was Birnbaum für ihn war: „Der Mann, der mehr als alle Lebenden mit den Wurzeln seines Seins zu den großen heroischen Menschen unserer Urzeit herabreicht, und in dem das Heldische eines ganzen Volkes plötzlich, da schon niemand mehr daran glaubte, in einer selten erlebten Gewalt sich kundtut."

Birnbaums große persönliche Tat war die Wiedereroberung der Heimat durch den nach Westen verschlagenen, in deutscher Kultur erzogenen Ostjuden. Kaufmann folgte ihm, der erste Westjude, der im östlichen Judentum heimisch wurde und in seiner Sprache denken und empfinden lernte. Er folgte ihm auch in der politischen Konsequenz, die Birnbaum aus dem Erlebnis der jüdischen Gegenwart zog. Er trat (1913 in Berlin) aus der zionistischen Organisation aus. Vieles trennte ihn von Birnbaum: vor allem die eigene sozialistische Gesinnung, die der Lehrer nicht teilte, und Birnbaums Entwicklung zur Orthodoxie hin, an der Kaufmann nicht teilnehmen konnte. Das hinderte ihn nicht, dem Führer verehrend, liebend und dankbar zugetan zu bleiben.

Kaufmanns jüdisch-publizistische Tätigkeit begann mit einigen Aufsätzen, die 1912 in der zionistischen „Jüdischen

Rundschau“ erschienen. Im Frühjahr 1913 schuf er sich gemeinsam mit seinem Bruder Julius ein eigenes Organ, „Die Freistatt“. Er redigierte es in Berlin, wo er, seit dem Herbst 1912 verheiratet, wohnte. Dort begann, mit dem Aufsatz „Die Erstarkung der westlichen Jüdischkeit“ seine wesentliche literarische Leistung, über deren Inhalt hier nicht gesprochen werden soll. Alle wichtigeren Arbeiten Kaufmanns sind in unserem Buch gesammelt, sie bedürfen keiner Erläuterung. „Alljüdische Revue“ war der Untertitel der Freistatt. Alljudentum, inzwischen die Bezeichnung für eine in antisemitischer Phantasie existierende jüdische Weltherrschaftstendenz geworden, bedeutete den von Birnbaum gelehrten demütigen Dienst am Volke in all seinen organischen Gestaltungen und Tendenzen. Ihn versah Kaufmann, indem er zum erstenmal für den Westen ein reiches Material zur Erkenntnis der gegenwärtigen jüdischen Kultur, Wirtschaft und Politik sammelte. Darüber hinaus eröffnete die Zeitschrift den Kampf gegen die bestehenden Parteien, insbesondere die zionistische, als gegen intellektuelle Verengungen und Zustutzungen des vielfältigen Lebens der Nation. Kaufmann führte diesen Kampf mit der ungemilderten Derbheit und Schroffheit seiner Jugend, aber zugleich mit den Mitteln einer Kritik, die aus seinem klaren und ehrfürchtigen Sinn für das Wirkliche ihr Recht empfing. Die Antwort, die er fand, war lange Zeit Hohn oder Schweigen.

Im Jahre 1913 besuchte Kaufmann den Kongreß der zionistischen Sozialdemokraten „Poale Zion“ in Krakau. Die Reise, die ihn auch nach Lemberg führte, war die einzige, auf der er die immer ersehnten Zentren ostjüdischen Lebens räumlich erreichte.

Beim Ausbruch des Weltkrieges hörte die „Freistatt“ auf zu erscheinen. Beide Brüder gingen als deutsche Soldaten ins Feld. Fritz Mordechai, bis dahin leidenschaft-

licher Kriegsgegner, wurde mitergriffen von der Erschütterung, die im August 1914 durch Deutschland ging. Er glaubte das Land, in dem er wohnte und das er liebte, überfallen und fühlte die Pflicht, es zu verteidigen. Wie er in allem ganz war, was er aus freiem Geiste tat, war er es auch im physischen Kampf. Mitten im innig empfundenen Elend des Krieges kräftigten ihn der alte abenteuernde Wagemut, der ihn zu kühnen Patrouillengängen trieb, und das von Kindheit an ihm innewohnende heroische Ideal, das freilich seine spätere Einsicht durch den Kriegsirrtum mißbraucht und furchtbar verkehrt wußte. 1915 machte ihn ein schwerer Typhus, an dessen Folgen er noch lange litt, untauglich zum Kriegsdienst. Nach einer Lazarettzeit in Spa kam er zur Garnison in Frankfurt (Oder), von da aus zu dem Berliner Amt für die brandenburgische Kriegsbeschädigtenfürsorge. Hier blieb er bis über das Kriegsende hinaus theoretisch und praktisch für das Fürsorgewerk tätig.

Im Frühjahr 1916 beginnt von neuem seine jüdisch-publizistische Tätigkeit mit dem im „Juden“ erschienenen Artikel „Grenzsperre“. 1917 hielt er vor den Helfern des Berliner Jüdischen Volksheims die Rede über den westjüdischen Konflikt, welche die folgende Sammlung eröffnet, weil in ihr die vornehmsten Prinzipien seiner eigenen jüdischen Entwicklung und jüdischen Erkenntnisse den endgültigen programmatischen Ausdruck gefunden haben. Es folgen in verschiedenen jüdischen Zeitschriften Arbeiten über jüdische Literatur und Musik, deren wichtigste, vermehrt um den Mendale-Aufsatz, in den „Vier Essays über ostjüdische Dichtung und Kultur“ gesammelt und hier wieder abgedruckt sind. 1919 und 1920 erscheinen in den Schriften des Ausschusses für jüdische Kulturarbeit ein Merkblatt über „Das jüdische Volkslied“ und die Anthologie „Die schönsten Lieder der Ostjuden“, die 47 jid-

dische Lieder mit Noten, Transkription und Anmerkungen bringt. 1919 entstand auch das schöne Bruchstück einer Mendale-Übersetzung, das im Almanach des Weltverlages für 1920 veröffentlicht ist. Andere dringlichere Arbeiten verhinderten Kaufmann, den Übersetzungsplan durchzuführen. Sein letzter Aufsatz über ein Thema der jüdischen Kultur ist der dieses Buch abschließende über „Das Volkslied der Ostjuden", der im Frühjahr 1920 in der „Jüdischen Turn- und Sportzeitung" erschien.

An den revolutionären Ereignissen, in die der Weltkrieg ausging, nahm er nur als Betrachter Anteil, parteipolitischer Tätigkeit abgeneigt wie früher. Er gehörte, ohne Marxist zu sein, der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands an; hier trat er nicht hervor, seine Mitgliedschaft war nur der Ausdruck seiner innerlichen Solidarität mit dem kämpfenden Proletariat.

Im Jahre 1920 übernahm Kaufmann das ein Jahr vorher gegründete Arbeiterfürsorgeamt der jüdischen Organisationen Deutschlands in Berlin. Aus ihm schuf er ein weit verzweigtes und völlig neuartiges Institut für Regelung der ostjüdischen Einwanderung und Durchwanderung (mit deren Problemen er sich schon in der „Grenzsperre" eingehend beschäftigt hatte), zur Unterstützung und Arbeitsbeschaffung für die Emigranten und zum Schutz ihrer Rechte. An dieses Amt, das er als Generalsekretär leitete, wandte er vor allem seine Liebe und Arbeit bis zu seinem Tode am 2. März 1921.

Die Zeit nach Kaufmanns Rückkehr aus dem Felde, deren äußere Daten wir aufgezählt haben, ist die eigentliche Zeit seines Reifens und Sichvollendens. Es vollendete sich zunächst Kaufmanns Einwachsen ins Jüdische. Er selbst hat diesen Prozeß und seine unwillkürliche Gewalt an dem Verhältnis zum Volkslied aufgewiesen. „Bis zum Jahre 1911 war auch ich völlig beherrscht vom deutschen Volkslied. Ich sang es viel und gern, auf Wanderungen, zu Hause und

allerorten und pflegte es als angenehme Ergänzung deutscher Kammermusik, die ich auch heute noch mit Freunden häufig spiele. Allmählich, seitdem ich mich dem Volke näherte, geschah dann das Seltsame, daß die deutschen Lieder mehr und mehr verdrängt wurden vom jüdischen Volkslied. Nicht, als ob ich sie heute weniger schätze oder etwa einen Akt bewußter Enthaltung gegen sie ausgeübt hätte; solch krampfhafter Nationalismus in Angelegenheiten des Gefühls und der Empfindung ist mir fremd; aber innerlich, im Unbewußten, sind mir die deutschen Lieder seit etwa drei Jahren wie abgestorben. Es kommt jetzt häufiger noch als früher vor, daß ich unbewußt ein Lied vor mich hin brumme; ein deutsches stiehlt sich aber seit Jahren bei mir nicht mehr heraus; stets ist es ein jüdischer ‚nigen' oder ein jüdisches Volkslied." (Blauweiß-Blätter, April 1919.) Zugleich wurden seine jüdischen Erkenntnisse immer substantieller. Hatten sie sich früher vornehmlich auf das Verhältnis des jüdischen Menschen zum Leben seiner Nation bezogen, so nahmen sie nun Erscheinungen und Wesenskräfte dieses Lebens selbst, vor allem des kulturellen, zum Gegenstand. Kaufmann schuf erst die Ansätze zu einer jüdischen literarischen Kritik. Während keiner von den früheren Betrachtern der jiddischen Literatur über die Untersuchung ihrer milieuhaften, soziologischen und psychologischen Elemente entscheidend hinausgegangen war, drang er zur Erkenntnis der dichterischen Form als Ausdruck persönlicher und nationaler Wesenheit vor. Er konnte es, weil ihm selbst die Gnade der Form zuteil geworden war.

Wer Kaufmanns frühe Aufsätze liest, wird an der Sprache den Menschen erkennen: maßlos im Ausdruck für sein Lieben und Verwerfen, im Bildhaften unruhig schweifend und mehr heftig als organisch, proklamatorisch hart und scharf, oft achtlos in der Form, da alles am Gehalt liegt. Der Ältere, der für diesen Gehalt nicht so sehr mehr kämpft, als seine

mächtige Existenz in der eigenen Seele ausdrückt, ist Bildner der Sprache, bildet sie wie diese gereifte Seele selber, breit und fest im Bau, in Rhythmus, Gleichnis und Begriff sicher und klar. So war Kaufmann geistig zur Vollendung gekommen, das Unbändige seiner Jugend in Maß und Gestalt gebannt, die kämpferischen Energien ins Sachliche umgelenkt und nur von ihm aus, wo es nottat, kräftig nach außen gewandt. Seine Beziehung zu Kunst, Dichtung und Musik, früher ganz auf die Intensität des Erlebnisses angewiesen, war, ohne an solcher Intensität ärmer geworden zu sein, streng und sondernd auf die gültige Leistung gerichtet.

Konnte seine Gabe des Erkennens sich nun an ihr völlig gemäßen Gegenständen auswirken, so konnte es die des Organisierens nicht minder. Das Nebeneinander des Dienstes an den sublimen geistigen Werten der Judenheit und der Hülfe, die er ihren wunden und bedrohten Gliedern erwies, drückte vollkommen seine Liebe zum Volke aus: Liebe, die keinem bloßen Begriff noch einer bloßen Masse galt, vielmehr dem ungeheuren Organismus, der in Geist und Gliedern gleicherweise schaffend lebt.

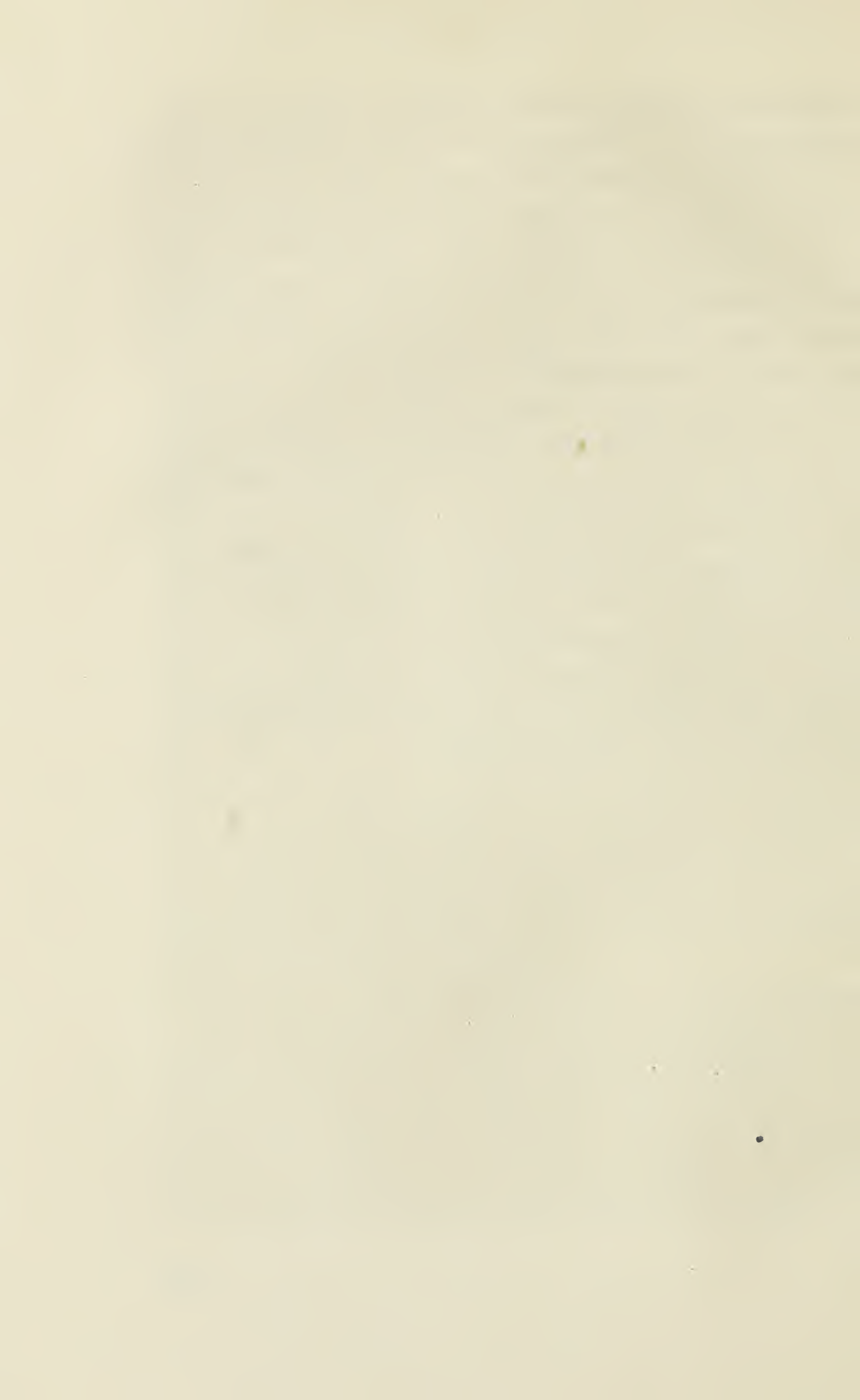
Während in Kaufmanns eigenem Wirken das polemische Element zurücksank, wurde auch die ehedem so schroffe Gegnerschaft gegen ihn milder. Nicht wenige junge Menschen hatten von seiner Lehre und mehr noch von seinem Beispiel Förderung empfangen, und die Demut vor dem existenten Volk, die er forderte, hatte manche ergriffen und zu sorglicherer Anschauung des Volkes, zu lernendem und dienendem Leben mit ihm gewendet. Auch im Zionismus wurde hier und da die von der „Freistatt“ geleistete Kritik fruchtbar. Über all das hinaus aber wirkte selbst bei den ehemals verachtenden und höhnenden Gegnern die neue unanfechtbare Leistung des Schriftstellers wie des Organisators und die neue ruhige Macht der reif gewordenen Person.

An der Person Fritz Mordechai Kaufmanns zeigt diese Zeit der Reife denselben Gegensatz zu der Zeit des Beginnens wie am Werk. Seine Heimkehr aus dem Westlichen zum Östlichen wie die in der Sprache unmittelbar sich ausdrückende Selbstumschaffung von schroffer und wilder Inbrunst zu heilig gezügelter Glut, von gewaltsamem Drang zu gestalthaftem Wandel bewährt mehr als Willenskraft, bewährt die eigentlich heroische Liebeskraft, von der das Wort gilt: „Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden.“ Das gleiche Wesen ist es wie vordem, aber auf eine Art gereift, die den Zuschauenden ein beglückendes Wunder war.

Bis zuletzt behielt er die jugendliche Lust am Wandern und Singen, an lauter Fröhlichkeit, das Derb-Irdische, die handfeste Lebenstüchtigkeit. Sein Gang war breit und wiegend wie der Gang von Matrosen, seine Rede immer noch schwer und oft stockend. Aber in diesem schweren Werden der Worte lag etwas ernst Beruhigendes, das gleiche, das in den kräftigen Zügen des klaren bartlosen Gesichts lag, in dem Blick, der Glut und Nüchternheit vereinte, in der breiten Stirn und dem breiten Kinn: Zuverlässigkeit, gute Kraft, in der man aufgehoben und behütet war. Um den Mund konnte Schärfe und Härte liegen, aber mehr noch die sorglose Herzlichkeit gelassener Weltliebe. So tief er sich zurückhielt, sein Persönlichstes wohl nur im engsten Umkreis, an Frau und Kind, hingab, so warm war es doch immer um ihn von Menschlichkeit.

Als er aus solcher Vollendung heraus in den selbstgewählten Tod ging, war es für alle, die ihn kannten, als ob der Boden unter ihnen bebte, das Festeste, Sicherste zusammenbrach und nun nichts mehr Halt versprach. In persönlichen Schicksalen fanden die nach einer Erklärung Suchenden keinen Grund für seinen Entschluß. Das Elend seines Volkes, das ihm in seiner sozialen Arbeit täglich er-

schütternd erschien und das er wie das Elend der von Kapitalismus und Krieg zerrütteten Menschheit als verschwiegenen, zehrenden Gram erlitt, hätte eher noch erklären können, was bei dem unerschöpflich Liebenden und Hülfreichen doch unerklärlich blieb. Er selbst hat den freiwilligen Tod früh als ein Gesetz seines Lebens erfahren. In Aufzeichnungen aus der Zeit der Wanderungen durch Italien findet sich eine kurze Erzählung, die schildert, wie ein zum Tod Entschlossener von einem anderen zurückgehalten wird, und dieser andere wird mit zornigem Unmut bedankt. Wir dürfen glauben, daß in beiden Gestalten Kräfte der eigenen Seele dargestellt sind. In einem der ersten Briefe an seine spätere Frau spricht Kaufmann von dem lange beschlossenen Freitod, auch davon, daß er in einem Frühling fortgehen werde, wie es denn geschah. Er blieb ihr und uns noch ein reiches, fruchtbares Jahrzehnt. Sein Werk, das literarische wie soziale, war erst begonnen; aber die Art dieses Werkes war reif und endgültig wie das Leben seines Schöpfers, als jener dunkle Ruf in ihm wieder aufklang und ihm befahl, zu scheiden.



Der westjüdische Konflikt

Eine Rede von Fremdstämmigkeit, Assimilation und nationaler Bereitschaft der Intellektuellen

Vorbemerkung

In diesen Zeiten, da das dem Ungeist verfallene Europa aus den Abgründen, in die es hinuntersank, eine Welle nach der anderen von Beleidigung, Unrecht und Todespein gegen unsere Volksmassen entsandte und unreine Gewalten das kostbare Blut unseres Adels in eine ungeheure Lache verströmen ließen — in diesen tobenden, wahnsinnerfüllten Zeitläuften ist den Juden, die weit vom Volke wohnhaft sind, etwas widerfahren, das gewiß karg ist und wenig mehr als der Anfang einer Wandlung, das aber eine Scheidung schafft und Raum für eine bedeutsame Tat. Unsere Geschäftigen nämlich, die fertigen neunmal weisen Bürger sind in den lichtlosen Bezirken ihrer Programme und ihrer glatten Antworten auf die jüdische Frage erstarrt, und kraftlos verhallt die Stimme des Agitators vor den Ereignissen. Was sie auch vom Jüdischen in die unbereiten Hände nahmen, entfällt ihnen klanglos wie ein irdenes Gefäß, und kein Ton dringt daraus hell wie ein Aufruf in den Himmel. Die Empfindsamen aber und die vom Geist Bewegten beginnen sich an den Marken unseres Volkes zu sammeln, und wen einmal die Not der Juden schüttelte, bis ihm Tränen heiß und fassungslos in die erschütterte

Seele strömten, der sieht sich vor seiner ungeheuren Schuld und will nun das Äußerste tun.

Darum verfährt diese Rede mit der unbewegbaren Mehrheit der westlichen Juden so, wie sie es verdient, wie mit etwas, was man von sich schiebt als ein nicht Gültiges und nicht Seiendes, das, wäre es auch, durch Hunderttausende vertreten, in einer minderen Wirklichkeit noch da und störte und entwertete unseres Volkes reine Erhebung, doch nicht mehr lebendig ist; der Zeit und ihren kleinen Zufällen wird es überlassen, damit in irgendeiner Weise fertig zu werden. Es wird daher hier keine Attacke unternommen gegen den Parteimann und andere zu Ende gekommene, glattseelige Menschen — es ist nicht beabsichtigt, um unbereite Herzen zu feilschen und tauben Ohren einzugeben, jetzt wäre die Stunde ihrer Wandlung und des hochgemuten Sichbekennens zum eigenen Volk. Es wird also abgelehnt, die hier zu verhandelnden Gegenstände aus der angemessenen Sphäre des Erlebnishaften und Geistigen in die Niederung rechthaberischen Wortgeplänkels herabzerren zu lassen oder etwa in jenem gemeinen Sinne verständlich zu sein, der einen anarchischen, verbildeten Schwätzer ermuntern könnte, ohne Hemmungen seine belanglosen und aus nur dialektischen Erfahrungen hergeholten Einwände vorzubringen. Vielmehr wird eine Situation aufgesucht, wo jener uns als ein schlimmes Geschenk von der Demokratie Überkommene sich und seinesgleichen nicht mehr antrifft; denn es verschlägt dieser Rede wenig, ja, sie glaubt sich dann erst recht geraten, wenn sie von den lauten Menschen, die sich zu Wortführern der Juden aufgeworfen haben, unklar, maßlos und besessen gescholten wird. So, wie sie im Beginn des Jahres vor den Helfern des Berliner Jüdischen Volksheims gehalten worden ist, wendet sie sich an denselben ungebrochenen und bluthaften jüdischen Menschen — sie wagt

es, einen Zustand vorauszunehmen, der das Tüchtige und Wesensechte der westlichen Juden in einer neuen Leidenschaft vereint sieht. Was immer aber an ihr problematisch scheint und dem ersten Lesen nicht glatt eingeht, legt sie vertrauensvoll als beunruhigende, weiterführende Fragen in das Herz der Lebendigen.

*

Wenn aus meinem Unternehmen, westlichen Juden bei der Entwirrung ihrer tausendfach verknoteten geistigen Lage zu helfen, etwas Wirksames und dem Mißverstehen Enthobenes hervorgehen soll, muß wohl eine Gemeinsamkeit vorhanden sein, die mich Ihnen, meinen Hörern, verbindet. Zwar auf Überzeugungen oder Bestrebungen handgreiflicher Art, auf gleiche Zielsetzung oder auch nur auf eine Weise, ähnlich gegen das Jüdische um uns zu reagieren, kann sie sich nicht erstrecken. Schon darum nicht, weil Ihre Bemühungen um das Jüdische in dem Rahmen einer bereits vorhandenen, parteimäßig knapp umgrenzten Bewegung erfolgen, während ich, noch unvergleichlich leidenschaftlicher als bisher, das Vorhandensein aller von außen, von Europa her und nicht aus dem Schoß unseres Volkes heraufdrängenden Bewegungen bedauere. Ruhig, in nicht mehr erschütterbarer Gewißheit warte ich auf den neuen, reineren Klang, der, hundertstimmig hervorgeworfen aus den Tiefen der jetzt stumm und klagend vor den Intellektuellen zurückweichenden Massen, die wahre Erhebung unseres Volkes kundtun wird.

Obschon demnach zwischen mir und den augenblicklich agierenden jüdischen Parteien harte und gar nicht ausgleichbare Gegensätzlichkeit besteht, nehme ich doch in den Verlautbarungen ihrer geistig freiesten Persönlichkeiten bemerkenswerte Stimmen wahr, verworrene, voll Sehnsucht, Anklage, und der billigen Lösungen überdrüssige. Als habe Liebe zum Volk wie ein plötzliches, wärmeres Feuer

die Herzen entzündet, sind nun Verwirrung und Zweifel vielverheißend aufgekommen, wo bisher in Schlagwort und Programm selbstsichere Eindeutigkeit sich zur Schau trug. Es ist zwar von diesen erschütterten Menschen noch keinmal entschlossen ausgesprochen worden, aber es liegt all diesen Kundgebungen der Unruhe die schweigende Gewißheit auf dem Grunde, daß die von den Parteien ausgegebenen und lärmvoll gelobten Losungen nur eine einstweilige Bedeutung haben können; daß das Ziele sind, an denen sich der dem Volke Entfremdete erstmalig im schweren Bemühen, sich der eigenen Nation wieder zu verbinden, aufrichtete, die aber in dem Augenblick, der nun da ist, da das Volk selber seine Söhne verlangt und das Äußerste ihres Opfermutes und ihrer geistigen Bereitschaft, samt den Parteien jedes Anrecht auf uns verlieren und wie Meilensteine des Weges, der jetzt hinter uns liegt, zurückbleiben müssen.

Diese junge Beziehung voll Liebe und Zärtlichkeit zu unserem Volk und, von ihr geboten, diese besonnenere Haltung zu allen augenblicklich Geltung fordernden Parteien sind vorderhand das einzige, was mich mit Ihnen, meinen Hörern, eint; es ist das, was ich beständig herbeirufen muß, um im Weiteren nicht mißverstanden zu werden. Denn wenn ich jetzt daran gehe, zunächst den Umfang und den Stand der augenblicklichen Krisis unter den westjüdischen Intellektuellen genauer zu bestimmen, werde ich es nicht vermeiden können, Werte abzutasten, zu prüfen und zu verwerfen, die Ihnen bisher kostbar und liebenswert schienen. Die Tatsache aber, daß ich nicht anders verfahren könnte, stünde ich diesesmal vor anderen, vor ostjüdischen Parteien, und daß ich mich zu diesen nicht weniger ablehnend und die maßlose Forderung stellend verhalten würde, muß Ihnen jede Bitterkeit, als geschähe hier Kritik am Zionismus um ihrer selbst willen, niederhalten.

So ist alles, was hier notwendig vom Versagen der westlichen Zionisten vorgebracht wird, der dumpfen Atmosphäre der Parteiischkeit oder gar des Werbens für eine mit Ihnen konkurrierende Bewegung entzogen; das Bittere, das gesagt werden muß, richtet sich nicht, ungütig, gegen eine bestimmte Zielsetzung und plädiert nicht, in unberechtigter Nachsicht, für eine andere, sondern es ist radikaler und wendet sich gegen eine unerträgliche geistige und ethische Situation.

Diese habe ich dort aufgesucht, wo sie überhaupt bisher als bestehender Konflikt vermutet wird, also nicht bei den Westjuden oder den Zionisten schlechthin, auch nicht bei den renommierten Führern oder den folgsamen Angestellten, noch weniger bei jenen Studenten und Bürgern der Partei, hinter deren belanglosem Typus kaum irgendwo die einen eigenen Weg sich suchende geistige Persönlichkeit wahrzunehmen ist. Nur mit dieser habe ich es hier zu tun, mit ihren leicht gezählten Vertretern, die sich, so gering heute ihr zahlenmäßiger Einfluß sein mag, gegen die Partei deutlich abheben, indem nur sie gegenüber dem Erstarrten und leblos Gewordenen undogmatisch die Leidenschaftlichkeit der Bewegung bewahrt haben.

Sofern diesen einzelnen gegenüber von allgemeingültigen Beobachtungen gesprochen werden darf, läßt sich folgendes anmerken:

Bei ihnen wird die übliche Stellungnahme zu den zentralen ostjüdischen Volks- und Kulturkomplexen, die außerordentlich anschauungsarm, in unüberbietbarer Entfremdung zu erfolgen pflegte und darum in hülfloser Ablehnung befangen blieb, durch mehr mannigfaltige Beziehungen mit dem Lebendigen abgelöst und erschüttert. Das geschieht seit dem Zeitpunkte, da bestimmte hochwertige Lebenstatsachen, Neubildungen über den Fundamenten unseres Volksseins genügend erstarkt sind, um auch ideologisch

einen deutlichen Ausdruck zu erhalten. Zwar einen in irgendwelchem Sinne gültigen, der mehr wäre als eine Angelegenheit von Intellektuellen, und in dem das Volk selber sich wiederfinden könnte, noch immer nicht. Aber die mehr sinnfälligen, treibenden Kräfte der Volkskultur, noch im Jahre 1913 von den anerkannten Funktionären der zionistischen Partei — an Blumenfeld und Pasmanik sei erinnert — als legendäre Einbildungen einiger dem Zionismus übelwollender Phantasten abgetan, haben sich aus der bisherigen Wirksamkeit im Unterirdischen bereits um das Jahr 1890 herausgehoben. Wo man hierzulande noch jüngst ein unrettbares Stagnieren und Verfallen vermutete, stehen scharf umrissen die neuen Typen der Klassen und Parteien unseres Volkes und grenzen sich in lebendigstem Widerstreit gegeneinander ab.

Die Veränderungen auf wirtschaftlichem Gebiet, von deren Ausdehnung ich im ersten Heft des „Juden“ ein skizzenhaftes Bild[1]) entworfen habe, sind längst über das keimhafte Stadium des Anfangs hinausgewachsen und zwingen dazu, so sehr sie auch durch das Interterritoriale unserer Siedlung zerrissen und unübersichtlich erscheinen, von einem eigentümlichen System unserer nationalen Wirtschaft zu sprechen.

Die wandernden Massen haben sich, während ein leichtfertiges Gerede unsere Emigration noch heute wie ein hoffnungsloses, ins Elend zerfließendes Ding behandelt, tragfeste Straßen und aufnahmefähige Sammelräume als neue zentrale Schauplätze unseres Volksseins geschaffen und standen 1914 bei sorgfältig vorbereiteten Versuchen zur weiteren Regelung dieser Siedlungsverschiebung.

Inmitten dieser sich überstürzenden und ineinanderfließenden Vorgänge, hinter denen sich starr und noch

[1]) In dem Aufsatz „Grenzsperre“. D. H.

immer kaum entschleiert die Umrisse der archaischen, unser Volk tragenden Fundamente verhüllen, sehen Sie im Osten eine junge, intellektuelle Oberschicht in Anspannung bemüht, das Chaotische gedanklich zu ordnen und den neuen Aspekten unseres Nationallebens in der Feststellung des Seienden und in der Forderung des Seinsollenden gerecht zu werden. Wohl verfährt sie noch immer stammelnd und vergebens das zwingende Wort suchend mit unserem Ungebrochensten, mit den Massen der gläubigen Juden des Ostens. Immerhin ist ihr die bedeutsamste Leistung zu verdanken, die seit den kulturpolitischen Versuchen der Maskilim und ihrer reifen Formulierung durch Achad Haam in der methodischen Behandlung der jüdischen Frage bis heute getan worden ist: sie erst hat die großen positiven Qualitäten unseres Nationallebens im Golus aufzudecken begonnen.

Es ist begreiflich, daß diese Ereignisse, ob sie nun in der unverkennbaren Tatsächlichkeit des Volkslebens oder in der mehr verhüllten der Ideologie vor sich gingen, und ob sie auch den Grund der jüdischen Dinge nicht erreicht haben, irgendwie die Stellung auch der westlichen Zionisten beeinflussen mußten. Gewiß ist hierzulande auch nur von dem Neuen lediglich Bruchstück, und selbst dies Karge meist noch entstellt durch die Parteiischkeit der Berichterstatter, bekannt geworden. Gewiß ist ferner, daß ein Außerordentliches an informierender Arbeit zu leisten ist, um dem Westjuden allein die äußerlichen Lebensverhältnisse seines Volkes als eine Summe nicht verunreinigter, der Wahrheit nahekommender Begriffe zu übermitteln. Eine Wirkung jedoch läßt sich nicht verkennen, die, wiewohl sie noch ganz im Negativen zu verlaufen scheint, das einzige Erfreuliche vorstellt, was ich hier im Westen wahrzunehmen vermag. Jene gezählten geistigen Menschen, lediglich von denen hier die Rede ist, sind auf das lebhafteste durch die neuen Erfahrungen beunruhigt worden.

Es wird Ihnen nicht schwerfallen, sich Ihre jüngste Situation in ganz knappen Zügen wiederherzustellen, um den Grad der Bedrohungsgefühle zu erkennen, die alsbald wach wurden, da Ihnen nun das korrekt Gelagerte der jüdischen Frage in einem Schwall bedrängender neuer Wirrnisse einzustürzen drohte. Sie werden sich ohne Mühe daran erinnern, daß Ihnen bis vor kurzem der Zionismus als die einzige legitime Form des jüdischen Nationalismus galt, daß Ihnen die Entscheidung in seinem Sinne folgerecht und eindeutig aus der Abkehr von den Symbolen der Assimilation hervorging. Plötzlich sahen Sie sich jetzt einer nationalen Bewegung gegenüber, die, wie wenig ich sie auch als gültig anerkennen mag, aus den zentralen Wohnstätten des Volkes hervordrängte, Zielsetzungen zu, die in leidenschaftlichem Gegensatz zu Ihrer eigenen stehen, und mit deren Begründungen Sie sich noch keinmal ernsthaft beschäftigt haben.

Man muß sich ferner vorstellen, daß der Golus für Sie wie für die anderen westjüdischen Menschen bereits zu einem starren Begriff ganz pessimistischen Inhalts geworden war. Als nun jene Ergebnisse der gereifteren Untersuchung unseres Volksseins sich vor Ihnen auszubreiten begannen, hatten Sie sich in begreiflichem Erschrecken Rechenschaft darüber abzulegen, daß Sie, sich in der nationalen Bewegung bereits auf dem Marsche und sogar an der Spitze wähnend, so gröblich an den primitivsten Tatbeständen unseres Nationallebens vorbeigeirrt waren.

Natürlich taten Sie es zuerst in der wenig aussichtsvollen Richtung der Revision, bei der das Lebendige in die engen Schachteln des Kompromisses hineingezwängt werden soll, um die nun deutlich sichtbar gewordenen Unstimmigkeiten der bisherigen Lehre irgendwie auszugleichen. Schrittweise und unter mancherlei Vorbehalten haben die Besten unter Ihnen den Widerstand gegen die unbe-

quemen Fakten aufgegeben, sobald ihre Ablehnung allzu sinnlos erschienen wäre. So hat man sich dem Komplex von Kulturwirkungen des Ostens, die strafbar oberflächlich und eng um den Begriff des Jiddischen gruppiert werden, nicht mehr im ganzen verschlossen. Auch die anderen großen Volksprobleme der Emigration, der wirtschaftlichen, der sozialen und der politischen Judennot hat man nicht länger automatisch durch Palästinabesiedlung lösen zu können vorgegeben, sondern ihnen mehr oder weniger weitherzig die Erforderlichkeit besonderer Regelung zugestanden.

Ich beabsichtige natürlich nicht, im einzelnen die Unzulänglichkeit dieser bis heute noch nicht zur Ruhe gekommenen Kompromisse darzutun. Es dürfte genügen, sie hier zusammenfassend zu bewerten. Bei ihnen handelt es sich um ein zahmes und wenig hoch zu bewertendes Wollen, nämlich darum, den Rahmen des bisdamaligen schematischen Bildes von der zentralen jüdischen Frage zu erweitern und darin für die jetzt vorgefundenen störenden Lebenstatsachen einen Raum zu schaffen, in dem vielleicht doch ein erträglicher Ausgleich mit den noch immer beibehaltenen zionistischen Leitsätzen möglich wäre. Bei all diesen Versuchen nimmt man aber nichts wahr von der fröhlichen Unbekümmertheit des geistigen Menschen, dem das bis zu Ende Denken die Luft ist, in der allein er atmen will, und der darum heiterspöttisch damit rechnet, durch das Unvereinbare der Dinge mit seiner eigenen Vergangenheit in einen unheilbaren Konflikt zu kommen. Vielmehr sehe ich, daß der grundlegenden Frage, ob denn hier ein Kompromiß überhaupt noch möglich sei, ängstlich ausgewichen worden ist, und stelle fest ein Bemühen nach Flickwerk und Reparatur um jeden Preis und nur die eine Sorge: die zionistische Ideologie unter allen Umständen lebensfähig und ausgebessert zu erhalten. Wesentlich ist mir darum, daß in jenen gezählten Menschen der Geist

nicht aufgehört hat, gegen seine aus Zweckmäßigkeiten und Rücksicht erfolgte Fesselung zu revoltieren. Denn ein Gefühl der Unbefriedigung und Beunruhigung hinterblieb, das, wiewohl es bisher noch keine starke Entladung aufzuweisen vermag und häufig sich niederhalten und betäuben ließ, als wertvolle Disposition jeden Augenblick zu einer Tat führen kann.

Immer wieder, wenn auch an unfruchtbaren und von vorneherein in die Irre weisenden Fragen über den Grad der eigenen nationalen Reife hat sich diese Unruhe in der letzten Zeit einen Ausweg gesucht. Das Eigenartige und Treibende an ihr besteht ohne Zweifel in dem bereits von mir zergliederten Erlebnis des westlichen Juden. Solange ihm die zionistische die nationale Entscheidung katexochen war, solange er auch von der ostjüdischen Intellektuellen Erhebung vornehmlich zionistische Äußerungen vernahm, mit denen er sich mühelos in Einklang bringen konnte, gab es für ihn keinen Anlaß, mit sich selbst unerbittlich abzurechnen. Es ist in diesem Belang nicht uninteressant, Sie darauf hinzuweisen, daß die hierhergehörenden Fragen vor Jahren einmal ganz nahe gestreift worden sind, ohne daß damals die Notwendigkeit ihrer Beantwortung empfunden wurde. Ich meine jenen Streit um Stammes- oder Nationalbewußtsein, den seinerzeit Franz Oppenheimer aufwarf, indem er ihm freilich den ganz bestimmten Zweck aufband, dem für die Palästinaarbeit zu gewinnenden Westjuden nur nicht ein allzusehr verpflichtendes Bekenntnis zum Nationalen abzuverlangen, sondern eben nur zum Sozialpolitischen, hinter welchem schmückenden Wort sich unsere jüngste Philanthropie zu verstecken beliebt.

Die Kernfrage selbst ist aber nicht damals und auch später nicht von Ihnen erhoben worden. Einer Ihrer Besonnensten, der Dr. Bergmann, bleibt z. B. in dem von ungewöhnlicher innerlicher Erschütterung zeugenden Aufsatz „Der jüdische

Nationalismus nach dem Kriege" noch vollkommen in einer engen zionistischen Betrachtungsweise stecken. Man hat wahrgenommen, daß trotz aller geschäftigen Arbeit in der Organisation die westlichen Nationalisten wenig jüdischer geworden sind. Man stellte mancherlei Schuldfragen. Max Brod sprach, mit jenem Recht, das doch nur ein Unrichtiges verdeckt, von der Hoffart der Intellektuellen; Bergmann verlangte, daß das Nationalsein endlich in das Lebendige und in seinen ganzen, auch den alltäglichen Umkreis hineinbezogen würde, und forderte von den zionistischen Ortsgruppen eine Umwandlung zu jüdischen Lebensgemeinschaften; der bisherige Mißerfolg der Hebraisierungsarbeit wurde unerschrocken festgestellt; aber das Unaufschiebbare ist nicht geschehen. Es ist nicht vor allem andern geklärt worden, ob der dergestalt Ärmliche, entratend aller innewohnenden Erprobung, — ob dieser nun erst in seiner Nacktheit Erkannte, der Westjude jüdisch genügend gerüstet war, als er vorschnell und in einem ganz bestimmten Sinne sich in der nationalen Frage entschied.

Vor diesem Tatbestand voll fruchtbarer Konflikte, der den Zionisten zwingt, sich endlich gegen sich selbst und seine voreiligen Entschlüsse zu wenden, hat die Skepsis dieser gewiß verdienstvollen Männer haltgemacht. Da sie sich nicht einmal im reinen Gedanken aus ihrer parteimäßigen Gebundenheit zu lösen vermochten, haben sie immer wieder nur die Unzulänglichkeit der westlichen Juden für den Zionismus festgestellt und beklagt. Das hat dann die gegenwärtige Sachlage, die auch ethisch unerträglich geworden ist, völlig verdeckt und ihr eine neue Dauer gegeben. Denn wer bereits und ausschließlich so sehr ins einzelne geht, sich nur mit den innerzionistischen Mängeln zu beschäftigen, der legitimiert doch wohl ein höchst Anfechtbares, jenen Eintritt von Westjuden in eine der nationalen Bewegungen, der noch im Zurückhaltung gebietenden

Stadium absoluter Entfremdung vom Volk erfolgt ist. Er setzt voraus, daß an der allgemeinen Eignung der Westjuden für die Betätigung im Nationalen kein Zweifel sei; er stellt es ungefähr so dar, als befänden Sie sich nicht, wie es uns alle heute schmerzhaft quält, in einer ganz abnormen, eigentümlichen Lage, sondern als unterschieden Sie sich von anderer, zu ihrem Volkstum heimwollender Intelligenz höchstens in belanglosen Nebensächlichkeiten; als hätten Sie bei Ihrem ersten Bekenntnis zur nationalen Bewegung, das Sie auf hitzig umstrittene Dinge festlegte, ernsthaft alles überschaut und abgewogen, was es da überhaupt zu bedenken gibt. Demgegenüber muß leidenschaftslos, aber ohne Weichherzigkeit das Besondere, das die westjüdische Betätigung im Nationalen so sehr entwertet, klargestellt werden.

Es wird bei diesem Unternehmen förderlich sein, zunächst einmal knapp und deutlich (ohne den Anspruch, damit über die Besonderheit der jüdischen Lage Entscheidendes auszusagen) den Grad der Bereitschaft zu bestimmen, die unter günstigen Bedingungen den Intellektuellen zur Stellungnahme im Nationalen und zur Arbeit daran befähigt. Dieser zu einem Normaltyp von mir Vereinfachte und im Wirklichen nur selten in Vollendung Anzutreffende mag in seinen Jünglings- oder Mannesjahren welche Fülle auch immer von Eindrücken fremder Volksart bereichernd, verwirrend oder klärend über sich ergehen lassen — er mag noch so lange in dem engen Bereich einer hochmütigen Zunft oder einer einseitig geratenen Kaste sich abgeschlossen halten — unermeßliche Beziehungen verknüpfen ihn doch bis zu seinen Unzulänglichkeiten leibhaft mit dem Volksinnern. Sein Ohr ist für immer durch die Klänge der Volkssprache und ihre eigenartige Architektonik geformt; selbst sein Physiognomisches hat sich ihnen nachgebildet; das Alltägliche hat weite Felder seiner Seele in der bestimmten Richtung des Eigennationalen gepflügt. Der Bauer, der Bürger, der Sänger

und der Betende, das Mädchen und der Zecher, Handwerk und Spiel, Hof und Werkstatt — dies und all sein Geistiges ist hundertmal getränkt mit jenem Besonderen, das dann, in die Welt des Begriffs erhoben, ihm die Nation bedeutet. Wie er sich nun auch im Widerstreit der Erscheinungen und der Kampfesrufe, die um sie toben, zurechtzufinden sucht, — das enge oder weite Bild der Nation, das in unzähligen Gesichten, Klängen und Erlebnissen in ihm wirkend ist, erscheint durchaus sinnlich fundamentiert; er selbst ist tief im Eigenvölkischen eingebettet, und gerade seine schöpferischen, selbst die umstürzlerischsten, freiesten Entschlüsse empfangen daher ihr wohltätiges inneres Gesetz. Denn jede seiner bedeutsameren Handlungen führt etwas fort, das hier irgendwo bereits, längst vorgezeichnet, seinen Anfang hat, der sie legitimiert und ihre Energie alten, wenn auch nur im Unterirdischen fließenden Strömen einbringt.

Nun weicht bekanntlich das Bild der jungen, erst in der Bildung begriffenen europäischen Völker von diesen soeben skizzierten der in der Sicherheit der Tradition heute vollendet wirkenden Nationen erheblich ab. Um auch hier die besondere Gesetzmäßigkeit wahrzunehmen, empfiehlt sich der Anblick des Zwie- und Mehrspältigen, das bei Flamen, Irländern, Ukrainern und Völkern ähnlicher Schicksale noch immer in dem Gebaren der intellektuellen Oberschichten zu beobachten ist. Man weiß meist zu wenig davon, wie hitzig hier, von fester gefügten nachbarlichen Kulturen auf das Energischste angezogen, bestimmte Gruppen das Eigenstämmige in sich selbst niederzuhalten und zu verringern suchen; wie sie maßlos gegen die Grundlagen ihres völkischen Bestandes Sturm laufen, an ihren Bindungen lockern, das Besondere ihrer Sprache und Gesittung leichthin gegen das Fremde vertauschen, um aus dem gesprengten Kreis des ihnen provinzial und eng dünkenden Eigenen in die vermeintliche Weite, Freiheit und Humanität des Fremden

sich einzubeziehen. Man übersieht auch meistens, wie sehr die alten machtbegehrenden Gewalten Europas, seien es nun die großen kirchlichen oder die politischen Gemeinschaften, etwa das großrussische Prawoslawentum oder der nie rastende Expansionsdrang der französischen Kultur, eine Witterung dafür haben, welch nützliche Eroberungen ihnen an den gefährdeten Peripherien der kleinen Nationen, in den Kreisen der Europäisierten und des durch den Kapitalismus zermürbten Bürgertums winken.

Mit diesen zur Assimilation Drängenden in erbittertem Kampf nimmt man Intellektuelle wahr, die aus den zentralen, von kapitalistischem Geist erst wenig geschädigten Schichten der Bauern, der Handwerker und Kleinbürger herkommen und sich schützend vor ihr Volkstum stellen. Häufig sind sie in kurzer Zeit genügend erstarkt, um von den bisher Assimilierten mehr und mehr zur Heimkehr zu beeinflussen.

Bei diesen Heimkehrenden verlohnt es, noch etwas zu verweilen, weil meistens aus ihnen die Masse der sich wieder auf das Nationale richtenden Gebildetenschaft hervorgeht. Betrachtet man sie in ihrem ersten Stadium so oberflächlich, wie das Zeitungsschreiber und Sonntagsreisende zu tun pflegen, so möchte man das Volk beklagen, dem die Söhne dergestalt mißrieten. Je jünger erst ihr Assimiliertsein datiert, sieht man sie mit erbitterter Feindseligkeit gegen das Eigene eingestellt. Man wundert sich über ihre mannigfachen Verrenkungen, völlig in dem assimilierenden Volke aufzugehen und noch in den letzten Nuancen ihres Sprechens und ihrer Geste und erst recht in den groben Sinnfälligkeiten der Tracht, der politischen und religiösen Meinungen, wie überhaupt der Zivilisation alles ängstlich abzustreifen und niederzuhalten, was ihre Herkunft aus einem anderen Kulturkreis verraten könnte. Was aber immer wieder von den Sonntagsreisenden übersehen wird, das sind

die niemals aussetzenden unterirdischen Bindungen. Die ermöglichen es, daß der fanatische panslawische Orthodoxe und der freidenkerische Französling von gestern sich heute plötzlich in ihr ukrainisches und flämisches Volk hineinstellen und hier nach recht kurzer Zeit wichtigste aufbauende Arbeit wie selbstverständlich leisten.

Bevor nun von den verhältnismäßig günstig gelagerten Assimilationsverhältnissen dieser nationalen Gruppen zu den singulären Erscheinungen der westjüdischen Entwurzelung übergegangen werden kann, ist es nötig, noch ein wichtiges Komparationsobjekt heranzuziehen, das uns die äußerste Klarheit über diese Dinge gewinnen läßt, und von den eigentümlichen Schichtungen der ostjüdischen Intelligenz zu reden. Es kann sich dabei, wie übrigens in diesem ganzen Versuch wegen der gebotenen Gedrängtheit selbstverständlich nur um Schematisierung handeln, die ein gewiß großes Stück vom Lebendigen an sich reißt, aber niemals vergißt, wieviel Wichtiges aus ihrem zusammenpressenden Rahmen herausbleiben mußte. Das soll besonders bedacht werden, wenn der Begriff Westjude oder „Westler“, so wie er seit den letzten Jahren von der jüdischen Soziologie gebraucht wird, auch hier zur Anwendung gelangt, also keineswegs als eine irgendwie geographische Kategorie. Es genügt ja der flüchtige Blick auf die unermeßlichen Räume des russischen Imperiums, um zu erkennen, daß neben den in dichter Siedlung wohnenden jüdischen Volksmassen nicht unbeträchtliche, von ihnen räumlich seit langem abgesprengte Teile vorkommen, die nur noch ganz locker dem Herzen der Nation verbunden sind. Aber auch außer diesen räumlich abgesprengten Teilen gibt es andere, die, obwohl sie in den Zentren der jüdischen Siedlung wohnen, milieuhaft dem Volk nicht mehr angehören — sie ähneln jenen, die im Vorigen als am Hartnäckigsten in das Getriebe der kapitalistischen Gewalten verstrickt bezeichnet wurden. Aus diesen

Schichten gehen zahlreiche Intellektuelle hervor, die niemals von den gestaltenden Kräften des Volkswillens geformt worden sind, die also an Bereitschaft zu nationalem Tun kaum mehr mitbringen als der Westler Westeuropas. Man wird sogar feststellen, daß hier die Tendenzen zur Artentäußerung noch weit ungestümer und entfesselter wirken als bei uns, wo sie vermöge der langen Dauer unserer Entwurzelung bereits eine gewisse Milderung aufweisen. Während heute viele Westjuden die Segnungen der europäischen Allerweltszivilisation seit Generationen in solcher Fülle sich zu eigen machten, daß diese ihnen bereits über sind und sie gar keinen Anreiz auf ein Mehr verspüren dürften, hat sich jenen ostjüdischen Schichten erst seit kurzem die verlockende Aussicht auf das angeblich universalere und humanere Europäische geöffnet, und ihr ungestümes Drängen aus den Toren des Nationalen hinaus auf die europäischen Marktplätze entspricht dem ungeheuren Druck, der sie bisher davon abgesperrt hielt. Nur hierdurch erklärt sich die auf den ersten Blick unfaßbare Tatsache, daß es sogar im ostjüdischen Zionismus Strömungen gibt, die sich mit der äußersten Feindseligkeit und Verachtung zu den Massen ihres Volkes beziehen, und mit dem ungebärdigen, desequilibrierten Elan des von fremdnationalen Wertungen Geblendeten und Verleiteten sich nicht scheuen, die angeblich uns im Golus noch verbleibende Spanne Zeit in sklavischer Einstellung auf großrussische oder polnische Lebensart zu verbringen.

Man wird also einstweilen diese den Westjuden starkangeähnelten Schichten von vornherein auszunehmen haben, wenn die besonderen Bedingungen der ostjüdischen Intellektuellen erwogen werden. Es ist zunächst festzustellen, daß hier augenblicklich noch alles im Fluß ist. Wir sehen im Vordergrund der nationalen Parteien noch immer eine erheblich lärmende Menge von Halbgebildeten, die alle Unarten einer Herkunft aus dem Proletarischen aufweisen, und deren

Menschliches die Mängel jeder jungen, erst in der Bildung begriffenen und der wohltätigen Beruhigung erprobter Tradition entratenden Gebildetenschaft noch immer nicht verdecken kann. Wir haben da eine Oberschicht jüngsten Datums vor uns, die gestern noch sich in allen Gassen Europas naschend und an Oberflächen sich versuchend herumtrieb und kaum erst sich in ihr Volk zurückzufinden begann. —

An diesem Punkte angelangt, mag es geboten sein, mich Ihnen in knapper Schärfe darüber zu äußern, wie skeptisch und ablehnend ich mich zu allem verhalte, was augenblicklich an Leistung der nationalen Parteien des Ostens vorliegt, und warum ich selbst dort, wo sie Steigerungen und eine neue Reife aufweist, noch immer die mühsam verdeckte Ohnmacht und das Steckenbleiben im zeitlichen Europäischen wahrnehme. Ich meine nämlich, daß noch nirgendwo hier die starken kundigen Hände sichtbar sind, die, tief bis in das Herz des Volkes heruntertauchend, ihm die leuchtenden Farben und die gültigen Zeichen hervorholen, mit denen die uns tragenden Massen der gläubigen Juden die Tafeln ihrer Erschütterung und ihres Aufstieges geschrieben sehen wollen. Noch ist es der unerkannte Irrtum dieser Patrioten, als seien sie selber und das, was sie verhandeln, planen und erstreben, bereits dem unfertigen Zustand einer Angelegenheit von Intellektuellen entwachsen und vermöchten, so wie sie jetzt sind, das Volk in ihren Bann zu zwingen als ein Lebendiges, selber Wollendes. Es muß daher mit dem Gerede, mit dem hier eine Partei die andere herabzusetzen sucht, als habe gerade sie die großen Massen hinter sich, mit aller Entschiedenheit aufgeräumt werden, und das bittere Wort muß fallen, daß das Volk hinter den nationalen Parteien heute keinen Platz findet, sondern ohne Anteilnahme und Gläubigkeit ihren dem Nichtjüdischen entlehnten Spielen zusieht. Wenn wir auch bereits eine nationale Bewegung haben, in der Europa sich vielfältig spiegelt — das

Volk erkennt sein Jüdisches und seine wirklichen Möglichkeiten nicht darin. Es fühlt sich hier als ein Objekt, nicht viel anders als zu jenen Zeiten, da die Stadlunem und Philanthropen für es agierten. So wartet es in seiner rührenden Demut und unerschütterlich auf die Zeit, da begnadete Menschen ihm ein zündenderes Feuer in die verhaltene Glut seiner Seele werfen werden. Erst dann wird es erlaubt sein, das bedeutsame Wort von des Volkes Erhebung auszusagen. —

Dieses anmerkend, wollen wir hinter den unglaublichen Naivitäten und den oft erschreckenden Sünden gegen den Geist, die im Osten geschehen, hinter dem unangenehm sich vordrängenden Halbgebildetentum der Journalisten und der Volksredner nicht jene beachtenswerten ernsteren Gestalten übersehen, die sich bereits seit langem in der jüdischen Gasse erblicken lassen und die in den letzten Jahren genügend zahlreich waren, freie aktive Gruppen zu bilden, wie sie sich um die „Jüdische Welt", um den Pinkes, um die neue jüdische Volksschule, um die zahlreichen Vereinigungen zur Erhaltung und Erforschung des alten Volksgutes und nicht zuletzt auch um die mannigfachen Verbände für jüdische Realpolitik geschart haben.

Was hat es diesen stetig sich verstärkenden Schichten ermöglicht, sich so erstaunlich schnell aus den Fängen des noch immer gleisnerisch wirkenden Internationalismus, des Sozialismus und der übergewaltigen geistigen Strömungen des Russentums zu entziehen? Was hat es ermöglicht, daß manche Vertreter des jungen ostjüdischen Nationalismus überhaupt niemals nennenswert von den zur Assimilation treibenden Gewalten bedrängt waren, sondern beinahe kontinuierlich ihrem Volke treu verblieben sind? Doch in der Hauptsache dies, daß die bedeutsamen unterirdischen Gewichte, von denen ich im vorigen sprach, die überwiegende Masse dieser Intellektuellen im Eigenvölkischen verankert

halten; daß hier unaufhörlich etwas wirkend ist, das selbst in den Perioden der leidenschaftlichsten Artentäußerung als stumme Möglichkeit auf den Augenblick wartet, seine Sprache wiederzugewinnen. Diese Bindungen mögen unrettbar verschüttet scheinen — sie sind es selbst bei den besten ostjüdischen Patrioten noch immer in einem beklagenswerten Maße —, austilgen lassen sie sich nicht, so wenig wie eine Jugend und ihre das Individuum formenden Eindrücke sich vergessen lassen. Denn das Volk selbst ist über diesen Individuen in den entscheidenden Lebensjahren mächtig gewesen und hat ihnen unverkennbar in Geste, Tonfall und frühester Empfindungsart ein nachhaltiges Atmosphärisches übermittelt. Ob sie nun, rauh vom Antisemitismus zurückgestoßen oder von der steigenden Welle der nationalen Beweguug erfaßt, sich von den glänzenden Fahnen der Assimilation abwenden — die Heimkehr ist ihnen kein Mühsäliges und fällt ihnen ohne sonderlich gespannte Bemühung wie von selbst zu. Denn noch mit der alltäglichsten Handlung, mit dem Abstoßen eines unvolkstümlichen Brauches, mit dem Ablehnen einer unjüdischen Denkart und dem Herausarbeiten einer weniger barbarischen, verstümmelten Sprache schaffen sie bereits während der Heimkehr am Nationalen. Aus tausend aufstehenden Erinnerungen und aus den unzähligen Gesichtern des Alltäglichen blickt sie das Antlitz des Volkes bedeutsam an. Ein geringes Nachdenken über die Sorgen und Mühsäligkeiten ihrer Nachbarn enthüllt ihnen mehr als eine glänzende abstrakte Darlegung über das jüdische Wirtschaftsleben. Sie sinnen über einer alten Sitte — irgendwoher summt ihnen eine Volksweise entgegen — eine alte Mutter sagt ihnen ein vorzeitiges Gleichnis — und sie fühlen sich ganz nahe an die Quellen der Volkstümlichkeit versetzt. Es tut ihnen nicht not, sich neue Organe auszubilden, um die Welt ihres Nationalen einzufangen.

Dergestalt ist aber längst nicht mehr die Lage der westeuropäischen Juden. Ihnen gegenüber geht es nicht an, von bloßen Assimilationserscheinungen zu sprechen. So nämlich, wie dieser Begriff allein sinnvoll angewendet werden darf, sind sein Schauplatz die räumlichen oder milieuhaften Peripherien einer nationalen Gemeinschaft, die zwar in allem Unbewußten noch durchaus durch den Lebensplan des Eigennationalen geformt und gebunden bleiben, aber in den „real" genannten Lebensbeziehungen vielfältig in fremdnationale Interessenkomplexe verstrickt sind, so daß ihre beabsichtigten, bewußten Gebärden noch stets in einem Gegensatz stehen zu aller ursprünglichen Geste. Hier bedeutet also Assimiliertsein das Niederhalten von wirklichen, inhalterfüllten Bindungen mit dem Eigennationalen zulieb der Nützlichkeit von allerlei eingetauschten Lebensformen. Die Judenschaft in den Westländern, sei sie nun orthodox oder neolog, zionistisch oder deutsch-freisinnig gerichtet, ist dagegen bis zu den Fundamenten hinab aus den Bezirken unseres Volkes herausgeglitten. Was verbindet sie mit ihm noch, sinnfällig erkennbar oder auch nur in ihren Verborgenheiten? Wer das gänzlich andere, das Fremdartige, das aus diesen Juden als Gesamtheit geworden ist, am überraschendsten erfahren will, der suche das Westliche dort auf, wo es im groben Äußerlichen von Satzung und Lehre noch mit dem Volke zusammenzuhängen scheint. Was sind das für erbärmliche Ausklänge, die dann und wann einmal an den Stätten ländlichen deutschen Judentums hörbar werden und die ehemalige Einheit bezeugen könnten! Nicht nur, daß sie der, dem sie in der Sprech- oder Singweise entfahren, der orthodoxe Jude im günstigsten Falle wie eine komische Erinnerung an die engen, rückständigen Zeiten der Vorväter belächelt und häufiger noch sich ihrer herzlich schämt, wenn da ein vorbetender altfränkischer Jude plötzlich in jenen uralten, aber freilich unter seinen

Lippen schon grob und unfein gewordenen Singsang verfällt. Aber hier, in allem Synagogalen war doch eine beständige Expansion des Ostens wirkend und ein beträchtliches Aufgebot von seinen Sendlingen, von Rebben, Melamdim, Schoichtim und anderen Klei-Koidesch hat unbewußt immer wieder etwas wie eine Einheitlichkeit zu erhalten gesucht. Und trotzdem, welch kaltes, nüchternes, europäisches Ding ist hierzulande aus dem in die Himmel schluchzenden Nigen des Volkes geworden! Zwischen dem Hamawdil, mit dem der deutsche Orthodoxe sich dem Werktag zuwendet, zwischen dieser selbstzufriedenen, vergnügten Melodie und der ein Unermeßliches an Hoffnung und Hingabe bindenden Weise, mit der im gleichen Lied der Ostjude vom Schabbes Abschied nimmt, gähnt drohend vor dem, der zu hören weiß, der ganze bereits zur Kluft geweitete Ablauf der westjüdischen Entseelung. Was ist da noch von allem Weiteren, von der Versteinerung der übrigen elementaren Lebensäußerungen des Volkes zu glattem Kultus und sinnlos gewordenem Brauch zu reden! Nirgendwo singt sich im Herzen der Westjuden das jüdische Lied, ballt sich ihnen die Grenzenlosigkeit jüdischer Gotteskindschaft zu den gültigen Formen des Symbols und der Mythen.

Dabei verkenne ich gar nicht die bis in dritte und spätere Generation überdauernde Lebenskraft von allerlei landschaftlichen Sonderheiten des Pfälzer, des Hessischen, des Niederrheinischen und des Posener Juden. Aber Bindungen mit dem Volksganzen, die in sich Inhalte und Verkörperungen, also kulturelle, soziale oder politische Gemeinsamkeiten darstellen, sind hier nicht mehr vorzufinden. Hier hat sich Assimilation bis zur völligen Lossprengung aus dem Lebensplan der Nation verschärft. Um die hoffnungsarme Situation der Westjuden einigermaßen in ihrem Eigentümlichem zu treffen, geht es nicht an, weiterhin ihr gegenüber den irreführenden Begriff „Assimilation“ beizubehalten, sondern

man ist gezwungen, den Grad der hier erreichten Wesensänderung als Fremdstämmigkeit zu bezeichnen, ohne ihm damit im vollen Umfange gerecht zu werden.

Dafür, daß dem so ist, werde ich mich nicht an die augenfälligen Kundgebungen halten, mit denen die westjüdische Besonderheit in dem Gebaren der so sich nennenden Deutschen jüdischer Konfession in Erscheinung tritt. Sondern ich sehe mannigfachen Anlaß, das Westliche dort aufzusuchen, wo es am angespanntesten sich gegen die letzte Entjüdischung wehrt, und wo das, was hier überhaupt an jüdischem Lebenswillen noch vorhanden ist, seinen stärksten Ausdruck erhält: in der westzionistischen Gebildetenschaft.

Was alles hat sich bei dieser gezeigt? Sie hat, wie ich im Vorigen andeutete, jahrzehntelang das denkbar unwirklichste und verzerrteste Bild von der Volksmasse zur Rechtfertigung ihrer am Golus verzweifelnden und Palästina als letzten Rettungsplatz wählenden Entschließungen beibehalten. Beinahe vor jeder wesentlichen Auswirkung des Östlichen, die vom Eigenleben des Golus zeugte, stand sie wie vor unerwarteten Entdeckungen. Würde man die Bestunterrichteten unter Ihnen einem noch so gelinden Rigorosum unterziehen und Sie nach Gegenständen fragen, deren Kenntnis bei aller anderen national arbeitenden Intelligenz als selbstverständlich vorhanden vorausgesetzt wird, — Sie würden die Antworten wohl schuldig bleiben. Sie wissen nicht, wie die Masse Ihrer Volksgenossen lebt, wie und wo sie wohnen, was sie lesen, singen und bedenken; nichts von den Kümmernissen und Freuden, mit denen sich ihnen der Tag füllt. Aber nicht nur dieses Handgreifliche, das, vor jedermanns Auge gestellt, sich mühelos erkennen läßt, blieb Ihnen bisher ein abstrakter Schemen. Noch ist nicht von dem Wichtigeren gesprochen worden, das in dem Alltäglichen nur einen Ausdruck hat, und das wahrzunehmen einen besonderen Sinn erfordert. Es verfügt nämlich, wie wir sahen,

der Volksfreund jeder anderen Nation über eine mehr oder weniger mühevoll erarbeitete Konzeption von der Seele des eigenen Volkes. Die starken, prägenden Gewalten der Jugendzeit haben ihm ihren Grundriß beinahe wie ein Geschenk in die eigene Seele hineingezeichnet. Für ihn bedarf es nicht einer mühsäligen Erforschung dessen, was die Heutigen mit den Geschlechtern der früheren Zeit verbindet; er weiß in sich eine untrügliche Witterung für die bauenden und niemals aussetzenden Gewalten, die der Nation das Leben verbürgen. Gewiß kann er je nach seinem Temperament und nach seiner Einbettung im Sozialen seine Stellungnahme hundertfach verschieden gestalten — darin wird stets die Fülle und die reiche Verzweigung der nationalen Lebensströme zum Ausdruck kommen. Das Formende aber, das hinter seinen Entschlüssen steht, wird bestehen in jener im wesentlichen eindeutigen Konzeption der aus der Vergangenheit in das Zukünftige planvoll wachsenden Volksgegenwart. Diese grundlegende, instinktive Erfassung des Nationalen besitzt der Westjude nicht. In Deutschland wohnend, mag er ein bestimmtes Gefüge von Eindrücken der deutschen Volkslandschaften, ihrer Geistigkeit und Vitalität, wie auch der sie speisenden Quellen sein eigen nennen. Den Volksgenossen steht er unsagbar verarmt gegenüber.

Hier kann ich nicht an einer in den letzten Jahren aufgekommenen voluntaristischen Begründung des Zionismus vorübergehen, die in sich allerlei Anreize birgt, die Unerträglichkeit der Lage zu verdecken und an den allein möglichen und erlaubten Lösungen vorbeizuführen. Als nämlich die logisch und empirisch aufgebauten Fundamente des Zionismus sich als unterwühlt und wenig tragfest zu erweisen drohten, begannen einzelne, so Böhm und einige junge Prager Juden, die bis dahin auf die wissenschaftliche Sicherung der Ideologie besonderen Wert gelegt hatten, mit einem neuen Räsonnement, das sie den drohenden Kon-

flikten zu entziehen versprach. Man meinte etwa: Was liegt denn Großes daran, ob der ideologische Unterbau unserer Bewegung Widersprüche und Unzulängliches aufweist. Wir sind nicht ihm zulieb Zionisten. Von gedanklichen Konstruktionen ist unsere Willensrichtung durchaus unabhängig — unser Zionistischsein ist Akt unserer freien Wahl.

Eine derartige Fundamentierung einer Bewegung (mir von vornherein nicht unsympathisch, trotz ihrer offenbaren Ärmlichkeit) könnte sich hören lassen, wenn in der Tat hier ein überlegener, selbstherrischer Geist aus den vor ihm ausgebreiteten Möglichkeiten, sich zu entscheiden, diejenige auswählen würde, die irgendwo in seiner Seele längst vorgezeichnet läge. Es wird aber bei ihr vorausgesetzt, daß der Wählende ganz nahe an den Quellen der Volkstümlichkeit wohnt, und daß von ihnen seine Entschließungen machtvoll gespeist werden. So nur könnte die innere Folgerichtigkeit des Lebendigen in all seinen Kontrasten und Spielarten in ihm wirkend werden. Eine solche ganz auf Willkür sich stellende Fundamentierung würde also, wenn auch noch immer anfechtbar, dennoch diskutabel sein im Munde eines Intellektuellen, der ausreichend tief im Eigennationalen seine Wurzeln hat und unter dessen Blick dieses Nationale sich ausbreitet, weithin, noch im Verborgensten sichtbar, nicht entstellt und durch Voreingenommenheiten nicht verschleiert. Bei einem solchen allein könnte, kraft des Reichtums der sich nun andrängenden Entschließungen, ein derartiger Akt Wahl genannt werden, nicht aber bei dem von uns Erkannten, dem westlichen Juden.

Dessen Besonderheit und die bloße Assimilation Zurücklassendes ist von mir mit dem Wort „Fremdstämmigkeit" belegt worden, nicht etwa, um damit Anlaß zu geben zu einer neuen Wortzänkerei, als ob mir diese vier Silben selber etwas gälten, sondern um annähernd etwas zu benennen, das ein äußerstes Versagen ist, tragisch in seinen

Wirkungen und beinahe aussichtslos in seinen bisherigen Äußerungen. Seit den vier Jahrzehnten, die der Westjude an der zionistischen Bewegung Anteil nimmt, hat sich daran nichts Beträchtliches geändert, weil dem die Eigenart der zionistischen Ideologie selber im Wege war. Diese hat in ihrer bisherigen Formulierung vom jüdischen Volk in der Regel nur gesprochen wie von etwas erst in Zukunft zu Bildendem, das gegenwärtig entweder nicht da ist, oder so, wie es ist, erbittert oder in Trauer und Wehleidigkeit abzulehnen sei. Auch jene mehr besonnenen, revidierten Zionismen, die in den jüngsten Jahren mancherlei fundamentale Kräfte im Östlichen anzuerkennen vermochten, verblieben grundsätzlich in der gleichen Einstellung, indem sie das Hauptgewicht der nationalen Frage in das Kulturelle verlegten und es so darstellten, als wäre der gewaltige, uns alle tragende ostjüdische Kulturkomplex nicht etwas in und aus sich selbst Wachsendes, das sich bedeutsam in die Höhe türmen wird, wenn seine Zeit da ist und wir alle es unbeugsam wollen, sondern als wäre da nur mehr ein Haufen Scherben, und nur von der Zukunft und aus einem neuen Territorium heraus könne ihm die erweckende, ordnende Kraft einmal kommen. Dies aber heißt: Es gab eine nationalistische Bewegung, die verlegte den Schwerpunkt der nationalen Arbeit vollkommen aus dem Seienden in das erst zu Schaffende, aus den gegenwärtigen Zentren der Volkskraft in einen gänzlich neuen Schauplatz. Es gab also eine Ideologie, die für die minderen Fähigkeiten der Westjuden einen Ausweg wußte, auf dem sie angeblich dem Nationalen genau so arbeitsfähig und arbeitswichtig werden konnten wie jede andere, insbesondere wie ostjüdische Intelligenz. Indem diese Ideologie unser lebendiges Volk von vornherein vermöge schlimmer aprioristischer Minderbewertungen und in Unkenntnis alles Grundlegenden als nicht gültig und zu nichts Besonderem verpflichtend beiseite

schob und hinwegredete, enthob sie ihre Gläubigen der mühsäligen Opfer, zuerst einmal vor aller Entschließung sich tief in das Innere des Nationalen zu begeben. Muß ich Ihnen da noch ausführlich auseinandersetzen, wie sehr diese merkwürdige Lehre geeignet war und noch immer ist, westlichen Juden einzugehen? Muß ich den Gemeinplatz anführen, daß die mittelmäßigen Köpfe die Aufregung der äußersten geistigen Erlebnisse scheuen und aus einem seltsamen Geheiß der Trägheit den Anprall mit dem konfliktgeladenen Wirklichen zu mildern suchen, indem sie schützende gedankliche Konstruktionen dazwischenschieben? Ist es nach allem, was Ihre anerkanntesten Theoretiker, wenn auch sie mit Befriedigung, selber darüber gesagt haben, nötig, nochmals darzulegen, daß diese Ideologie durchaus westjüdische Schöpfung war, — wie ich meine eine jener Linderungen, die der bedrohte und vor ungeheure Entscheidungen gestellte Intellekt sich zu erfinden pflegt, um das Geringste an Opfer, Gefährdung und Unruhe auf sich zu nehmen?

Es kann demnach nicht verwundern, daß der eigenen Fremdstämmigkeit von den westlichen Zionisten bisher noch keinmal energisch und zielbewußt entgegengearbeitet worden ist. Mußten sie doch bei ihrer merkwürdigen Auffassung der nationalen Situation vermeinen, die Heimkehr zu den Eigenen würde bei ihnen unter den gleichen günstigen Bedingungen vor sich gehen, wie bei anderer, sich auf ihr Nationales besinnenden Intelligenz.

Bei der hatte man wahrgenommen, daß sie in bemerkenswerter Schnelle und meistens ohne den besonderen Aufwand kühner geistiger Leistung sich mit einer einzigen gewaltsamen Drehung aus den unreinlichen Bezirken der Artentäußerung plötzlich in das Volksinnere hineinversetzen konnte. Man bemerkte, wie diese eigenmächtige Wendung ihr besonderes Gelingen aus einem Aufwand bloß emotio-

naler Erregung hernahm, so daß es genügte, wenn jene Assimilierten sich leidenschaftlich von den Symbolen der Artentäußerung abkehrten, um ohne weitere Wandlungen befähigt zu sein, sich mitten in ihr Volk zu stellen. Daher hat man in dem leidenschaftlichen Abkehrwillen von der Assimilation die grundlegende und entscheidende Tat für das Nationalwerden angesehen, als wäre für den Assimilierten letzten Endes nur ein Negatives zu tun: eine Drehung, die das Antlitz den Zeichen der Assimilation entzieht, um dadurch von selbst in den Bereich des nationalen Eigenlebens hineinzugelangen. Es ist unbestreitbar: wo jene unterirdischen Bindungen an das Volkstümliche noch nicht abgerissen sind, wo es gilt, lediglich Assimilationserscheinungen zu überwinden, da vermag eine derartige Drehung auf dem alten Standort zu genügen, um nun plötzlich die alte, dauerhafte Wurzelung wirkend werden zu lassen. Dies aber ist nicht der Fall der westlichen Juden. Für sie bedeutete das Abwenden von der Assimilation gewiß etwas Eminentes. Indem es sie von übermächtigem fremdem Geheiß befreite, verwies es sie auf angespannte Erhöhung und Reinigung ihres persönlichen jüdischen Ethos und stellte die Unermeßlichkeit des Östlichen als ein neues Fremdes und doch Zugehörendes vor sie hin. Damit hatten sie wohl einen Ausgangspunkt, von dem mannigfach Wege in das lebendige Volk führten, aber es trug sie dort nicht hinein. Das Weitere lag zunächst, da sich endlich die furchtbar klaffende Kluft überschauen ließ, als Ziel bedeutsam vor ihnen. Waren sie demnach erst am Beginn ihrer Wandlung, und war da auch kein Vorzeichen, das ihnen die Überwindung ihres Fremdseins verbürgte, Herz und Fuß waren ihnen doch wiedergegeben und hatten eine glückhafte Richtung angenommen.

Es wäre daher nichts Verhängnisvolles darin zu erblicken, wenn das Geschlecht, das jene Abkehr um das Jahr 1880

erstmalig bezwang, in selbstfroher Genügsamkeit die Bedeutung einer solchen Tat überschätzte und es bei einem Verharren in ihr bewenden ließ. Indessen wächst heute den westlichen Zionisten bald die dritte Generation heran, und noch immer ist man über das Primitive der ersten Drehung nicht hinausgekommen. Assimilation vermag durch sie überwunden zu werden, indem dann ohne weiteres die unterirdischen Kräfte hoch schnellen und alles machtvolle Nichtassimilierte freilegen. Fremdstämmigkeit erfordert eine weitergehende Bewegung. An ihr ändert sich durch die wunschhafte Abwendung von der fremden Art noch gar nichts, denn es besagt ja ihr Name, daß jene Bindungen, die beim bloß Assimilierten von selbst wirksam werden, nicht mehr vorhanden sind. Fremdstämmigkeit bedeutet, daß der ihr Unterliegende nach der Drehung erst vor seiner wichtigsten Aufgabe steht: über den ungeheuren Abgrund hinwegzuschreiten, der ihn von seinem Volke trennt, und schrittweise sich dem Volkstümlichen erst einmal zu nähern.

Weiter möchte ich nicht auf einer solch abstrakten Behandlung der Heterogenität dieser Dinge bestehen; denn es gibt einen anderen Weg, sie womöglich noch weit erschütternder darzutun, indem ich an Ihre eigenen wahrhaftigsten Erfahrungen appelliere. Es wird für die Westjuden unter Ihnen nicht schwer sein, sich jene Zeit zu vergegenwärtigen, wo Sie in aller Absichtlichkeit oder mitgerissen von dem Sie Umgebenden durchaus europäisch, d. h. natürlich auf die Kulturziele Ihres Heimatlandes gerichtet waren. Als Sie dann nach einer außerordentlichen Erschütterung sich auf Ihr Jüdisches besannen und der zionistischen Sache zuwandten — glauben Sie, daß Sie damals im Herzen froh und voll des Volkes und ihm, dem leibhaft Erschauten, bereits wie eigene Söhne waren, die mütterliche Erde mit gütigen Händen betreuende, niederhaltend die eigenen kleinen Wünsche? Glauben Sie, daß auf dem Thron in Ihrem Innern,

von dem Ihre schnellen Entschlüsse damals die Weisung erhielten, das Volk selber sich niedergelassen hatte, und nicht vielmehr Ihr Westjüdisches, das Entfremdete und Wurzellose? Oder haben Sie in der geraumen Zeit, die seit damals verstrich, ein irgendwie bedeutsames Stück eigener Volkstümlichkeit an sich gerissen? Haben Sie außer Ihrem geänderten Willen, den ich nicht unterschätze, der aber bisher erschreckend schwächlich sich dokumentierte, irgend etwas Neues, Positives, Ihr Westjüdischsein von Grund auf Veränderndes aufzuweisen, das Sie in Ihr Volk wie seinesgleichen hereinstellen könnte?

Ungerüstete, dem Volke durchaus noch keine Söhne, haben Sie, eilfertig und unbedacht, ein Anderes getan. Sie haben es bei der ersten Drehung, die für Sie nicht einmal einen Schritt in das Nationale hinein bedeutet, bewenden lassen. Sie sind in der früheren unseligen Fremdstämmigkeit verblieben, denn Sie wählten die Partei, bevor Sie das Volk in irgendeinem Sinne hatten, und häuften auf sie alles an Liebe und Opferbereitschaft, was doch zunächst, solange Sie in einer bestimmten, Sie fest bindenden Weise sich zu entscheiden nicht bereit waren, nur dem Volke selber zukommen durfte. Ihre reifsten Vertreter halten sich noch heute von der klaren Erkenntnis des Konfliktes, in den Sie hineingestellt sind, weit entfernt. Diese heben es hervor, daß Sie schlechte Zionisten seien, und verlegen ihre ganze Bemühung in eine Richtung, die nur noch weiter von Ihrem ersten Ziel hinwegführt. Sie werfen Ihnen wohl mangelnde Bereitschaft vor, ein Ungenügen Ihrer nationalen Tugenden — aber immer nur auf das Zionistische bezogen —, sie erkennen nicht den sonderbaren Widerspruch, der in solchen Vorwürfen liegt. Denn wie darf einer von Ihnen verlangen, daß Sie in Ihrem jetzigen Zustande einen Entschluß ganz bestimmter Einseitigkeit fassen und noch hartnäckiger dabei verbleiben, wenn doch zu gleicher Zeit die eigenen

Kritiker Ihnen die mangelnde Bereitschaft nachweisen und mit jedem Fakt, das sie tadelnd gegen Sie anführen, die Tatsache Ihrer Fremdstämmigkeit noch mehr erhärtet wird. Diese Tatsache besagt doch, daß Ihnen schlechthin entscheidende Erlebnisse unbekannt blieben; daß statt der Vielfarbigkeit und Ganzheit des nationalen Lebens Ihnen höchstens kleine, enge Ausschnitte davon sichtbar wurden, und auch diese nur in jener Einseitigkeit, in der sie der Parteimann Ihnen vorstellte. Ich meine also: alles, was diese sympathischen Männer zur Kritik Ihrer Parteizustände angeführt haben, darf letzten Endes nur den einen Sinn haben, Sie zuvörderst zu jener äußersten Voraussetzungslosigkeit zurückzuführen, die Sie leider bei Ihrem ersten Eintreten in die nationale Bewegung preisgegeben hatten. Sie werden sich also ohne Selbstzufriedenheit zunächst der eigenen Fremdstämmigkeit gegenüber sehen. Sie werden dann endlich einmal jene unrühmliche Haltung aufgeben, die seit der Zeit hierzulande traditionell geworden ist, da man den Posener Juden wie einen minderwertigen, für philanthropisches Gnadenbrot gerade gut genug seienden Vetter verachtete. Sie werden also dieselbe ehrfürchtige Besonnenheit, mit der Sie den Problemen der Wissenschaft entgegenzutreten selbstverständlich finden, dem wichtigeren Unbekannten, dem eigenen Volk nicht weiter versagen. Sie werden sich zurückhalten, von einem Vorurteil in das andere zu fallen und spielerisch, aufs Geratewohl Werturteile improvisierend, sich mit den unermeßlichen Schicksalen Ihrer Nation zu begehen. Sie werden daher ohneTrauer jene leicht wiegenden Begriffe vom jüdischen Nationalen, die Sie fertig und ohne viel eigene gedankliche Arbeit übernommen haben, radikal preisgeben und jenen unbequemeren, aber allein möglichen Zustand aufsuchen, in dem Sie es zuerst und auf lange nur mit sich selbst, mit dem Volk und Ihrem Fremdsein zu tun haben. Sie werden sich dabei mit einem mutigen

Verstand von voreiligen Entscheidungen zurückhalten, werden keine Führerrollen sich anmaßen, die Ihnen nicht anstehen; werden vielmehr mit allen Mitteln versuchen, zunächst einmal in das Nationale hineinzugelangen. Dabei wird sich Ihnen gleich im Anfang die Erkenntnis aufdrängen, wie gefährlich und unsinnig es ist, wenn sich in diesem Stadium Parteien zwischen Sie und das Volk schieben. Sie werden nämlich immer klarer den Parteimann durchschauen und so niedrig einschätzen lernen, wie er es verdient, wenn Sie entdecken, daß zwischen ihm und dem geistigen Menschen augenblicklich keinerlei Verwandtschaft da ist.

Ob Sie so handeln werden, weiß ich nicht. Wenn ich sagte, Sie werden dies und das tun, so hat das nur den Sinn, daß Sie einen anderen Weg nicht haben, um aus der bisherigen Fremdstämmigkeit herauszugelangen. Denn Sie können natürlich vielerlei tun. Sie können einen großen fundamentalen Gedanken auf ein Seitenfeld stellen, wo von der Wucht seiner Triebkraft kaum etwas Nennenswertes erfaßt zu werden vermag. Sie können ihn zum Heil einer Partei und des Bestehenden in allerlei kleine Splitter verstümmeln. Aber mit dem allem wird nur ein mattes Leben gewonnen und ein klägliches erhalten werden. Wenn es aber wahr ist, daß der geringe Rest umstürzlerischer Individuen, über die die Westjuden verfügen, sich im Zionismus zu finden beginnt, dann muß jener Gedanke die Opfer finden, ohne die er nicht verwirklicht werden kann. Und Sie — das sind keine Massen, das sind einige entschlossene und tapfere Persönlichkeiten. Denn eine Aufstellung von Massenzielen ist in Ihrem jetzigen Stadium nicht möglich. Es gibt für die Westjuden keinen breiten Königsweg, der in das Volk zurückführe. Was nämlich wird hier verlangt? Eine beispiellose keusche Enthaltung von vorzeitiger Betätigung im Äußerlichen und am Oberflächlichen. Eine asketische, jahrelange Beschränkung auf ganz innerliche

und meistens höchst geistige Dinge — also eine derart geschlossene, unweichliche seelische Haltung, zu der immer nur gezählte Persönlichkeiten befähigt sind, während der auf Gegenständliches, auf Geschäftigkeit und sichtbare Erfolge eingestellte Sinn der Mehrzahl daran ermatten würde.

Ferner etwas Innewohnendes, das sich nicht auf Hochschulen und aus Broschüren und auch nicht auf Exkursionen erlernen läßt — ein Kulturinstinkt, dem es gelingt, hinter den unwesentlich scheinenden Verlautbarungen das sie hervorbringende Fruchtbare seinem ganzen Umfange nach sich aufzubauen; der eigenmächtig genug ist, den noch immer im Schwange befindlichen europäischen Falschbewertungen keine Folge zu leisten, und nicht durch die suggestiven Nachwirkungen des abklingenden Materialismus, also weder durch Rassentheorien, noch durch anspruchsvolle soziologische Irrlehren sich daran hindern läßt, dem wirklichen Jüdischen das ihm gebührende Maß herauszufinden. Dazu eine geduldige Hingabe an mühsam zu erlernende und mit einem erheblichen Aufwand an technischer Bemühung verbundene Erlebnisse, von denen die Bezwingung der nationalen Sprache nicht das geringste ist. Ich will gar nicht erst davon reden, wie schwer es den Westjuden ankommen muß, die breite, lichterfüllte westeuropäische Sphäre nun plötzlich mit der ärmlich und grau empfundenen Proletarierwelt des Ostens einzutauschen, — aber wieviel Erschwerung liegt allein in dem Umstand der räumlichen Entfernung, die jedes Hineinfinden in das Volkstümliche hundertfach hemmt!

Nun aber hat diese an tragischen Momenten überreiche Situation der westjüdischen Intellektuellen auch eine sich ins Positive stellende Kehrseite, und mag diese noch so schmal sein und wenig Ausgangsplatz für kräftigere Wirkungen haben — sie ist es wert, daß man auch von ihr rede. Gewiß ist von vornherein, wie das bereits mehrfach geschehen mußte, zu vermerken, daß es sich hier in keinem Falle um

die Massen der Westjuden handelt, sondern um ganz wenige einzelne, im günstigsten Falle um winzige, kleine Zirkel. Diese sind aber, was ihre denkerische und emotionale Frische und Spannkraft angeht, das Wertvollste, das aus den Westjuden hervorgeht. Unter ihnen sind heute schon die meisten produktiven Persönlichkeiten — morgen können es alle sein —. In ihnen ist vielleicht das Äußerste an Ungebärdigkeit und Unersättlichkeit, an Umsturz und an reinem Weltgefühl, das in Westeuropa heute anzutreffen ist, also an Tugenden, die allein das chaotische Heutige in irgendeinem Sinne zu meistern und zu ordnen vermögen, und ginge diese Ordnung vorerst auch nur im Gedanken vor sich.

Es mögen nun diese besonderen Jünglinge in der Vorahnung des Bedrohlichen, in das sie früher oder später durch ihr Jüdischsein gestellt sind, bis in die entlegensten Landschaften des Erdballs ausweichen, einmal muß die Auseinandersetzung mit ihrem Jüdischen doch erfolgen. Und mag sie sich anfänglich noch so unbeholfen in der eigenen Seele abspielen, als sei außer ihr nichts Jüdisches mehr auf Erden, — hinter aller Verworfenheit, Verkrüppelung und Erkrankung und den vielen verzerrten Gestalten des Jüdischen wird doch das Licht eines Tages groß und funkelnd auf das Lebendige, Unüberwindliche, auf das Volk fallen. Ein außerordentliches, atembenehmendes Schauspiel setzt dann ein — plötzlich sieht sich die unermeßliche Leidenschaft und Opferfreudigkeit dieser Seelen vor der eigensten, würdigsten Aufgabe — der Magnet wird wirksam, von dem ihre maßlos verwirrten und suchenden Kräfte die Richtung auf das Notwendige und Zeitlose erhalten können.

Da nun der Weg, der bei dieser Heimkehr hinter sich zu bringen ist, so unsagbar viele Meilensteine vor sich hat, wird ein Enormes an Kaltblütigkeit, an Hingabe und Entschlossenheit verlangt. Spannungen werden erregt und kommen zur Entladung, deren motorische Kraft die grenzenlosen Möglich-

keiten einer Menschenseele dartut. Noch mehr: es wird auch das Äußerste an rationaler Bereitschaft verlangt — ein unerbittlich konsequentes und von Bequemlichkeiten und Rücksichten nicht ablenkbares Denken. Von einem minder hochwertigen Intellekt und einer weniger gestählten, sondern weichen und matten Seele wird der Heimweg über die verödeten Straßen nicht bezwungen werden.

Die jüdische Volksbewegung des Ostens kann von diesen Einzelnen etwas Außerordentliches empfangen, was ihr die ostjüdischen Intellektuellen in gleichem Maße nicht geben können. Zwischen diesen und dem Volk liegen nicht die finsteren Abgründe — ihre Augen verlangen nicht das Übermaß an tätiger Erhellung, ihr Ohr liegt nahe an den Dingen, und die qualvolle, äußerste Anspannung des Lauschens tut ihm nicht not. Ihr Wille braucht nicht jene entsetzlichen Landschaften verworrener Wege und verschütteter Täler und drohend sich türmenden Gebirges unter den rastlosen Fuß zu beugen. Dies aber besagt, daß der von solchen Intellektuellen bestimmte Aufschwung unserer Volkserhebung sehr leicht in der Niederung einer genügsam bleibenden Selbstzufriedenheit verharren könnte, und daß die weithin tönende, ganz menschliche und um vieles wissende Stimme und die starken dramatischen Akzente der Heimkehr zu den banalen Klängen eines selbstverständlichen Tuns sich abmildern würden. Die Westjüdischen aber, die das schwer Bezwingbare überwinden müssen, kommen wie hell Brennende in die geruhigen Wohnstätten ihres Volkes. Sie kommen wie ein Gleichnis dessen, zu welcher Läuterung der Sinn des Juden fähig ist, und darum mag dieses Steigern der Leidenschaftlichkeit des jüdischen Idealismus, wenn hier ein abgebrauchtes Wort für ein vollendet Menschliches und nicht Abnutzbares verstattet ist – es mag diese Erhöhung des Tonfalls, in dem unsere nationale Erhebung vor sich geht, ihre besondere Berufung sein.

Mehr von ihnen in dieser Zeit zu erwarten, wäre unnütz, und es wäre Plattheit und würde der Tatsächlichkeit arg widersprechen, wenn man die Mission der Westjuden innerhalb unserer nationalen Erhebung auf ganz Zweckmäßiges herunterdrücken wollte, indem man vom Westjuden erwartet, er hätte den mehr sauberen Hemdkragen, die tadelloseren Beinkleider und weiteres äußerliches Getue der westeuropäischen Zivilisation, dazu sein angebliches Organisationstalent den Ostjuden zu geben, und darin läge sein Wert für die Volksbewegung. So obenhin hat man urteilen können, solange man nicht sah, mit welcher Leichtigkeit die Ostjuden aus sich selbst heraus sich diese gewiß vortrefflichen Fertigkeiten anzueignen vermochten, und solange man nicht wahrnahm, wie europäisch geschult heute bereits eine stetig wachsende Oberschicht im Osten dasteht.

Das einzige Lebendige und Besondere aber, was vorerst unserer Volksbewegung von Westjuden, von sehr wenigen, als eine wirkliche Bereicherung hinzugefügt werden kann, ist das, was hier in knappen Strichen umschrieben worden ist; mehr und anderes ist es nicht.

Ich habe mich nur mit einigem Widerstreben dazu verstanden, diese Vorzüge der westjüdischen Intellektuellen anzudeuten. Denn das Wichtigere ist heute, die hoffärtige Gesinnung zu erschüttern, die diese Menschen davon abhält, ihre erste Aufgabe zu erfüllen; es tut mehr not, von ihrer Armut, von ihrer Unzulänglichkeit, von ihrem Versagen im Nationalen zu reden. Denn wenn auch bei mir gar kein Zweifel ist, daß sie einmal diesen Weg und nur ihn beschreiten werden, — wo heute das Auge sie wahrnimmt, das sind Umwege, Verrennungen und meist ein halbes Tun. Denn die sogenannte Annäherung der Westjuden an ihr eigen Volk ist bis jetzt ein einziger Aufenthalt in der Ferne. Was man auch für Anstrengungen be-

gehen will, sie in ihrer Masse dem Nationalen als gesunde Glieder zurückzugewinnen, wird eine vertane Arbeit sein, solange nicht wenigstens die führenden Persönlichkeiten, die wenigen wirklich Wertvollen, dem Volke vollkommen zurückgewonnen sind. Ist dieses einmal erreicht, dann erst wird sich zeigen, ob die Sachlage im Westen wirklich so unerbittlich und hoffnungslos angesichts der Mehrzahl ist, oder ob dann doch schlummernde Kräfte sich erwecken, deren Umfang wir heute nicht übersehen können.

Es würde daher die Schwierigkeit der nicht von mir, sondern vom Leben, von einer heillosen, aber jederzeit durch die Tat widerlegbaren historischen Entwicklung in den Mittelpunkt gestellten und hier aufgeworfenen Frage nur vermehren und an ihrer Klärung vorbeiführen, wenn man, wie das Bergmann und andere Ihrer Vorgeschrittensten tun, immer wieder nur das Versagen der Intellektuellen bei der Zionisierung des Westens in den Vordergrund schieben würde, als ob hier die Summe Ihrer Sünden zu finden wäre. Gewiß ist das, was Bergmann von der Äußerlichkeit der bisherigen nationalistischen Arbeit festzustellen sich gezwungen sah, in seiner ganzen Kraßheit wirklich. Gewiß ist es möglich, vermöge einer besondereu Anspannung das Jüdische im Westen stärker zu binden. Sicherlich kann man mit Erfolgen darangehen, der Selbstbehauptungsarbeit der Westlichen im Widerstreit mit dem Antisemitismus und, was viel bedrohlicher ist, mit der eigenen Schlaffheit und dem Spießbürgerlichen, durch andere weniger wehleidige, mehr jüdische, männliche Methoden weiterzuhelfen. Aber solche verzweifelten Bemühungen um die kargen Äußerungen eines jüdischen Randlebens haben nur mittelbar etwas zu tun mit jenen Aufgaben, die im Interterritorialen, in den wirklichen Zentren unserer Volkskraft ihren Schauplatz haben. Wer ihnen ein Programm unterlegen wollte, würde sich immer wieder land-

schaftlich oder parteimäßig begrenzten jüdischen Teilaufgaben gegenübersehen. Bereitschaft zum Schaffen an unserem umfassenden Nationalen kann daraus allein niemals hervorgehen.

Hier bin ich beim Ende. Wer seinen Sinn nicht auf das beherrschende Nationale zu richten gewillt ist, vor seinem eigensten Schicksal zu den Parteien und ihrer Sicherheit ausweicht und angesichts der unerhörten Not des Jüdischen, der in armselige Worte nicht zu fassenden, es sich genügen läßt mit der Zwecksetzung des philanthropischen Sonderlings und des Parteimannes, der mag auch ferner sein Tagwerk in der Begrenzung tun — nur der nationalen Bewegung rechne er sich nicht bei. Wer aber für diese mit seiner ungeteilten Persönlichkeit einsteht, der darf nicht mehr zurückschrecken, wenn er jählings, kaum daß er sich bei einer Lösung angelangt vermeinte, die ungeheueren Hemmnisse antrifft. Mich dünkt sogar, es muß dann über sein Herz ein besonderer, ruhiger Mut und eine sichere Fröhlichkeit kommen, wenn er in diesem Europa endlich seinen eigenen Kampfplatz erkennt, der ihn zunächst ganz ins Geistige und Innerliche stellt, von seiner Seele das Gesamte an Aufschwung und Opfer und von seinem Rationalen die gewaltigste Anspannung fordert, und ihm ein Ziel bedeutet, anders als die europäischen Tagtäglichkeiten und ihr heutiger Wahnsinn; ein Ziel, das greifbar benannt und weithin sichtbar aufgestellt werden soll, wenn die Zeit, da das Volk selber sich erhebt, gekommen ist, dessen Zwischenzeitliches und Vorbereitendes aber schon jetzt deutlich vor Ihnen steht als der Kampf um außerordentliche geistige Dinge.

Die Erstarkung der westlichen Jüdischkeit

I

Die Besten der westlichen Juden haben sich allmählich daran gewöhnt, vom Dasein eines jüdischen Volkes zu reden wie von einer logisch und historisch erhärteten Tatsache.

Darüber hinaus, zu dem lebenden Fleisch und Bein, darin das Volk wohnt, sind sie nicht gekommen.

Das Wort vom Volke ist dem Westen ein Schlagwort geblieben — eine bequeme Stütze für allerlei nationalistische Strebungen. Und die Massen der Westjuden gar sind noch so blind und oft so feige, selbst dies noch wenig besagende Schlagwort zu verleugnen. — Da scheint es schon viel, wenn die wenigen, in denen überhaupt Sehnsucht lebt, die kleine völkische Insel Palästina mit dem großen, ewigen Volke identifizieren, und ihr selbstgeschaffenes Phantom mit inbrünstiger Glut und geschlossenen Augen anbeten. Aber dies Viel ist bitter wenig, und voll versteckter Gefahren. Es drängt den Westen ab von den jüdischen Wirklichkeiten, ab von dem Mehr, das Organismus des jüdischen Volkes heißt.

Ein trostloses Bild: der jüdische Westen, übervölkert von akademischen und anderen Intelligenzlern, überfüttert mit statistischen, soziologischen, historischen Inhalten, — und unter diesen Neunmalweisen kaum zehn, die die Kraft hatten, all ihren westlich-territorialen und bourgeoisen Denkgewohnheiten zum Trotz, das Volk zu erleben, als gewaltigen, von

Säften und Leben strotzenden Organismus; die von den jüdischen Wirklichkeiten, nicht aber von ihren eigenen romantischen Aspirationen Ausgangs- und Zielpunkt aller Anschauung und Tat nahmen.

Der Zionismus aber, von dem der Westen so viele Wunderdinge erhoffte und nicht zuletzt seine eigene Judaisierung, der Zionismus, der nichts war als ein erster, affektvoller Schritt der Bourgeoisie hin zum Volk, er zögert, die weiteren schwereren Schritte zu tun, die doch nötig sind, um hinwegzukommen über die historisch gewordene Kluft.

Er redet vom Wollen des Unmöglichen — aber nicht einmal das Mögliche und Nötigste hat er vermocht; hatte nicht die Kraft, den alljüdischen Dingen, den Lebenserscheinungen des jüdischen Gesamtorganismus auch nur in der Theorie gerecht zu werden.

II

Der Zionismus ist im Westen geworden. Volkentfremdete, bourgeoise Intelligenzler haben ihm Form und Richtung gegeben — haben ihn geschaffen nach ihren Wünschen und innerlichen Schmerzen — ein untergehendes Geschlecht. Und nun hat sich der Zionismus zwischengeschoben, wie ein starres Bollwerk, zwischen den Westen und die jüdischen Wirklichkeiten, und hält die Jungen, in denen viel Sehnsucht und ehrlicher Wille brennt, von der Heimkehr zum Volke ab.

Und dies ist das schlimmste: Dem Westen fehlt noch jede historische Perspektive zu den jüdischen Geschehnissen. Ihm fehlt die Selbstbeobachtung. Er weiß nicht, wie es kam, daß er gerade dem Zionismus verfiel. Davon ist zuerst zu reden. — Leicht ist das nicht. Begreifen kann diese Dinge nur, wer alle territoriale und Kastenbefangenheit überwand, wem der Blick frei ward für das Beschauen jüdischer Dinge. Nur der kann in dem verwirrenden, komplizierten Bild der

Zerrissenheit und der Teile die urewigen Zusammenhänge wiedererkennen; nur ein solcher vermag die Judenheiten synthetisch zu empfinden — wie einen gewaltigen riesenhaften, urzeitlichen Organismus.

Die Menschen, die in diesem Sinne die jüdischen Dinge betrachten — und jeder andere Sinn, der territoriale wie der der Kaste, tut den Dingen Gewalt an — diese Menschen müssen erst heranwachsen. In der Generation, die heute am Werke ist, sind sie nicht zu finden. Und das ist schmachvoll. Ein Zwölfmillionenvolk und kaum ein Dutzend Denker, geschweige denn eine organisierte Bewegung, die ihren Organismus überhaupt überschauen wollen. Und kaum ein großer unbeirrbarer Sachwalter des ganzen Volkes. — Nur Parteien, Richtungen, Interessenten; ihrer Interessiertheit bewußt, — die Schamlosen; ihrer unbewußt, — die gutmütigen Blinden. Beschränktheit neben Beschränktheit, interessante oft genug. — Aber der umfassende Bick für das ewige große Volk? Die weit ausholende Tat?

III

Die historische Perspektive ist wiederherzustellen. Zu zeigen, warum das, was im Westen noch lebensstark und jüdisch war, dem Zionismus verfiel. — An eins ist da zuerst zu erinnern: an die ungeheuren Kräfte, von denen der zentrale Volkskörper trächtig ward in jahrhundertelanger scheinbarer Lethargie, und die sich dann in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus tief in das wirtschaftliche und sozialkulturelle Leben hinabgreifenden Ursachen zu entbinden begannen. Sie haben die mannigfachsten und gegensätzlichsten Strömungen ausgelöst, geistige: einen Neomystizismus, eine sich rennaissance-menscherisch gebärdende Romantik —, den Jiddischismus, den Neuhebraismus, und eminent praktische: ökonomische aller Art, proletarisch-sozialistische, kleinbourgeoise, Emigrationsströmungen, kolo-

nisatorische und alle anderen Spielarten der rassenhygienischen Bewegung.

Keine dieser Strömungen fließt rein für sich in ihrem eigenen Bett. (Das wäre undenkbar für ein Volk, das lebt und wächst.) Die seltsamsten Vermischungen zwischen den geistigen und praktischen Strömungen sind eingetreten. Das Auffallende aber ist, daß von ihnen allen nur jene kolonisatorische Strömung, die sich die zionistische nennt, über die zentralen Teile der Judenheit hat hinausfließen und sich in den peripheren Schichten ausbreiten können. Dem methodisch geschulten Westen verdankt sie ihre starre, breite Form, die Organisierung zur Partei.

Die westjüdische Bourgeoisie aber hatte, wie wir sehen werden, ihre eigenen Schmerzen; nicht aus klarem Erkennen schlossen sich ihre Besten der Bewegung an. Sie stand ihr von vornherein unkritischer gegenüber als der das jüdische Zentrum repräsentierende Osten. Dem war die zionistische Bewegung nur eine unter vielen, die der Regeneration des Volkstums dienten, — ja nur eine unter manchen kolonisatorischen Strömungen. Dem Westen wurde sie die jüdische Regenerationsbewegung. Was hätte er damals ahnen sollen von den tiefen Bewegungen, die den Volkskörper durchzogen? Weiß er doch selbst heute nichts von seinem Volkstum, nicht einmal ethnographisch, ganz zu schweigen von dessen sozialen und kulturellen Schichtungen.

Und schon dies ist verdächtig, daß nur die mechanischste, rationalste der an sich schon einfachen Kolonisationsbewegungen den Westen für sich gewann. Auch die hebraistische und die Bewegung für das Jiddische haben den Westen berührt. Sie haben aber keine Anhänger gefunden. Warum? — Ihre erste Forderung an den Westen wäre gewesen: einzugestehen seine ganze abgestorbene, erfrorene Jüdischkeit, anzufangen mit dem Umlernen von Grund auf; die jüdische Kultur, die derzeitige,

wie ihre Grundlagen zu umschlingen mit heißer, werbender Inbrunst.

Solch starker, entschlossener Jüdischkeit entsprach aber nicht die psychologische Stimmung des Westens. Den westlichen Juden fehlten nach dem Beginn ihrer Emanzipation die starken Kontakte mit der Volksmasse. Die dieser Zeit vorangegangenen Generationen hatten aus sich heraus keine Präservative geschaffen gegen die mit der durchgeführten Emanzipation zu erwartende ethnische Auflösung. Was vor der Emanzipation den Zusammenhalt garantierte, war nicht mehr. Das Ableugnen aller verbindenden ethnischen Bande, das Sichgebärden als nur konfessionelle Gemeinschaft wurde im Zeitalter Darwins und der Bibelkritik zum verwegenen Experiment. Die um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts vorherrschende Grundstimmung war darum noch viel extremer und krasser in der jüdisch-, als in der allgemeinbourgeoisen Intelligenz. — Da waren einmal die rassenhygienischen Strömungen, deren breitem Bett die jüdische Jugend nur streckenweise folgen konnte. Sobald das Wort vom „Volkstum“ fiel — und in der Natur der Bewegung lag es, daß dies bald geschah —, fühlte der jüdische Sozialist, Bodenreformer, Abstinent, Wandervogel usf., daß er nicht auf festem Boden stand. Dann waren da die ästhetischen Strömungen, das Ringen um Stil und ehrliche, schöne Form. Sie mußten in den Gemütern der mit um den Lorbeer ringenden, zwischen der Betonung und Verleugnung der eigenen Art schwankenden Juden eine verzweifelte, zumindest eine stark resignierte Grundstimmung auslösen. Ein wenn auch nicht großer, aber der qualitativ beste, ethisch hochwertigste Teil dieser westjüdischen Intelligenz verfiel einem Skeptizismus, dessen beide extremen Schlußfolgerungen „Freitod“ oder „Anarchismus“ hießen. Im weiten Abstand von diesen dünnen bourgeoisen Schichten kamen die breiteren, dichteren derer, die durch den

Antisemitismus verärgert einen ehrlichen Ersatz der asemitischen Gesellschaft durch eine gutdisziplinierte jüdische Gemeinschaft erstrebten, kamen die mit mehr sozialen Denkgewohnheiten versehenen Elemente. Es war, als warteten alle diese Schichtungen der westjüdischen Bourgeoisie auf die Zauberformel, die ihnen der Zionismus gab. Diese Formel gab jedem etwas, den ethisch Gesinnten eine Aufgabe, den Ästhetischen neue Bewußtseinsinhalte, Elemente einer neuen Romantik usf.

Und der Zionismus stellte keine hohen Forderungen an die Jüdischkeit seiner Bekenner. Schließlich war ja der Westen immer wohltätig gewesen, und eine nach modern volkswirtschaftlichen Prinzipien organisierte Wohltätigkeit hatte nichts Abstoßendes an sich. Die formale Anerkennung eines jüdischen Volkes konnte diesen Schichten, deren ganzes Denken doch konsequenter war als das der schwächlich-apologetischen deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, nicht schwerfallen.

IV

Wir haben jetzt die historische Perspektive hergestellt, mit voller Absichtlichkeit. Denn sie erst gibt uns die Elemente zu einer vernichtenden aprioristischen Kritik [1]) der grundlegenden Voraussetzungen des Zionismus. Sie zeigt: nicht die Kenntnis, geschweige denn die Erkenntnis der jüdischen Wirklichkeiten bestimmte die gesunderen Teile der westlichen Bourgeoisie jener kolonisatorischen Bewegung beizutreten, die später zur zionistischen wurde. Keine logische noch eine empirische Untersuchung des jüdischen Volksorganismus ging dieser Stellungnahme voraus; sie war, wie wir sahen, das Resultat einer leidigen zeitlichen Konstellation, eine Antwort auf ihre eigenen Schmerzen. Es

[1]) Eine zweite Untersuchung wird das in erschöpfender Weise dartun.

konnte nicht anders sein. Kaum war diese nervöse, hastige Intelligenz in Berührung gekommen mit der kleinkolonisatorischen Zionsbewegung, so fachte sie die, welche vorher ruhig und organisch floß, zu einem rasenden Prestissimo an, zwang ihr ihre eigenen volksfremden Aspirationen auf, formte sie zur Partei und gab ihr eine Ideologie nach ihren eigenen Wünschen und Nöten. Daß sie die Elemente, die Voraussetzungen zu dieser Ideologie nicht den Wirklichkeiten entnehmen konnte, viemehr den Bedürfnissen der zentralen Volksmassen Gewalt antun, sie für ihre selbstischen Zwecke entstellen, ignorieren mußte, das ist die wichtige aprioristische Feststellung, die wir der historischen Perspektive verdanken.

Es wird uns nicht wundernehmen, wenn wir dann später sehen, wie die volksfremde Intelligenz die ungeheuer komplizierten Probleme der zentralen Judenheiten in gewalttätiger Weise vereinfacht, ja versimpelt hat, sich nach ihrem Ebenbilde das Imaginäre einer allerorts zerfallenden, untergehenden Judenheit [1]) schuf und so zum trügerischsten aller Analogieschlüsse kam. Wenn wir sehen, wie sie diesem künstlich vereinheitlichten „Judentum" ein eindeutiges Golusproblem vindizierte und dem Golusproblem die Möglichkeit seiner einheitlichen automatischen Lösung apriorisierte: das Palästinaphantom [2]) als die Lösung der Judenfrage.

[1]) Die vulgäre Doktrin spricht bekanntlich noch immer von Judentum und denkt sich dabei Judenheit, wo sie Judenheiten sehen sollte. Auch dies ein nicht zufälliges Zeichen, wie wenig die westlichen Theoretiker den realen Organismus des Volkes berücksichtigt haben.

[2]) Nicht in der Palästinaarbeit an sich erblicke ich das Phantomhafte — im Gegenteil, ich bedaure es, daß die Leistungen dem in Bewegung gesetzten Apparat keineswegs entsprechen, — sondern ich erblicke es darin, daß die einzige Partei, die gesamtjüdische Aspirationen zur Grundlage ihres Programms machte, die lebenswichtigsten Positionen des Volkes aufgab; daß sie anstatt auch — nur und ausschließlich Palästinaarbeit erstrebt. In diesem Zukunftsmusikantischen und der Gegenwartsblindheit des heutigen Zionismus sehe ich das Phantomhafte.

V

Darin eben liegt die Gefahr: Der Zionismus hat die ganze Energie und den Sinn jener wenigen Westjuden, die aus dem trüben Klüngel der Intelligenz heraus- und zum Volke hinstrebten, von den jüdischen Wirklichkeiten abgelenkt. Hat ihnen in Palästina ein Phantom geschaffen, das nur noch stärker ihre volksfremden Instinkte nährt.

Als der Zionismus noch nicht Partei war, nur Bewegung, da war noch Aussicht auf ein innerliches Näherkommen; heute aber steht zwischen den zentralen Volksmassen und den Westjuden das zionistische Palästinaphantom, stehen seine vielen bourgeoisromantischen Aspirationen und stempeln jede Tat, die der Judaisierung des Westens dienen könnte, um zu einer Tat ad majorem gloriam der Partei und nicht des Volkes; hemmen also die Judaisierung des Westens, das Hineindringen des warmen stärkenden Herzblutes aus den zentralen Teilen des Organismus in die fast abgestorbenen, erfrorenen Peripherien. Und machen das, was für die Westjuden nur eine Phase, der erste noch unsichere Schritt im Prozeß ihrer innerlichen Erstarkung hätte sein dürfen, zur Partei erstarren; lassen den Westen über seinen inneren volksfremden Bourgeois — mag er auch nationalistisch, ästhetisch, ethisch oder romantisch frisiert sein — nicht hinwegkommen.

Darum ist es, daß wir über den heutigen Zionismus hinauswachsen müssen: weil er volksfremd ist, weil er alle die starken Positionen, die das Volk sich in organischem Schaffen und Kämpfen erobert hat, nicht nur nicht stärkt und hält, sondern sie aufgibt aus schlimmer, bequemer Ignoranz — die Gegenwart aufgibt, weil sie seinen Voraussetzungen trotzt und sie widerlegt. Die bange Angst vor Chamberlain und Weininger steckt dieser Intelligenz noch immer im Mark. Sie hat sie verborgen, aber nicht verloren. Sie hat nie den Mut besessen, die jüdische, die all-

jüdische Gegenwart — und das ist in der Hauptsache die ostjüdische — zu bejahen. Sie hat das Volk, den Mann aus dem Osten verachtet, schlimmer als es je eine Intelligenz tat. Täglich noch erleben wir's, wie sie seine Sprache brandmarkt, als sei die der Wechselbalg einer polyandrischen Dirne und nicht die Schöpfung der Allmutter, die jüdisches Volk heißt.

VI

Der Westen muß zur Bejahung der jüdischen Wirklichkeiten kommen. Was soll ihm der Sprung in die Zukunft, wenn er schon an der Gegenwart verzweifelt? Die zweite Phase im Erstarkungsprozeß der westlichen Jüdischkeit muß anheben. Wir wissen noch nicht, welche Wege sie geht, ob die Evolution des Zionismus aus der Utopie zur Realität, aus der Zukunftsromantik zur Gegenwartsbejahung zu ihr führt, oder ob die neuen Wege außerhalb der Bahn des Zionismus liegen.

Nur das wissen wir: Die neuen Wege weisen zum Volke hin, zum lebenden, gegenwärtigen, ewigen. Von ihm, von diesem gewaltigen Organismus, nicht aber von den Wünschen und Träumen einer peripheren Kaste wird die wachsende Jüdischkeit des Westens Ausgangs- und Zielpunkt ihrer Erkenntnisse und ihrer Voraussetzungen nehmen. Wir sehen einzelne, sehr wenige den neuen Wegen zustreben. Und mehr noch, die wohl fühlen, daß sie zu suchen sind, aber sich sträuben aus Angst vor geistiger Häutung und dem Umlernen. Sehen die vielen, deren Geist sich ewig auf ausgefahrenen Gleisen bewegt, und dessen nicht müde wird. — Wir aber handeln, und schlagen dem Westen durch alles Gestrüpp und die dornigen Hecken seiner Parteien breite, helle Wege zum Volk.

Alljüdische Kritik

I

Es geht eine scharfe und trennende Linie durch alles, was augenblicklich und seit jeher geschrieben, geredet und getan worden ist in jüdischen Dingen, in den Dingen der Judenheit und in denen des Judentums.

Jenseits stehen die wenigen, die den Blick haben für den gewaltigen Organismus des ewigen Volkes, — diesseits drängen sich die vielen, die nur Teile sahen — Bruchstücke und sich.

Es gibt Menschen, die daran Freude haben, Linien zu verwischen, die das Leben zog. Die Ausgleichenden. Hier aber soll scharf und hart die Linie gegraben werden, über die wir den Diesseitigen hinüberrufen: Kommt herüber!

Die Linie trennt die beiden polaren Arten der Auffassung jüdischer Dinge, die alljüdische von der teiljüdischen.

Die alljüdische betrachtet die Judenheiten als ungeheuer komplizierten und differenzierten völkischen Organismus. Sie umklammert alles, was auf der Erde an Juden lebt, sie gibt nichts preis, auch nicht die erfrorenen peripheren Teile, in die bisher so wenig Herzblut drang. Selbst dann nicht preis, wenn diese Teile sich loslösen, auf sich selbst stellen wollen, und die Zusammenhänge ihrer Abhängigkeit von den zentralen Volksmassen leugnen.

Diese Auffassung kommt den Westlern nicht gleich mit ethischen Forderungen. Sie läßt Tatsachen reden. Konstruiert den Fall — der in den meisten westjüdischen Köpfen

unklar herumspukt — als habe seit 1830 keine Ostjudenheit mehr bestanden. Und läßt den Westen sich das Bild der auf sich selbst gestellten Westjudenheit ausmalen bis in seine kleinsten Einzelheiten. — Graue, schaudererregende Farben — Dunkel. Der Tod dort, überall, wo sich heute aufbauendes Leben regt.

So sagen dann die Tatsachen: Nicht der Westen ist der Treibende, der Lebende, der Wählende — der Getriebene ist er. Alles was er tat, was er plante, organisierte in jüdischen Dingen, das tat er unter dem Zwang, das „wählte" er, weil das Volk lebte, und ihm von seinem Leben gab; weil der Lebensstrom aus den übermächtigen zentralen Judenheiten ihn erfaßte und mitriß. — So kommt diese Auffassung dazu, die Souveränität des Volkes, der zentralen Judenheiten zu verkünden, über alle Kasten, Schichten und Parteien. (Von den logischen und ethischen Konsequenzen, zu denen sie nötigt, wird später zu reden sein.)

Die teiljüdische Auffassung — das ist die, deren grundlegende Voraussetzungen hier dargestellt und geprüft werden sollen. Sie ist die gefühlsmäßige Auffassung aller vom Volke fernen Teile. Und nicht nur der räumlich, territoriell — auch die der klaßlich fernen Teile.

Es geht also nicht an, den ersten besten ostjüdischen Intelligenzler als Kronzeugen anzurufen in jüdischen Dingen. Als ob es nicht unter sechs Millionen russischer Juden eine genau so starke, volkentfremdete, sich der Volkssprache und der alten Sitten schämende bourgeoise Schicht gäbe, wie sie einst im deutschen Volkstum vorhanden war. Als ob ein Odessaer Bürgerssöhnchen, ein Lodzer Großkaufmann auch nur das geringste Verständnis hätten für die breiten Massen des jüdischen Proletariats. Der Westler ahnt aber gar nicht, daß gerade die Leute, die ihn bisher über den Osten informierten, entweder schon in Rußland durch die Nachwirkung der von Deutschland importierten

Haskalah verwestlert und dem Volk entfremdet wurden, oder aber, als sie in den Westen kamen, wie Nachtfalter in das Licht seiner Zivilisation hineinfielen und beim Naschen an so vielen Dingen jeden Maßstab und Sinn für das Volk verloren.

Wird also in der Folge von Westlern gesprochen, so treffen und meinen wir mit diesem Wort auch jene östlich-bourgeoisen Schichten (Russischisten und extreme Hebraisten), die ihrer sozialen und geistigen Struktur nach der volkentfernten Westjudenheit nahestehen und mit ihr die teiljüdische Auffassung gemein haben.

Nun stellen die, welche dieser Auffassung unterliegen, ganz und gar keine einheitliche Partei dar, sondern spalten sich in die verschiedensten Lager. Da sind einmal die krassen Assimilanten vom Schlage eines Geiger; dann jene Orthodoxen und Liberalen, die nur von der religiösen, nicht von der ethnischen Gemeinschaft reden. Und schließlich die Zionisten, die schon von einem Volke reden, von einem, das sie sich konstruierten, die aber nicht das gegenwärtige meinen, das lebende, das über uns allen thront.

*

Der Gang dieser Untersuchung wird also so verlaufen, daß wir zuerst die allgemeinen Voraussetzungen jener westjüdischen Ideologien prüfen, die sich bewußt oder unklar mit dem Volke beschäftigen (Philanthropie, Zionismus), und von deren Kritik übergehen zu den besonderen Voraussetzungen des Zionismus, der, was sein Wollen und seine Aktivität angeht, der reifste Ausdruck dessen ist, zu dem die teiljüdische Auffassung überhaupt befähigen kann.

Von den Voraussetzungen des Zionismus trennen wir die des Palästinaismus, um sie später besonders zu behandeln.

*

Wenn wir jetzt die Voraussetzungen, die der teiljüdischen Auffassung zugrunde liegen und den „Westlern“ eigen sind,

prüfen, so können wir hierbei nicht die scharfe Linie ziehen zwischen Philanthropen und Zionisten, zwischen „Assimilanten“ und Nationalisten. Denn das diese Richtungen Trennende wird ja häufig genug in den Parteiblättern hervorgehoben. Aber das beiden Gemeinsame kommt den wenigsten zum Bewußtsein, weil sie sich nur an die Äußerlichkeit des verschiedenen, künstlich gereckten Wollens halten, nicht aber an die grundlegenden und feinen, nur dem unbeteiligten Beobachter zugänglichen psychologischen Gemeinsamkeiten.

Das nun, was stillschweigend dem Fühlen, dem Denken und den Aktionen der Westler zugrunde liegt, läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Der Westler vermag ohne weiteres die jüdischen Dinge (das, was wir Gesamtorganismus nannten) zu überschauen.
2. Er weiß die Erscheinungen des „Judentums“ richtig und objektiv zu deuten.
3. Er ist fähig, für das jüdische Volk Lösungen zu schaffen.

Es ist wohl überflüssig, erst den Beweis zu führen, daß dies die Voraussetzungen der Westler sind. Ohne sie bliebe ja jede ihrer Handlungen, ob philanthropisch oder nationalistisch gerichtet, sinnlos.

Das gefährliche aber an diesen Sätzen ist dies, daß sie bisher niemals von den Westlern durchdacht und untersucht wurden. Sie sind rein gefühlsmäßig gewonnen, stammen zum größten Teil aus einer Zeit, wo man in Westeuropa, auch im nichtjüdischen, den Wert und die vitale Bedeutung zentraler Volksmassen kaum erkannt hatte.

Sie entsprechen jenem Bild, das aus den Köpfen der Westler nicht auszulöschen ist, und das die jüdischen Massen darstellt wie eine Bande von Schnorrern und Habenichtsen — dazu eine Anzahl reicher Protzen. Es sind

das ja in der Tat die einzigen erfahrungsmäßigen Bilder, die der Westler bisher vom Osten empfing.

Dazu die Angst und der Widerwille vor dem Gemauschel, dem „schlechten“ Deutsch.

Gewiß: heute ist das Bild durch die Berührungen östlicher mit westlichen Zionisten einigermaßen erweitert worden. Oder auch verengert, versimpelt.

Denn der Westler durchschaute nicht, daß diese Intelligenten, die in der Regel alles taten, um nur nicht als Ostjuden aufzufallen, nur eine geringe, unbedeutende Schicht in dem großen, komplizierten Gebilde der zentralen Judenheiten darstellen. (Nur so ist es zu erklären, daß es in zionistischen Proklamationen noch immer heißt: „Der Zionismus ist das Judentum selber“; oder: „Das Volk ist mit uns.“) So kam es dazu, daß die Volksliebe der Zionisten nichts weiter ist als Interessengemeinschaft mit der gleichgesinnten östlichen Schicht, und für das eigentliche Volk, für die Schnorrer und Habenichtse nichts von dieser Liebe abfiel. Die großen Massen, die das Volk repräsentieren, leben selbst für den Zionismus noch immer im Dunkel. Noch immer fehlt den Westlern das primitivste soziologische Verständnis für die jüdischen Dinge, weil die gefühlsmäßig erworbenen Voraussetzungen sie hindern, an die Dinge heranzukommen. Dabei ist das derzeitige jüdische Volk in seiner territoriellen Zerrissenheit wie auch in seinem Eingestelltsein zwischen die verschiedensten Kulturkreise schwerer zu übersehen als irgendwelcher Volksorganismus.

Hinzu kommt die dem Westjuden völlig ungewohnte Erscheinung, daß es Judenheiten geben soll ganz anderer, viel stärkerer Art als die, die er sah, und die er aus Chamberlains und derartigen Schriften kennenlernte; daß es Judenheiten gibt mit ausgeprägtester ständischer, wirtschaftlicher, kultureller Gliederung. Daß die zentralen

Massen gar keinen einheitlichen Typ „Ostjude“ darstellen. Daß die dünne, alle wesentlichen Züge der Westler tragende Schicht vermögender Bourgeoisie, soviel sie sich auch bemerkbar macht, nie und nimmer verwechselt werden darf mit dem Volk. Daß sie getragen wird von breiten, gewaltigen Massen, von deren Denken, Wollen, Fühlen, von deren ungebrochenen Instinkten und Fähigkeiten nur der sich eine Vorstellung machen kann und darf, der sie mit tiefer Intuition erlebt hat.

Noch ahnt der Westjude gar nicht, daß es nicht genügt, mit ein paar willkürlich gedeuteten Zahlen und statistischen Kurven zu operieren. Trotz Nietzsche weiß er es nicht, daß das Leben eines ewigjungen Zwölfmillionenvolkes aller aus Zahlen gedeuteten Gesetze spottet. Daß es nicht genügt, nette, kleine Facharbeiten zu schreiben; daß man mehr haben muß als ein bißchen methodische Schulung und die ästhetische Durchschnittsverbildung, die der Westler stolz sein eigen nennt; daß, wer die Lebenserscheinungen des großen Volkes deuten will, *frei sein muß von eigener schwächlicher Zerrissenheit und kleinen Judenschmerzchen; daß nur intuitive, in ihren Instinkten ungebrochene Menschen den Blick haben für das Volk und seine Wirklichkeiten.*

Und weil der Westler dies alles noch nicht ahnt, hat er auch niemals diese Kriterien gestellt an die, welche ihm Theorien über das jüdische Volk zum besten gaben und ihn über die Juden der Gegenwart auf ihre Art informierten. — — —

So ist es dem Westen einzuhämmern, daß die Voraussetzungen, mit denen er bisher an seine philanthropischen und nationalistischen Arbeiten herantrat, falsch sind; von irregeleiteten Gefühlen ihm diktiert; ohne alle empirischen Unterlagen. Es ist ihm einzuhämmern, daß es in der Regel ostjüdische Westler waren, denen er seine falschen

Bilder vom Volk verdankt. Daß er weiterhin mit trüben Augen und leidendem Herzen an die jüdischen Dinge nicht herankommen darf, und von jedem, der dem Volk Prognosen stellt und vorgibt, für das Volk (und nicht für seine eigenen Liebhabereien) zu arbeiten, verlangen muß: Anschauung, intimste und durch künstlerische Intuition geschärfte Untersuchung jeder, aber auch jeder der breiten jüdischen Positionen des Ostens.

So viel zur Erschütterung jener stillschweigenden Voraussetzungen, aus denen heraus der Westen das Volk und seine Probleme unbewußt, sanften Herzens brutalisiert.

Ihnen gegenüber ist immer wieder die Souveränität des Volkes über alle seine Helfer und vermeintlichen Retter zu proklamieren. Darum geschieht es, daß wir jetzt den Zionismus vor das Forum der jüdischen Wirklichkeiten laden.

*

Es war nötig, das herauszuheben, was die Zionisten mit allen „Westlern" gemein haben. Hier gilt der Ärger nichts, den man selbst bei Freunden mit solchen Feststellungen erregt; hier kommt alles darauf an, ob sie richtig sind. Und ich glaube, wer auch nur einigermaßen soziologisch zu denken gewohnt ist, der kann den Zionismus nicht auffassen als isolierte Erscheinung im westjüdischen Leben, der muß die allgemein-westlichen Klassenideologien wahrnehmen, deren der Zionismus so wenig entraten kann wie die krassen Assimilanten.

Wir kommen zu den besonderen Voraussetzungen des Zionismus. Oder sagen wir schon: der Zionismen, das heißt wir heben aus dem Wust der Fraktions- und Individualzionismen (man vergleiche Trietschens Aufsatz in dem vorliegenden Heft [1]) die Leitsätze heraus, die ihnen allen gemein sind und mit bewundernswerter Selbstverständlich-

[1]) Freistatt, I, 2. D. H.

keit vorausgesetzt werden. Die den Theoretikern des Zionismus als gar nicht mehr zu untersuchende, längst bewiesene Prämissen gelten, denen zur Liebe und zur Stütze man die Tatsachen gar oft seltsam genug ausgewählt und benutzt hat.

So wie es Ruppin tat, der in seiner durchaus subjektiven und unkritischen Darstellung (Das Buch „Die Juden der Gegenwart“ ist keine Studie, sondern eine sehr willkürliche, rationalistische Darstellung) niemals an das dachte, woran der Forscher in erster Linie zu denken hat: die von vornherein gefühls- und suggestionsmäßig hingestellten Leitsätze an den Tatsachen zu prüfen, — sondern der kritiklos mit diesen Leitsätzen operierte und alles herangezogene Material nur aus dem einen Gesichtspunkte heraus bearbeitete: die von vornherein feststehende These zu stärken und zu festigen.

Diese Thesen aber wuchsen organisch aus jener Ideologie hervor, die wir vorhin als die der volksfernen bürgerlichen Schichten kennenlernten. Sie verdichteten sich zu jener berüchtigten Trinität, die der Zionist aus Volk, Heimstätte und Palästina konstruierte, und lassen sich leicht aus ihr ableiten.

Sie lauten:

1. Die Entwicklung der Golusjudenheiten ist eine einheitliche; sie strebt in eindeutiger Richtung der Auflösung zu.
2. Es existiert ein eindeutiges Golusproblem.
3. Es gibt für dieses Problem eine einheitliche Lösung.

Bevor wir an die Kritik dieser Voraussetzungen gehen, ist nachzuweisen, daß dies wirklich die allgemeinen Grundlagen der Zionismen sind. Sonst haben die hier Kritisierten einen gar zu leichten Stand und könnten diese ganze Untersuchung ablehnen, als träfe die nicht sie, sondern irgend-

welche Hirngespinste, die wir den Zionismen als ihre Voraussetzungen zuschreiben.

Dieser Beweis ist einmal empirisch zu führen. Nehmen wir die erste Voraussetzung, die von den untergehenden Golusjudenheiten handelt. Dieser Satz ist, nachdem Ruppin zu seiner Erhärtung alles zusammengetragen hat, was sich dazu irgendwie eignete, zur selbstverständlichen Phrase der zionistischen Literatur geworden. Man lese die willkürlichen Prognosen, die Ruppin den verschiedenen Ostjudenheiten stellt. So verzerrt legt nur derjenige die Dinge aus, der eine untergehende Judenheit benötigt, um etwas mit ihr zu beweisen. Man sehe sich daraufhin auch einmal die bisherige informatorische Tätigkeit der zionistischen Presse an. Das Verschweigen von allen großen und elementaren Wachstumsvorgängen im Leben der zentralen Massen, im Gegensatz zu dem willkürlichen In-Blitzlicht-Setzen winzigster Parteivorgänge. Gewiß: die zionistische Presse informiert über Amerika — aber nur dann, wenn Herr Sokolow eine Vortragstournee veranstaltet, oder es sich sonst um amerikanischen Zionismus handelt.

Sie informiert über Galizien, wenn ihr die Schänkervertreibung willkommenen Agitationsstoff bietet; aber die innerlichsten und wichtigsten Probleme der Ostjuden haben in ihr keinen Raum; weil sonst der Westen spüren könnte, daß da drüben doch nicht alles zerfällt; weil sonst der Westen einmal freudig diese Wirklichkeiten bejahen könnte.

Das meiste wird mißdeutet, um die These von der allerorts zerfallenden Judenheit aufrechtzuerhalten. Man lese folgende Sätze von Ruppin einmal kritisch und bedenke, was da alles verschwiegen wird: „Vor unseren Augen", heißt es (S. 3, II. Aufl.), „bröckelt Stein um Stein aus dem einst so festgefügten Bau der Judenheit." — „Damit greift der Abbröckelungsprozeß auf die großen Judenmassen Ost-

europas hinüber und droht das letzte Bollwerk der Juden zu untergraben."

Kein Wort wird da erwähnt von den neuen Steinen, die zu dem Bau der Ostjudenheit hinzugekommen sind. Verschwiegen der normale Charakter, den die Abbröckelung von Oberschichten in einem organischen Volkstum mit starker, sich aufwärts bewegender Klassenströmung hat. Als ob der Zerfall in Ost und West irgendwie gleich zu bewerten wäre! Man halte gegen diese willkürliche Diagnose Ruppins einmal das, was Leszczinski im ersten Heft der „Freistatt" über den Charakter der ostjüdischen Entwicklung ausführte. Oder man lese, wie dreist Ruppin der jiddischen Sprache die Existenzmöglichkeit abspricht (S. 4, 261—262), und sich nicht scheut, der These zuliebe das ästhetische Wohlbehagen der anderen Völker und der christlichen Theologen als Kriterium gegen die Volksprache hinzustellen.

Aus solchen Stellen, denen sich ein ganzer Zitatenschatz aus der offiziellen und aus der sonstigen zionistischen Publizistik anreihen ließe, geht es klar hervor, welche dominierende Stellung die These von dem Untergang der Judenheiten in dem zionistischen Lehrgebäude einnimmt. Hier ist leider nicht der Raum, um auch für die weiteren beiden sich schon aus den alljüdischen Aspirationen der Zionismen ergebenden Leitsätze den empirischen Nachweis zu erbringen, daß auch sie den Zionismen wirklich Voraussetzungen sind.

Dieser Nachweis ließe sich auch rein logisch, und zwar negativ geben. Es wäre dann darzustellen, wie das Programm, die Agitation und die zwingende Beweiskraft einer Doktrin aussehen muß, die nicht mit der Theorie von den untergehenden Judenheiten, vom einheitlichen Golusproblem, von dessen einheitlicher Lösung operiert. Wer Freude hat an gedanklichen Spielen, mag diesen konstruierten Fall bis zum Ende durchdenken. Er wird dann erkennen, daß ein

Zionismus, der auf diese Voraussetzungen verzichtet, gar nicht mehr Zionismus ist[1]).

*

Wir kommen jetzt, nachdem ihr Objekt als solches sichergestellt ist, zur Kritik.

Die hat auszugehen einmal von den psychologischen Feststellungen, die wir im ersten Heft der „Freistatt“ gaben, und von dem, was vorhin über die westjüdische Teilauffassung gesagt wurde. Aus beiden Gedankenreihen ergibt sich für uns der erste Satz der Kritik. Er besagt: Die Voraussetzungen der Zionismen sind geboren aus den Wünschen und den Gefühlsregungen der volkentfremdeten Intelligenz.

Wir gehen weiter. Wir fragen, ob und welche Unter-

[1]) Leugnen aber (und dennoch ausschließlich für Palästina arbeiten) könnte diese Voraussetzungen nur, wer sich von allen alljüdischen und völkischen Aspirationen, also von den Wesensbestandteilen der zionistischen Doktrin radikal emanzipiert hat und seinen Palästinaismus auffaßt als reine Klassenbewegung zur Regeneration einer europamüden Intelligenz, als eine rein subjektivistische Lösung, die er dann nach seinem Belieben mit allerlei absoluten Forderungen und Redensarten verquicken mag. Dann aber sollen die Herren das Wort vom Volke aus dem Munde lassen und nicht kommen mit Erlöserformeln, über die das Volk, das schaffen will und wachsen, nur lacht. Dann verlangen wir Konsequenz und nicht unehrliches Kompromiß mit den historischen Zionismen; verlangen ein Durchhauen des Baseler Programms und der Trinität und ein Ersetzen des Wortes vom Volk durch: „eine bestimmte Anzahl klassenbewußter bourgeoiser Subjektivisten“. Wer sich aber nicht auf diesen radikalen Klassenstandpunkt stellt — und vorerst tut es niemand, trotzdem innere, unbewußte und auch bewußte kraftmeierische Neigung manche sich ihm nähern läßt —, wer auch nur von ungefähr das Wort vom Volk in den Mund nimmt, für den besteht der Zwang, sich auseinanderzusetzen mit den Voraussetzungen der Zionismen. Es nicht tun, der Auseinandersetzung aus dem Wege gehen, das heißt das Volk brutalisieren, seine Angelegenheiten ausnutzen zu schönen Schlagworten; das heißt alles ethische Übergewicht, das man über die Assimilanten zu haben vermeint, ohne Recht usurpieren, politisch und organisatorisch leben von der Dummheit und der noch weiteren Volksentfremdung der anderen.

suchungen am Objekt den Voraussetzungen vorhergegangen sind? Wir stimmen dabei ruhig jenen zu, die uns bedeuten, eine von aktiven Kräften getragene Bewegung könne und dürfe nicht glatte, gefeilte Theorien abwarten, sondern müsse handeln. Das ist auch uns eine Banalität. Aber heute sind es 16 Jahre her, daß die zionistische Organisation gegründet war. Und wir fragen nach den vorurteilsfreien Untersuchungen, die in dieser langen Zeit stattfanden. Fragen, ob diese Untersuchungen das, was einst gefühlsmäßig und apodiktisch proklamiert wurde, bestätigen oder verwerfen.

Und konstatieren: Diese Untersuchungen haben nicht stattgefunden. Was bisher von zionistischer Seite vorgebracht wurde an Theorie, das ist Apologie.

Das standard-work des Zionismus vergewaltigt die Wirklichkeiten in subjektivster Weise, prüft nicht die Voraussetzungen an den Wirklichkeiten, sondern benutzt die Wirklichkeiten, wählt sie aus, um die alten, liebgewonnenen Sätze zu stützen.

Als ich das Ruppinsche Buch zum erstenmal las, da hatte ich den Eindruck: ein sterbendes Volk, eine unübersehbare Masse von passiven Naturen, von stummen Fatalisten — ein Totenheer.

Und doch fragte etwas in mir: Kann das möglich sein? Juden, Judenmassen, ein Volk, ein komplizierter Organismus — und keine regenerativen Strömungen — keine Aufwärtsbewegung — alles anders als bei anderen, selbst bei alkoholisiertesten Völkern?

Damals kannte ich noch keine Ostjuden, wußte nichts von ihrer Sprache und ihrem Leben; und dennoch regten sich starke Zweifel, weil mir dies alles soziologisch so unwahrscheinlich schien.

Heute lache ich über das „standard-work“. Aber bitter und voll Zorn. Daß man es wagen konnte, einem gewaltigen, riesenstarken Volk die willkürlichsten Prognosen zu stellen, — es wagen konnte, alles, was sich in ihm regt an urzeit-

lichen Kräften, das starke, unbändige Leben, das hier quillt, dem Westen zu unterschlagen; daß man Totengräber-Phantasien ausgab für Bilder vom Leben.

Seit dieser Zeit sehe ich erst, was alles wir Westler am Volk sündigen. Hasse die dummdreiste Anschauung, als müsse das Volk froh sein, daß sich überhaupt der Westen mit ihm befaßt. Als habe das Volk nicht nach dem „Wie" zu fragen.

„Das Judentum ist der Zionismus", „das Volk folgt uns." Diese Agitatoren wollen ja nur das Volk sehen, das sie brauchen für ihre schönen Theorien. Nicht sie wollen das Volk erleben — sie meinen, das Volk müsse sie und ihre Dutzendweisheiten erfühlen.

Agitatorisch gefärbt ist alles, was dem Westen bisher erzählt wurde vom jüdischen Volk. Und nur, weil diese Farben so sehr dem vorzionistischen Bilde entsprechen, das sich der Westler vom Volk der Schnorrer, Habenichtse und Badeortprotzen machte, haben selbst die an Durkheim Geschulten, die, die selbst an unwesentliche Fragen das Messer der methodischen Skepsis bohren, das Märchen vom zerfallenden Volk unbedenklich geglaubt.

Den einzigen aber, der die Herrlichkeit des Volkes erlebte als großer Künstler und sie dem Westen mit prophetischer Strenge verkündet hat, schwieg dieser Westen tot. — — —

Wir sahen: In der Frage, ob die zentralen Judenheiten untergehen, kommen wir viel weiter als zu einem „Non liquet"; wir kommen zu ihrer Verneinung. Denn wir sind an die Quellen des jüdischen Lebens herangegangen.

Wir sehen in den letzten Jahren eine neue jüdische Intelligenz im Volke heranwachsen, die nicht mehr volksfremd ist, nicht berauscht am Westen und unschönen Wörtern; nicht mehr so unfähig — wie es die alte war — Wachstumserscheinungen, das neue Leben in den Massen richtig zu deuten. Das Volk war eben stärker, viel gewaltiger als

seine Söhne und hat sie bezwungen. Mehr und mehr von ihnen kommen zurück und in ihnen ist ein unbeugsamer Wille, in allem, was sie jüdisch arbeiten, zu lauschen auf den Pulsschlag und den Lebenswillen der breiten Massen.

Wir wissen aber, daß fast alles, was sich in diesen letzten fünfzig Jahren das Volk schuf und baute an neuen Positionen, ohne und häufig genug gegen die alte Intelligenz geschehen ist; daß wir noch weit entfernt sind von einer Organisierung, einer energetischen Verwendung und Lenkung der vielen zersplitterten Kräfte.

Wir sehen hundert Möglichkeiten erstehen für eine zielbewußte, alljüdische Politik, die mehr will, viel mehr als ein kleines Palästina; die willens ist, nichts aufzugeben von den organisch gebauten Positionen, sondern alles daransetzt, sie zu stärken und auszudehnen.

Mit dieser ersten These vom Zerfall der Judenheiten stürzen auch die weiteren Voraussetzungen zusammen, wie ein Tuch, das der Wind blähte. Kein weiteres Wort ist über sie zu verlieren.

So bleibt nichts übrig von den Leitsätzen der Zionismen als die Feststellung eines der ungeheuerlichsten, verderblichsten Analogieschlüsse, die die neuere Soziologie kennt. (S. „Freistatt", erster Jahrgang, Aprilheft, S. 11.[1]) Das soll hier betont werden all jenen zum Durchdenken, die es ehrlich meinen mit ihrer Wissenschaftlichkeit und nicht dann, wenn die kritische Methode alte Denkgewohnheiten bedroht, vordem heilige Prinzipien und Kautelen fahren lassen, um zu einem weniger als primitiven Denken zurückzukehren.

Und was jetzt? Wir hören die Frage — unbefriedigt, bitter kommt sie hervor. Wir werden auf sie zu antworten suchen. Aber nicht auf diese Frage kam es heute an; nicht auf die Konsequenzen, die ihr hartes Durchdenken mit sich

[1]) Hier S. 63. D. H.

bringen kann. Sondern auf die Ehrlichkeit und die Tapferkeit dieses Denkens. Ehrlichkeit und Tapferkeit aber ist nur in wenigen. Beim Volk kann man sie lernen.

II

Die Sterilität der zionistischen Doktrin

Es ist innerhalb der zionistischen Bewegung nicht zu einem Ausbau, zu einer kontinuierlichen Fortentwicklung der Doktrin gekommen. Es gibt keine „Schule“, es gab nie ein Organ für wissenschaftlichen Zionismus. Broschürenliteratur und Tagespresse — das ist alles, an das sich der Kritiker halten kann. Die Theorie des Zionismus ist steril geblieben. Die Theorie einer Bewegung, die geschaffen und getragen ist von der „europäischsten“, federgewandtesten Intelligenz, war zu unfruchtbar, um es zu selbständigen, eigenartigen Systembildungen zu bringen. Also geistige Stagnation in einer Intelligenzlerbewegung. Das ist eine derart befremdende Erscheinung, daß sie sich nicht als zufällig abtun läßt; sie muß in organischen Fehlern der Bewegung, die der erstarrten Theorie als Ausgangspunkt dient, ihren Ursprung haben.

Nun liegt, wie es bereits die bisherigen Untersuchungen im ersten und zweiten Heft der „Freistatt“ ergaben, ein entscheidender organischer Fehler darin, daß der Zionismus gedacht ist als Volksbewegung, als Tat des Volkes für das Volk; daß er aber nicht am Lebensatem der großen Massen orientiert ist, sondern an den Aspirationen bereits fast entjudaisierter Schichten. Man bedenke, was es heißt für eine Bewegung, die mehr als jede andere den Namen des Volkes als Wahrzeichen auf die Fahnen schreibt, mehr als jede andere wunschhaften, emotionalen Charakter trägt, wenn sie nicht getragen und geleitet wird von der unverfälschten Emotion der Volksmassen.

Ist doch die Emotion des Volkes fest verankert in den ungetrübten Sinnen und den ursprünglichen Trieben der zentralen Massen! Nichts Launenhaftes ist in ihr, solange nicht das Volk zum Pöbel entartet. Diese Emotion verträgt die stärkste gedankliche Bohrung. Denn das Volksfühlen ist divinatorischer, logischer als alle Logik, ist ganz anders als die Emotion der Intelligenzler: der „Westler“ [1]). Vom Rationalismus zermürbt, entbehrt diese der divinatorischen, triebhaften Sicherheit. Ihr fehlt die Logik der ungebrochenen Instinkte. Ihr fehlt alles Zwingende und Divinatorische, weil sie sich nicht aus tiefsten, der Logik unzugänglichen Reservoiren der Volksenergie speist, sondern mit den dürren Kenntnissen des flüchtigen Tages.

Die Emotion der Westler — das ist die Emotion des Zionismus. Darum ist die zionistische Doktrin viel zu schwach fundamentiert für tief schürfende Untersuchung; die hätte gleich den organischen Fehler des Zionismus als einer an den Instinkten und Aspirationen entwurzelter Intelligenzler orientierten „Volksbewegung“ aufgedeckt. Das besagt aber, daß eine ernsthafte innere Kritik nicht auf dem zerbrechlichen Fundament einer derartigen Doktrin verharren kann. Es konnte und kann aus diesem Grunde nicht zu einer kontinuierlichen, inneren Kritik im Zionismus kommen; und in dieser Eigenart der Theorie, daß sie niemals eine systematische, innere Kritik ermöglichen kann, liegt die entscheidende Ursache für das ungeheuerliche Faktum, daß die Theorie einer vorwiegend von Intelligenzlern getragenen Bewegung steril geblieben ist.

*

Ein Blick auf die zionistische Publizistik bestätigt diese Feststellungen. Ihren Höhepunkt erklomm sie mit dem Buche Ruppins „Die Juden der Gegenwart“, das der Be-

[1]) „Westler“ hier in dem Sinne, wie der Begriff im zweiten Heft der „Freistatt“, S. 74, bestimmt wurde. (S. o. S. 68. D. H.)

wegung zur anerkannten Bibel wurde. Wer sich nicht an der Tagesschreiberei orientieren will, wird sich an dieses Buch halten müssen.

Es ist aber darin zu keiner eigenartigen, selbständigen Systembildung gekommen, auch nicht zu einer Fortentwicklung der Broschürenliteratur. Dazu hätte Ruppin das Knochengerüst der Doktrin bloßlegen, ihre beiden Hauptideenkomplexe — Untergangstheorie und Palästinaismus — herausschälen und auf ihre Tragfähigkeit prüfen müssen. Diese unaufschiebbare kritische Arbeit, die allein ihn über seine Vorgänger hätte hinauskommen lassen, lag aber nicht in seiner Absicht. Es genügte ihm, statt der Kritik ein Resümee der Broschürenliteratur zu geben. Er übernahm deren Voraussetzungen und Methoden und suchte sie durch Anhäufung eines gewaltigen statistischen Materials zu stützen. Die Auswahl, die Zusammenstellung und die Verarbeitung dieses Materials erfolgte also, wie schon im zweiten Heft der „Freistatt“, S. 81 (hier S. 77. D. H.), bemerkt wurde, nicht nach kritischen, sondern nach apologetischen Gesichtspunkten. Das ist dem Werte des Buches zum Verhängnis geworden.

Auffallend und unsere These von der Sterilität des Zionismus bestätigend ist nun dies, daß selbst jetzt, wo zum erstenmal das Beweismaterial der Theorie ausgebreitet dalag, und die schweren Fehler ihres Aufbaues und ihrer Methodik unschwer zu erkennen waren, es innerhalb der zionistischen Literatur zu keiner kritischen Strömung kam.

Ein typisches Bild für die emphatische, kritiklose Aufnahme, die das Buch fand, bietet eine Besprechung, die Adolf Böhm 1911 im 40. Heft der „Welt“ veröffentlichte. Dort heißt es: „War das Buch früher (1904) eine sozialwissenschaftliche Studie, ... so ist das neue Werk zu einem Handbuch der Judenfrage geworden . . . Ruppin meistert die Fülle des Stoffes, indem er jeweilig alles über-

sieht, was auf irgendeinem Gebiete gedacht und geforscht wurde, und darüber ein Urteil fällt, das in seiner Exaktheit, Knappheit und Objektivität unappellabel erscheint ... Die Prägnanz Ruppinscher Darstellung und Einteilung erweist sich auch darin, daß die Überschriften der Abschnitte und Kapitel für sich allein schon einen Leitfaden für den Gedankengang des Buches geben."

Noch aber ist der Ring, der die Sterilität der Theorie mit dem organischen Widerspruch der Bewegung in direkte Verbindung setzen will, nicht geschlossen. Noch besteht eine Möglichkeit, die, falls sie zuträfe, die Sterilität der Theorie rechtfertigen, ihr den Charakter des Normalen geben würde. Denn noch wurde nicht erwogen, ob nicht deshalb die kritische Strömung im Zionismus unterblieb, weil das Lehrgebäude, ohne Risse und Widersprüche aufgebaut, die ewige Wahrheit für sich hatte. Dies ist zu erwägen.

Nun könnte ja ein Hinweis auf unsere Untersuchungen im ersten und zweiten Heft der „Freistatt" genügen, um diese Möglichkeit abzulehnen. Wir wollen aber ein übriges tun und uns die Bibel des Zionismus daraufhin ansehen. Zuerst ihren Anlageplan. Gebaut ist das Buch nach der These des Palästinaismus, der die Superiorität der Palästinamöglichkeiten an der Inferiorität der Goluswirklichkeiten nachweisen will. Dementsprechend handelt der breite, zwei Drittel beanspruchende Unterbau von der Assimilation; auf 208 von 302 Seiten wird möglichst viel Material, das für die Verelendungstheorie irgendwie benutzbar ist, zusammengetragen. Es folgt ein für den Zusammenhang belangloses Intermezzo: „Über den Rassen- und Kulturwert der Juden." Auf dieser Basis erhebt sich dann die Krönung des Gebäudes: die abschließenden 70 Seiten behandeln „die Ziele des jüdischen Nationalismus" (lies Zionismus).

Wie man sieht, ein Thesenbuch. Denn so baut man keine Lehre vom Leben auf. Existiert doch weder ein Individual- noch ein Gruppenorganismus, an dem nicht neben Zerfallserscheinungen damit parallel und konträr verlaufende Aufbauerscheinungen wahrzunehmen sind. Erst der Nachweis der gegenseitigen Bedingtheit dieser polaren Phänomene ergibt ein Bild vom Leben. Wer aber „ein vollständiges Bild der sozialen Erscheinungen und Tendenzen innerhalb der heutigen Judenheit“ geben will[1]), der darf nicht so bauen, wie man eine Agitationsbroschüre baut; darf nicht das darzustellende Leben in seinen wichtigsten Erscheinungen unbeachtet lassen. Wer vollends dem Assimilationsproblem 200 Seiten widmet, der kann den äußerst komplizierten Phänomenen der Korroboration und der Expansion im Organismus des jüdischen Volkes selbst auf 400 Seiten kaum gerecht werden. Dieser Komplex der Wachstums- und Neubildungsvorgänge, der uns ein ganz neuartiges, sich in allen Teilen veränderndes Bild der jüdischen Positionen liefert, ist ja, wie wir später zeigen werden, in seinem ganzen Umfange und in seiner Tiefe noch gar nicht zu übersehen.

Hätte Ruppin sein Buch „eine pathologische Untersuchung“ genannt, so wäre natürlich weniger über die Einseitigkeit, mit der er das Biologische vernachlässigt, zu rechten als darüber, daß er im therapeutischen Teil ganz willkürlich und ausschließlich einer höchst ungenügenden und anfechtbaren Heilmethode das Wort redet.

Wer aber, wie er, nicht eine pathologische, sondern eine biologische Studie („ein vollständiges Bild“ usw.) bieten will, der kann nicht umhin, die Bücher, „Die Korroboration“ und „Die Expansion“, als Grundquader in seinen Bauplan einzuzeichnen. Nur so kann eine „sozialwissenschaftliche

[1]) Ruppin: „Die Juden der Gegenwart“, 1911, Vorwort zur zweiten Auflage, S. 4.

Untersuchung“ aussehen, daß erst auf dieses breiteste Fundament „die Assimilation“ als drittes Buch folgt.

Bei Ruppin läßt sich nicht einmal der Torso zu einem derartigen Fundament im Bauplan nachweisen, noch kann man ihn aus sporadischen Bausteinen nachträglich zusammenstellen. Das bedeutet für den Bauplan des ganzen Buches einen verhängnisvollen architektonischen Fehler, für den zweiten Teil („Die Ziele des jüdischen Nationalismus“) das Nichtvorhandensein der unentbehrlichsten Unterlage. Nun trägt dieser zweite Teil in der Hauptsache prognostischen Charakter und verwertet ausschließlich die Ergebnisse des ersten, pathologischen Teiles. Wie muß es aber um den wissenschaftlichen Wert solcher Prognosen stehen, die nirgendwo an der spezifischen Vitalität des Organismus gewonnen sind!

Bevor wir dieser Frage nachspüren, sind im einzelnen die fundamentalen Lücken in der Architektur des Buches aufzuweisen. Wir gehen hierbei vom Leben selbst aus, und untersuchen, ob sich seine zentralsten Erscheinungen irgendwie in der Gliederung des Buches gekennzeichnet finden.

Da ist die das jüdische Leben von Grund auf revolutionierende Erscheinung der Emigration. Solange ihre psychologischen und ökonomischen Momente nicht klargelegt, und ihre dynamischen Wirkungen auf die Verbreiterung und Verstärkung der jüdischen Positionen, ihre tiefgehenden Rückwirkungen auf die zentralen Massen in Osteuropa nicht geschildert sind, fehlt eine der wichtigsten Komponenten, ohne die sich unmöglich die Resultante der jüdischen Wirtschafts- und Kulturentwicklung ziehen läßt. Ruppin tut dieses äußerst komplizierte Problem auf zwei Seiten ab, denen er acht Seiten statistischen Materials vorangehen läßt[1]. Es ist bezeichnend, das ganze fünfte

[1]) Ruppin S. 84—94.

Kapitel heißt bei ihm: „Die Zerstreuung durch Wanderungen“, und die kleine zweiseitige Episode nennt er: „Die Bedeutung der Auswanderung für die Assimilation.“ Das ungleich wichtigere Kapitel: „Die Bedeutung der Auswanderung für die Expansion und die Korroboration“ ist im Bauplan des Buches nicht zu finden, — so wenig, wie jener mit der Emigration direkt zusammenhängende Komplex von Problemen, die sich hinter dem Wort „Nordamerika“ verbirgt. An dieser Tatsache einer jüdischen Zweimillionensiedlung geht Ruppin wie an einem Nichts vorbei. Nirgendwo zeigt sich das deutlicher als in jenem wichtigsten 17. Kapitel[1]), das „Die räumliche Konzentration der Juden“ benannt ist, und die Probe auf die These „Superiorität der Palästinamöglichkeiten über die Goluswirklichkeit“ darstellen soll. Hier vergleicht Ruppin „die Aussichten der Konzentration in Osteuropa“ mit „den Aussichten der Konzentration in Palästina“.

Von „Aussichten der Konzentration in Nordamerika“, die doch mehr als eine Möglichkeit, die eine Tatsache ist, weiß Ruppin nichts zu berichten. An der entscheidenden Stelle des Buches eliminiert er einfach diesen wichtigsten jüdischen Aktivposten, während er den sehr fraglichen Möglichkeiten einer minimalen Judensiedlung in Palästina ein Fünftel des ganzen Buches widmet.

Jene sozialwissenschaftlich hochbedeutsame Erscheinung endlich, die in der jüdischen Expansion den wichtigsten Platz einnimmt: der Übergang breiter Massen von vermittelnder zu produzierender Tätigkeit, ist von Ruppin ganz und gar vernachlässigt worden. Im Bauplan gibt es so wenig ein Kapitel über „Das jüdische Proletariat“, wie ein solches über den „Vorgang der zunehmenden Differenzierung im Volksorganismus“.

*

[1]) Ruppin S. 267—273.

Wir sahen, ein schneller Blick über die äußere Gliederung des Buches genügte, um klaffende Lücken und unhaltbare Mißverhältnisse der Architektur bloßzulegen. Gewiß, Ruppin schreibt in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Die Zeichen der Zeit verlangen eine Deutung, und ich habe meine Deutung gegeben.“ Wer aber so willkürlich wie er die Zeichen der Zeit berücksichtigt, wer aus dem Widerstreit der Kräfte im jüdischen Leben die bedeutsamsten Komponenten ausschaltet, dessen Deutung läßt sich wissenschaftlich nicht aufrechterhalten.

Noch aber haben wir nicht berücksichtigt, daß zwischen der Methodik und dem Aufbau eines Buches ein genetischer Zusammenhang besteht; daß die Fehler der Architektonik die Kristallisationen einer mangelhaften Methodik darstellen. Darum prüfen wir jetzt Ruppins Methodik einmal auf ihre Einheitlichkeit, und dann daraufhin, ob sie den Besonderheiten des Objektes Rechnung trägt.

Wir erwähnten schon, daß der erste Teil des Buches den Nachweis für die Zerfallstheorie zu erbringen sucht. Hier, wie überall im zweiten Teil, wo Ruppin die Ergebniste des ersten zu verwerten sucht, trägt die Methode einen ausgesprochen fatalistischen und pessimistischen Charakter. Bei der Urteilsbildung über die wesentlichsten Phänomene im jüdischen Leben werden ausschließlich die negativen Momente berücksichtigt und in den Vordergrund gezogen. Gleich im Anfang[1]) heißt es: „Vor unseren Augen bröckelt Stein um Stein aus dem einst so fest gefügten Bau der Judenheit. Taufe und Mischehe lichten die Reihen der (!) Juden in steigendem Maße . . . Damit greift der Abbröckelungsprozeß auf die großen Judenmassen Osteuropas hinüber und droht das letzte Bollwerk der Judenheit zu untergraben. — Viele Momente

[1]) Ruppin S. 3.

wirken zusammen, um diesen Prozeß zu begünstigen." Der letzte Satz kennzeichnet ausgezeichnet Ruppins Methode, solange sie es mit den gegenwärtigen jüdischen Positionen zu tun hat. Daß „viele Momente zusammenwirken", um diesen Prozeß aufzuhalten; daß in den Ostjudenheiten andere Prozesse, die der Korroboration und der Expansion, bedeutend fühlbarer sind, dem trägt Ruppins Methode nirgendwo Rechnung.

Ähnlich heißt es an einer anderen Stelle[1]): „Es handelt sich nur (!) darum, ob die Ursachen, welche die Juden der Diaspora bisher als Sondergemeinschaft erhielten, auch in Zukunft in gleicher Richtung wirken und sie vor der Assimilation schützen werden." Ob und welche neuen Ursachen die alten ersetzt haben, dieser Frage ist von Ruppin an keiner Stelle des Buches nachgespürt worden. Ihre Erörterung würde dem grundpessimistischen Charakter der Methode zu sehr widersprechen. Charakteristisch ist auch die eindeutige Art, wie Ruppin der nordamerikanischen Judensiedlung die Prognose stellt[2]): „Noch ist zwar das Judenviertel von New York kaum etwas anderes als ein russisches oder galizisches Ghetto auf amerikanischer Erde, und seine Insassen arbeiten mühsam als Schneider und Schuster unter dem Schwitzsystem um das tägliche Brot, aber wie lange noch? Nicht ewig wird der Jude in den Schwitzwerkstätten bleiben. Für den Anfang sind sie ihm unentbehrlich, um in dem ihm ganz fremden Wirtschaftsleben Fuß zu fassen. Aber er lugt von der Schwitzwerkstätte beständig nach anderer Tätigkeit aus; sie ist ihm nur das Sprungbrett (!) zu anderen Berufen. Noch sind erst etwa 30 Jahre seit dem Beginn der großen Einwanderung verflossen, und die Einwohner stellen größtenteils noch die erste Generation vor; in der zweiten und dritten wird

[1]) Ruppin S. 28.
[2]) Ruppin S. 93—94.

erst das Schicksal, das sich heute nur ahnen läßt, offenbar werden.“ (Gemeint ist damit das Schicksal der Assimilation.) — Man lese, zu welch anderen Schlüssen Chasanowitsch die unmittelbare Beobachtung des jüdischen Lebens in Nordamerika drängt[1]).

Hier haben wir die Erklärung für die vielen Lücken im Aufbau des Buches. Wenn dort Ruppin wichtigste positive Erscheinungen ganz unberücksichtigt läßt oder sie in einer ihrer Bedeutung gar nicht gerecht werdenden Kürze abtut, so entspricht das diesem pessimistischen Charakter seiner Methodik.

Am ausgesprochensten zeigt sich dieser Pessimismus an jener Stelle, wo Ruppin die Aussichten der Konzentration in Osteuropa den palästinensischen gegenüberstellt. Dort, wo von Osteuropa die Rede ist[2]), heißt es: „Die Rückkehr zur Landwirtschaft wird in Osteuropa nicht gelingen, und die Ausbildung einer neuen jüdischen Kultur wird großen Störungen ausgesetzt sein. Osteuropa ist auf dem Wege zur Industrialisierung; für die Juden eröffnen sich damit neue, lohnende Erwerbsquellen, und selbst wenn es gelänge, sie der Landwirtschaft zuzuführen, besteht bei dem geringsten Mißerfolg die Gefahr, daß die Juden die ihnen unbekannte Tätigkeit wieder verlassen und zu Handel und Industrie zurückkehren. Man kann nicht zwei Jahrtausende der Landwirtschaft fernbleiben und sich dann sofort wieder in ihr heimisch fühlen. Ahnlich verhält es sich mit der Ausbildung einer neuen jüdischen Kultur. Osteuropa liegt den großen europäischen Kulturen zu nahe. Die Juden brauchen, um eine neue jüdische Kultur hervorzubringen, für einige Zeit eine ruhige Entwicklung, abseits von den großen Kulturen. In dem Strom der Assimilation, der sie in Europa umflutet und aus der jetzigen

[1]) Die Freistatt. 2. Heft: Das jüdische Proletariat in Nordamerika.
[2]) Ruppin S. 269.

Überlegenheit der anderen Kulturen über die jüdische Kultur andauernd neue Nahrung erhält, können sie ihre eigene Nationalität und Kultur nicht ungestört ausbilden. Sie wären fortgesetzt in Versuchung, das, was sie neben sich oder unter sich sehen, einfach nachzuahmen und so nicht eine jüdische Kultur, sondern einen schlechten Ableger der polnischen, deutschen oder russischen Kultur zu bilden."

Wir betonen: Es handelt sich hier nicht darum, die Ruppinsche Darstellung in ihren Einzelheiten zu kritisieren, sondern der Charakter ihrer Methodik soll festgestellt werden. Zu diesem Zweck folgt hier im Buche das Zitat, das dem letztgenannten gegenübergestellt ist, und das von den „Aussichten der Konzentration in Palästina" handelt[1]: „Ist der Zionismus", fragt dort Ruppin, „mehr als eine solche abenteuerliche Rettungsidee? Ist in Palästina das möglich, was in Osteuropa und in den Kolonialländern undurchführbar erscheint? Die Frage läßt sich gewiß nicht ohne weiteres mit einem Ja beantworten. Aber so viel läßt sich doch sagen, daß viele Schwierigkeiten, denen wir vorhin begegneten, wegfallen oder geringer werden, sobald Palästina zum Konzentrationslande erkoren wird. Palästina ist gesund, und sein Klima läßt die Ansiedlung europäischer Juden zu. Es ist zivilisiert genug und dem modernen Verkehr genügend erschlossen, um der Kolonisation nicht die Schwierigkeiten eines neuen Koloniallandes zu bieten, und auf der anderen Seite nicht so zivilisiert, daß eine Assimilation der Juden an die nichtjüdische Bevölkerung zu befürchten wäre. — Palästina gehört zur Türkei, die ein typischer Nationalitätenstaat und zugleich der einzige Staat ist, in dem die Juden bisher bereits neben den anderen Staaten als gleichberechtigte Nation behandelt wurden. Palästina ist ein agrikoles Land und wird es auf

[1]) Ruppin, S. 272—273.

Jahrzehnte hinaus noch bleiben. Es besteht also nicht die fortgesetzte nahe Verlockung für die landwirtschaftlichen Ansiedler, von der Landwirtschaft abzufallen und sich gewerblichen Berufen zuzuwenden. In Palästina gibt es schon heute fast 100 000 Juden und eine dreißigjährige kolonisatorische Arbeit und Erfahrung, ein Umstand, dessen Wert gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Und für Palästina, das alte Judenland, als neue Heimat sprechen mehr wie für jedes andere Land die Gefühle und Empfindungen der jüdischen Masse."

Der Rahmen dieser Untersuchung gestattet es leider nicht, die jeweils in diesen Zitaten von Ruppin verwendeten Argumente der Einzelanalyse zu unterwerfen und an dieser entscheidenden Stelle Ruppins zwiespältige Methode im einzelnen darzutun. Das bleibt einer späteren Untersuchung „Über den Palästinaismus" vorbehalten. Hier genügt es uns, den Grundton der Argumentation in den beiden Zitaten zu vergleichen. Man muß diese Stelle und ihre Weiterführung[1]) im Original nachlesen, um zu verspüren, daß wir es hier plötzlich, unvermittelt mit einer von der bisherigen pessimistischen *grundverschiedenen* Art der Methodik zu tun haben. Es scheint fast, als wäre im Autor eine Ermüdung im Blick für das Grausige, Zerfallende, Unabwendbare eingetreten; als hätte sich seine kritische Skepsis bei der Behandlung des Golus völlig verausgabt. Der Pessimismus ist in sein *Gegenteil* umgeschlagen. *Die Methode ist optimistisch geworden*, mit einem starken Einschlag ins *Apologetische*. Wie günstig deutet Ruppin die politische, die wirtschaftliche und die kulturelle (Assimilation!!) Arabergefahr![2]) Wie konziliant ist er gegenüber den Schwierigkeiten, die von der türkischen Politik drohen[3])

[1]) Ruppin, S. 273.
[2]) Ruppin, S. 290—93, 300.
[3]) Ruppin, S. 285—90.

(von weltpolitischen Gefährnissen gar nicht zu reden). Der Absatz „Wirtschaftliche Möglichkeiten für jüdische Einwanderer in Palästina"[1]) endlich hat überhaupt nicht mehr untersuchenden Charakter, die früher kritische, pessimistische Methode ist zur reinen Apologie geworden[2]).

Wir wundern uns jetzt nicht mehr, daß der Aufbau so viele Lücken und falsche Größenverhältnisse aufwies. Die Mängel der Architektonik sind der plastische Ausdruck des Zwiespalts in der Methodik. Ruppin mißt die Dinge mit heterogenen Maßen: Das einemal, wenn er die Dinge der Golusgegenwart untersucht (und nicht alle, nicht die ausschlaggebendsten wägt er), wirft er in die Schale die schweren, niederdrückenden Gewichte: Skepsis, Fatalismus, Pessimismus. Sind aber die Möglichkeiten des Zionismus und Palästinas zu zeigen und es gibt keine, die Ruppin nicht hervorholt), so nutzt er ein anderes, ein leichtes Maß, mißt mit Glaube, Hoffnung und Optimismus. Das Gesetz seines Messens ist nicht den Dingen entnommen; der Westler in Ruppin ist es, der dies Gesetz gab[3]). Wenn aber im allgemeinen dies die wissenschaftliche Untersuchung von der Parteischrift unterscheidet, daß ihre Methode eine einheitliche ist, so kommt es mehr als überall dort, wo Wissenschaft aus den Dingen der Zeit voraussagen will, bei solch delikaten prognostischen Aufgaben, wie sie der Deuter des jüdischen Lebens auf sich nimmt, darauf an,

[1]) Ruppin, S. 293—301.

[2]) Ein Kabinettstück dieser doppelten Methodeführung findet man auch S. 261—262 in der Antithese „Jüdisch und Hebräisch."

[3]) Über diesen Westler schrieb ein Parteifreund beim Erscheinen der ersten Auflage: „Man merkt deutlich, wie Ruppin unter dem Einfluß der zionistischen Bewegung allmählich wieder jüdische Sympathien empfindet, nachdem christliche Einflüsse ihn in eine gegensätzliche Stellung zum Judentum gebracht hatten. Nicht nur, daß er Harnacks Auffassung des Judentums akzeptiert, selbst Chamberlain dient ihm gelegentlich als Quelle." Jüdische Rundschau 1904. S. 454—456.

daß die unbiegsame, konsequente Einheitlichkeit der Methodik jene vielen Fehlerquellen ausgleicht, die fortwährend als Vorurteile des Milieus, dem der Untersucher entstammt, das Bild der Dinge zu entstellen drohen. Die Tatsache nun, daß Ruppins Methode durchaus zwiespältig und widerspruchsvoll, daß das Gesetz der Anwendung ihrer heterogenen Elemente nicht in den zu untersuchenden Dingen, sondern in der Subjektivität des Autors verankert ist, genügt schon, um den meisten Deutungen und Schlußfolgerungen des Buches wissenschaftlichen Wert abzusprechen und das ganze Werk als Parteischrift zu kennzeichnen.

Trägt diese zwiespältige Methodik wenigstens den Besonderheiten des Objektes Rechnung? — Das Objekt der Untersuchung ist die gegenwärtige Judenheit. Ihre wesentliche Besonderheit ist einmal, daß sie trotz aller historisch-ethnischen Einheit soziologisch ein absolut uneinheitliches Ganzes ist. Im Gegensatz zu der schütteren Schicht der in das Kulturgetriebe der Wirtsvölker verschlungenen Westjuden, stellen die zentralen Massen der Ostjuden in ihrer Dichte, in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Gliederung einen selbständigen Kulturkreis, einen eigenartigen Volksorganismus dar.

Dann aber kann selbst im günstigsten Falle der Beschauer heute nur die kinetischen Energien dieses „Golus" wahrnehmen; und selbst die Dynamik dieser Energien wird sich erst in einigen Jahrzehnten erkennen lassen. Denn noch ist jener die Grundlagen des „Golus" erschütternde und neu gestaltende Prozeß der Umschichtung jüdischer Händlermassen zu einem organisierten Proletariat, der vor 50 Jahren langsam einsetzte, auch nicht annähernd zur Entfaltung oder gar zum Abschluß gekommen. Der Gedanke eines modernen jüdischen Proletariats muß aber vom Soziologen zu Ende gedacht werden in einer Zeit, die die

großen Massen immer stärker in den tätigen Kulturprozeß eintreten sieht.

Ferner ist zu bedenken, daß in den letzten 50 Jahren fast alles, was im ostjüdischen Leben vor sich ging, durch den unbewußten Lebensdrang der Massen geschaffen wurde. Hier war keine Intelligenz, die alles „schuf“ und organisierte (wie in Palästina z. B.); nichts von den reichen Keimen, die sich dem Schoße des ostjüdischen Volkstums entbanden, ist bisher liebevoll gepflegt, organisiert, energetisch ausgenutzt worden. Die Breite der ostjüdischen Kulturbewegung wird erst dann zu überblicken sein, wenn das zionistische Phantom der Golusverelendung überwunden, und die Intellektuellen einigermaßen von ihrer Zerrissenheit genesen sind. In unseren Tagen erst zeigen sich die Anfänge einer volksnahen, im Volke wurzelnden Intelligenz. Wenn diese nicht mehr nationalistische, aber jüdische Intelligenz einige Jahrzehnte treu und unermüdlich an der Arbeit war — nicht eher —, läßt sich die Dynamik der heute erst in ihrer ersten scheuen Regung verspürbaren Volkskräfte des Golus einigermaßen feststellen.

Hat Ruppin diesen Besonderheiten des Objektes Rechnung getragen? Hat er den Aktivposten „Jüdisches Volk“ in der Größe verwendet, die der Soziologe ihm zuerkennen muß? Hat er den Komplex der zentralen Judenheiten von dem heterogenen der peripheren Schichten unterschieden?

Für Ruppin existiert der Aktivposten „Jude“ überall dort nicht, wo vom Golus die Rede ist. In diese Seite der Rechnung, wo er alle Passiva mit einer peinlichen und oft unsagbar übertreibenden Akribie eintrug, hat er dieses gewaltigste, alles andere bestimmende Aktivum niemals eingezeichnet. Es genügt hier, auf die bereits zitierten Stellen zu verweisen, in denen Ruppin die Judensiedlungen in Osteuropa und Amerika bespricht. Hier überall ist ihm die Golusjudenheit eine starre, träge, lebensunfähige Masse.

So will es seine fatalistische Methodik. Er scheint nicht den schneidenden Widerspruch bemerkt zu haben, der darin liegt, daß diese gleiche passive Masse, die für die gewiß schweren Bedingungen des Golus sich lebensunfähig erwies, den „unerhört schwierigen“ Bau einer palästinensischen Massensiedlung auszuführen vermag, um unter Lebensbedingungen, deren Schwere und Ungünstigkeit man heute nicht einmal ahnen kann, all die großen Taten zu tun, deren sie im Golus unfähig war. Plötzlich, wenn der Blick sich vom zerfallenden Golus dem Lande Palästina zuwendet, ist der Leichnam auf die Beine gestellt und beschämt in seinem Schaffen alle sieben Werke des Herkules. Plötzlich findet sich auf jener Seite der Ruppinschen Berechnung, die ein auffallendes Fehlen der Passiva aufweist, beim Konto Palästina jener früher eliminierte Aktivposten wieder, auf den auch unserer Überzeugung nach alles ankommt.

Hat aber Ruppin wenigstens jenen groben Analogieschluß vermieden, der für das Denken des Westlers typisch ist? Hat er jene grundlegende Verschiedenheit beachtet, die aus der dünnen Schicht der Westjuden und dem Volk der Ostjuden zwei soziologisch heterogene Gebilde macht?

Ruppin hat innerhalb der Westjudenheit Tendenzen zur Assimilation wahrgenommen. Diese Tendenzen (wirtschaftlicher Aufstieg, Aneignung der Landessprache, verminderte Bedeutung der Religion, Mischehe, Taufe usw.) sind ihm eine unabänderliche, wachsende Größe; sie determinieren die weitere Entwicklung (lies: Zerfall) der Westjudenheit. Schon diese Prognose ist in der Ausschließlichkeit, mit der sie nur die progressiven Tendenzen der Assimilation gelten läßt und Gegentendenzen gar nicht in Erwägung zieht, höchst anfechtbar. Nun aber überträgt Ruppin diesen pathologischen Befund unmittelbar auf die zentralen Judenheiten. Er trägt dem nicht Rechnung, daß die gleichen

Faktoren der Assimilation auf eine schüttere Judenschicht viel verhängnisvollere Wirkung ausüben als auf ein lebendiges Volk, wie es die Ostjuden repräsentieren. Er bedenkt nicht, daß dieses ostjüdische Golus nicht nur keine schrumpfende, sondern eine wachsende Größe ist, und daß hier die Faktoren der Assimilation nur eine nebensächliche Bedeutung haben gegenüber den Faktoren der Korroboration und der Expansion. Daß also ein Schluß, gewonnen an der Pathologie der Westjuden, nie und nimmer auf die Ostjuden verallgemeinert werden kann. Ruppin bedenkt dies nicht, weil aus dem Bild, das er vom jüdischen Volke zeichnet, diese aufbauenden Faktoren gestrichen sind. Und er erwägt nicht, daß — stufengeschichtlich — die Ostjudenheiten den Faktoren der Assimilation unter ganz neuen, wesentlich günstigeren Bedingungen begegnen als die Westjuden, die vor 150 Jahren von ihnen überrascht wurden.

Auch hier ist dem Autor die Methodik verhängnisvoll geworden. Weil sie ihm nur die pathologische Seite des ostjüdischen Lebens aufdeckte, ihn nur die Zerfallserscheinungen sehen ließ, drängte sie ihn zu dem bereits erwähnten groben Analogieschluß, vor dem die primitivste soziologische Einsicht hätte warnen müssen.

So haben wir auch die methodischen Leitsätze, mit denen Ruppin arbeitet, und die für den soziologischen Wert der Untersuchung entscheidend sind, als willkürlich und falsch erkannt. Weiter aber, bis zu Einzelheiten, soll diese Untersuchung nicht getrieben werden; wir kehren zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

Nicht um das Ruppinsche Werk handelte es sich da, sondern um die Frage, worin die Sterilität der zionistischen Ideologie ihre Ursache habe. Die Möglichkeit, die uns blieb, diese Sterilität auf die Geschlossenheit und die zwingende Wahrheit der Doktrin zurückzuführen, ist reichlich genug von uns erörtert worden. Sie ist dreifach zu verneinen. —

Es muß nach unseren Feststellungen fast unwahrscheinlich klingen, daß nicht wenigstens bei einem der vielen Mängel, die diese „klassische“ Darstellung der Doktrin aufweist, so etwas wie eine Kritik eingesetzt hat. Dies Unwahrscheinliche aber ist in der zionistischen Ideologie Ereignis geworden.

So ist denn der Ring, der die Sterilität der Theorie mit dem organischen Widerspruch der Bewegung in direkte Verbindung setzen will, als geschlossen zu betrachten. Diese Feststellung nötigt aber, zusammen mit den Resultaten des kritischen Teiles zu Folgerungen, die in ihrer ganzen Tragweite erst nach der Kritik des Palästinaismus gezogen werden können.

Alljudentum und Zionismus

Eine kritische Gegenüberstellung

Eine dogmenkritische Untersuchung des Zionismus, die, alles Beiwerk beiseite schiebend, die Hauptkristallisationspunkte aufspürt, an die sich das krause Gewirr der Theorie angesetzt hat, wird auf drei Thesen stoßen, denen gegenüber der übrige historische, statistische und sozialwissenschaftliche Apparat eine untergeordnete, dienende, meistens apologetische, niemals eine weiterentwickelnde Rolle spielt. Hier ist ihre knappe Formulierung. Die erste und allgemeinste handelt vom Nationalismus und behauptet das Vorhandensein einer jüdischen Nation. Die zweite, eine typische Katastrophenlehre, will es wahr wissen, daß die Judenheit als kulturschaffende Gemeinschaft in ihren heutigen Positionen untergehe. Der Palästinaismus endlich basiert auf dem Satz, daß das jüdische Volk nur auf dem kleinen syrischen Mittelmeerstreifen aufleben werde. Mit den Ideenkomplexen, die sich um diese Thesen konzentrieren, hat es diese Untersuchung zu tun.

*

Bekanntlich ist jene These, die den jüdischen Nationalismus zum Gegenstand hat, die einzige, die nachhaltig und oft genug erbittert von den westjüdischen Gegnern der zionistischen Bewegung angegriffen worden ist. Es ist ein seltsames Schauspiel: Alle Bemühungen, die zionistische Theorie aus den Angeln zu heben, ziehen sich auf

diesen Punkt, und zwar auf seine unanfechtbarste, weil inhaltslose Formulierung zusammen, während das ganze zerbrechliche Gerüst, das sich auf ihm aufbaut, kaum jemals berannt worden ist.

Das einzige und Schwerwiegendste aber, was gegen den zionistischen Nationalismus einzuwenden ist, kam hier nicht zur Sprache. Merkwürdig genug. Denn aus der Geschichte der antisemitischen Theorien und Parteien mußte es den Westjuden doch geläufig sein, wie oft die nationalistische Phrase nichts weiter ist als ein bequemes Deckwort, hinter dem sich meistens Fremdheit, Geringschätzung, Brutalität gegen das eigene Volk, sehr oft krasse Kasten- und Klasseninteressen verbergen. Trotzdem haben sie es unterlassen, den Nationalismus der Zionisten auf seine Qualität hin zu prüfen. Also nicht daraufhin, was er mit der Spitze gegen die Emanzipation oder die kosmopolitische Assimilation ist — in diesem Sinne ist er ja lediglich formelle Negation und Schaustück —, sondern er war daraufhin zu prüfen, was er dem Volk, den Massen gegenüber sein müßte. Es war zu fragen, ob die Art, wie sich die zionistische Bewegung zu den Volksmassen und ihren Problemen bezieht, wie sie mit dem Volk fühlt, für es arbeitet, mehr als eine nationalistische, ob sie eine nationale und welchen Grades sie ist. Dies allein ist das Kriterium, das entscheidet, ob der zionistische Nationalismus Phrase und Schlagwort oder Ausdruck wahrhaften Lebens ist.

In diesem Zusammenhang kann ich es übergehen, noch einmal den Nachweis zu führen, daß das Volk der Zionisten noch immer ein sehr abstraktes Ding ist, gewonnen aus einer primitiven Historik und allerlei Zukunftsträumen, etwas ganz anderes als das lebendige Volk.

Es genügt, die Resultate einiger Aufsätze zusammenfassend darzulegen, die sich eingehender zur Frage nach den Anfängen und dem Psychologischen des Zionismus

äußern[1]). Danach ist der Zionismus der letzte und vielleicht der stärkste Ansturm der Maskilim wider das Volk, ein Ende, über das hinaus es keinen Anfang gibt, das Ende nämlich der Haskolo, jener Geistesströmung, die schon allzulange die Grundlagen des jüdischen Lebens zu unterminieren versucht.

Gewiß, die Geschichte des Maskilismus und die Rolle, die er im Organismus des jüdischen Volkes gespielt hat, sind in ihren Einzelheiten noch zu schreiben. Die Hauptlinien treten aber schon jetzt deutlich heraus; seit den letzten 150 Jahren ist sie identisch mit der Geschichte der intellektuellen Oberschichten. Was diese Intellektuellen in solch langer Zeit auch anfaßten: sie haben auf das Volk gewirkt, wirken noch heute wie eine harte, schwere Geißel, deren Fluch es ist, blindlings in Leben und Werden hineinzuklatschen und dort klaffende Risse zu schlagen. Ob dies im Namen der Aufklärung, der protestantisierten Ethik des Liberalismus, des „gute-Europäer"tums, des Sozialismus oder des Zionismus geschah, wie und wann immer die Popanzen, mit denen jüdische Maskilim Götzendienst treiben, einander ablösen, eins ist ihnen allen gemein: das Fremdsein, Fernsein dem Volk und der nationalen Kulturgemeinschaft, die oft in Verachtung umschlagende Respektlosigkeit vor allen jüdischen Besonderheiten, und jene platte Prokrustesgesinnung, die alles Jüdische nach Normalien, die fremden Völkern entliehen sind, ausrenken oder abhacken will. Es ist eine Wahrheit, die ungeheuerlich klingt: Was seit 150 Jahren dem jüdischen Volk an Intelligenzlern beschert worden ist, das nahm sich niemals die Zeit, den Tendenzen des Volkslebens

[1]) „Die Freistatt", 8. Heft: Zur Theorie und Praxis der Poale-Zion; ib. 2. Heft: Alljüdische Kritik; ib. 10. Heft: Westjüdische Erneuerung. (Siehe den vorigen und die beiden folgenden Aufsätze. D. H.)

nachzuspüren. Das hatte Herz und Sinn an Europa verloren; nicht an das alte gewaltige Europa, das aus dem Mittelalter herausragt wie ein Turm — an das Europa der Emporkömmlinge, die am liebsten alles Echte, Bodenständige rationalistischen Formeln zuliebe aus den Ländern herausfegen. — Dort ist der jüdische Intellektuelle zu einer Geißel für sein Volk geworden, unfähig, ihm getreu zu dienen und zu seiner organischen Weiterentwicklung beizutragen. Dort nahm er sein ödes Gleichmachertum, dort seine Ideale von der normalen Religion, der normalen Ethik, dem normalen Sichausleben, der normalen Kultur, der normalen Volkssprache, dem normalen Wirtschaftsleben und der normalen Nation, mit denen er dann das jüdische Volk zu beglücken suchte. Der letzte Volksbeglücker, der aus diesem Lager herkommt, ist der Zionismus. Er ist dazu stark beeinflußt durch jenen Amerikanismus, der mehr und mehr das öffentliche Leben Europas verseucht. Losgelöst von allem ungebrochenen Jüdischen, von den primitivsten Vorgängen und Ereignissen im Leben der zentralen Massen nichts ahnend, das Herz voll snobistischer Verachtung gegen Volkskultur, Volkselend, -größe und -sehnsucht, mit einer unerhört platten und nihilistischen Gesinnung die Dinge des jüdischen Lebens zu Parteizwecken vergewaltigend, ist heute der Zionismus zur vielleicht reaktionärsten Gewalt im inneren Leben der Ostjuden geworden[1]). Kaum ein Volksproblem, das er nicht falsifiziert hat. Er hat mit den Angelegenheiten der Emigration, mit allen möglichen politischen und kulturellen Lebensfragen des jüdischen Volkes kokettiert, er führt heute einen brutalen Kampf gegen die Volkssprache, nachdem er vergebens versuchte, den Massen

[1]) Noch ist im Osten der Widerstand gegen die zionistische Zielsetzung nicht organisiert. Wie stark aber heute schon fast alle, die unter Ostjuden etwas bedeuten, den Zionismus ablehnen, das lehrt ein nur flüchtiger Blick in das jüdische Schrifttum.

eine untaugliche, durch und durch zionistisch gefärbte Parteischule als Volkserziehungsanstalt aufzuzwingen, — und jetzt neuerdings sein Hebräerparoxismus. Es wird das alles — was nicht Vorwurf ist, sondern ruhige Erkenntnis der Rolle, die der Zionismus im Volksorganismus spielt — durch die folgenden Ausführungen klarer hervortreten. Dann wird es deutlich werden, daß sein Werk nichts anderes ist als ein unaufhörlicher Aderlaß am nationalen Gut und Blut, und daß man dieser Wirkung gegenüber von günstigen Nebenerscheinungen, die er unter den Westjuden ausgelöst hat, absehen darf. Mehr soll hier nicht zur Charakterisierung des zionistischen Nationalismus gesagt werden.

Man kann ihm heute noch nicht das festumrissene Bild des Alljüdischen gegenüberstellen, weil hier das Entwicklungsstadium ja noch ein sehr junges ist. Das Nationalistische, das formelle Bekenntnis zum Volk also, das jenem Hauptforderung und Inhalt war, ist hier auf eine Selbstverständlichkeit reduziert. Es fehlen die Nöte des Antisemitismus, der Assimilation und der verschiedenen subjektivistischen Zerrissenheiten als Väter einer neuen Quasitugend. Was sich heute überall im Osten an golusbejahenden Stimmen vernehmen läßt, die junge Intelligenz, die nicht nur in der neuen jüdischen Demokratie, sondern die selbst im Bund und anderen Arbeiterparteien und nicht zuletzt in der Studentenschaft sich unaufhörlich verstärkt, das hat eine ganz andere, wesenhaftere nationale Bindung — seine gewaltige Nährmutter ist das lebendige Volk. Im alljüdischen Nationalismus ist das blutvolle Lebensgefühl und die grandiose Selbstherrlichkeit der ostjüdischen Massen ins Bewußtsein erhoben worden. Das oberste Postulat, das er an jeden stellt, der an den Dingen des jüdischen Lebens arbeiten will, ist dies: daß seine Hände rein seien von der nervösen Unzulänglichkeit volksfeindlichen Maskilismus, sein Herz frei von bourgeoisen Instinkten und dekadenter Zerrissenheit,

in seinem Willen keine Trübung durch unjüdische Zielsetzung, seine Sinne empfänglich für den gewaltigen Pulsschlag und alles unterirdische Fließen im Volksorganismus, daß er eine selbsterrungene sinnliche Konzeption des gegenwärtigen Volkes, seiner Größe und seiner Nöte sein eigen nenne. Unnötig zu sagen, daß der Zionismus dieser primitivsten Forderung nicht gerecht werden kann.

*

Ich komme zum zweiten Ideenkomplex der zionistischen Ideologie. Der handelt von dem Zerfall und der Entartung der Juden in den Golusländern und ist zu einer regelrechten, mit allen Raffinements moderner Pathologik versehenen Verelendungstheorie ausgestaltet worden. Danach nimmt die Entwicklung des jüdischen Volkes in den Golusländern in jedem Fall einen katastrophalen Verlauf; ökonomische Verelendung, körperliche Degeneration usw. (dies im Fall des Weiterbestehens der russisch-rumänischen Judenpolitik) oder Untergang und Assimilation im Sinne des westjüdischen „Zerfalls" (im Falle einer freien Entwicklung im Golus).

Man sieht hier auf den ersten Blick, daß dieser Ideenkomplex an sich gar nicht ein rein zionistischer ist; er kann ebensogut die Grundlage für einen extremen jüdischen Pessimismus abgeben. Dieser tiefe Pessimismus aller jüdischen Gegenwart gegenüber gehört zu den bemerkenswertesten und auch verdächtigsten Merkmalen des zionistischen Nationalismus und weist auf jene psychische Grundstimmung hin, aus der die zionistische Ideologie stammt: auf das alte Aufklärertum, das mit dem historisch Gewordenen nichts anzufangen weiß. Zionistisch wird diese Katastrophenlehre erst in ihrer Verbindung mit der durch und durch optimistisch-mystischen Palästinatheorie.

Ich kann mir eine Aufdeckung der vielen und ungeheuerlichen methodischen Fehler ersparen, durch die erst ein

solch verzerrtes Bild von der jüdischen Gegenwart entstehen konnte, wie die zionistischen Theoretiker es für ihre Zwecke benötigen. Schon im Juliheft der „Freistatt" habe ich diese gegeben, in einer ausführlichen Kritik der Bibel des Zionismus, des Ruppinschen Buches „Die Juden der Gegenwart"[1]). Diese Kritik ist bisher von zionistischer Seite aus unwidersprochen geblieben, trotzdem sie alles erschüttert, was Zionisten bisher Glaubensartikel war. Diesmal nun soll der positive Teil meiner Aufgabe als Kritiker nachgeholt, sollen in kurzen Strichen die Tendenzen des ostjüdischen Lebens geschildert werden, soweit sie sich heute an dem fast unübersehbaren Beobachtungsmaterial ablesen lassen[2]).

Hier hat es sich bitter gerächt, daß die zionistische Bewegung seit der letzten Zeit einen systematischen Boykott der Volkssprache, des Jiddischen, zu einem Prinzip erhoben hat. Anders wie als Folge dieses Sichabschließens vor dem jiddischen Schriftwerk ist die unerhörte Ignoranz der zionistischen Theoretiker nicht zu erklären. Daß aber selbst ein Nationalökonom wie Sombart, der sich in seinem Büchlein „Die Zukunft der Juden" geradezu ungeheuerliche Entstellungen der jüdischen Wirklichkeiten hat zuschulden kommen lassen, sich niemals aus diesen Quellen orientiert, von ihrer Existenz offenbar keine Ahnung hat, das gehört zu

[1]) Siehe den vorigen Aufsatz. D. H.

[2]) Man bedenke, daß, abgesehen von zahlreichen Monographien (Ica-Enqueten!), die russisch-jüdischen und jiddischen Periodika seit Jahren bereits Untersuchungen enthalten, die die Verelendungstheorie in allen Punkten widerlegen, und das ökonomische Golusproblem im Sinne der hier folgenden Darstellung erkannt haben. Zu den besten dieser Untersuchungen zähle ich Benzion Rubsteins scharfsinnige und geistvolle Essais in Shitlowskis Monatsschrift „dûs naē leben" (Das neue Leben) New-York 1910 und 1911. Rubstein, ein junger, überaus befähigter Statistiker und Soziologe, hat weitere Arbeiten in derWochenschrift: „Der jüdische Arbeiter" (auch jiddisch) Lemberg 1911 ff. und neuerdings in der „Freistatt" veröffentlicht.

jenen seltenen Fällen in der Geschichte der Wissenschaft, wo der Fachmann zum simplen Dilettanten herabsinkt.

Folgende Sätze mögen eine Probe geben von Sombarts Art, sehr komplizierte Dinge summarisch abzutun:

> Die ökonomische Lage dieser russischen Juden ist größtenteils miserabel; sie *fressen* sich gegenseitig auf (S. 13). Überwiegend sind die Juden überall im Osten kleine Handwerker, Krämer, Schankwirte, Trödler, Makler, Pferdeleiher, Hausierer, Wucherer; *lauter notdürftige* Existenzen, die der geringste Unfall über den Haufen wirft (S. 15). Gedenkt man noch der steten Gefahr, in der Gut und Leben dieser östlichen Juden in jedem Augenblick schweben, so entsteht ein Bild von der Lage dieser Judenmassen vor unserm geistigen Auge, das düsterer und freud- und hoffnungsloser nicht von der lebhaftesten Phantasie gemalt werden könnte (S. 16). Wer daran glaubt, daß die „Emanzipation“ der Juden in Rußland in absehbarer Zeit zu erwarten sei, der kann daran denken, daß auch die östlichen Juden ein ähnliches Schicksal wie die westlichen erleben werden, ganz gleich vorerst, ob dieses selbst ein glückliches zu nennen sei oder nicht. Wer dahingegen es für unwahrscheinlich hält, daß sich die staatsrechtliche Stellung der Juden in den östlichen Ländern, namentlich also in Rußland, während der nächsten Menschenalter wesentlich verbessert, der muß auch die Möglichkeit jener Entwicklung, wie sie die Juden im Westen Europas durchgemacht haben, einstweilen ausschließen (S. 18).“

Das ist das Wesentliche, was er über das ostjüdische Leben mitzuteilen weiß. Es ist charakteristisch, daß sowohl in der zionistischen wie in der übrigen jüdischen Presse diese Sombartschen Sätze niemals einer Kritik unterzogen wurden, während man ihm dort, wo er auf westjüdische Aktualia zu sprechen kam, aus Unwesentlichkeiten einen Strick gedreht

hat. Hier sollen nun nicht im einzelnen Sombarts Fehler widerlegt oder auch nur die vielen Flüchtigkeiten, die ihm unterlaufen sind, festgenagelt werden. Es genügt, dem Sombart-Ruppinschen Zerrbild das reale gegenüberzustellen.

Das ostjüdische Leben weist nämlich steigende Tendenz zu einer ungeahnten Verfestigung der jüdischen Siedlungen auf. Diese Verfestigung äußert sich in folgenden Haupterscheinungen:

1. Die Juden geben die ökonomisch und kulturell (Assimilation) bedrohten Positionen auf.
2. Sie erobern sich neue Wirtschaftsgebiete; die großen Massen dringen in die Produktion ein und emanzipieren sich wirtschaftlich und kulturell von der umgebenden Bevölkerung.
3. Große, früher assimilierbare Judenmengen wandern in den Bereich des nationalen Eigenlebens und verstärken dessen Intensität.
4. Die ostjüdischen Oberschichten verknüpfen sich mehr und mehr, gezwungen durch den national geführten Klassenkampf der Mitvölker, mit den jüdischen Massen.

*

Solange für die Länder des Ostens, besonders für Galizien und Rußland, die vor- und frühkapitalistische Epoche andauerte, bis um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts etwa, waren die Juden in ihrer großen Mehrheit ein einheitliches Händlervolk geblieben, ein Volk, das aus einer einzigen Klasse bestand und seine Funktionen nur im Wirtschaftsleben anderer Völker ausübte. In dieser langen Zeit war es eine Vorbedingung für den Wohlstand der Juden, daß sie nicht in Massen aufeinander saßen und sich die Käufer abfingen, sondern daß sie sich möglichst weithin verteilten. Damals entsprach die Selbstzerstreuung dem gesunden Lebensinstinkt des jüdischen Volkes. So bilden in dieser Zeit die jüdischen Gemeinden der Dörfer und kleinen Städte das Hauptkontingent der

jüdischen Bevölkerung. Noch im Jahre 1900 wohnten in Ostgalizien, das am zähesten die Züge der vorkapitalistischen Zeit beibehält, 330848 von 618801 Juden, also 53,45 Prozent, auf dem Lande. Mit dem Vordringen des Kapitalismus ändert sich das. Da kommt in den osteuropäischen Ländern ein eigener Mittelstand auf, der um so mehr erstarkt, als sich die Wirtschaft kapitalisiert. Zugleich breitet die kooperative Bewegung ein immer dichter werdendes Netz von Konsumvereinen aus. Dem jüdischen Händler und Kleinhandwerker wird mählich die Vorbedingung für seine alte wirtschaftliche Funktion genommen. Er verliert die persönliche Beziehung zu Käufer und Besteller, verliert selbst den heimischen Markt. Denn sobald der Mittelstand der Mitvölker genügend erstarkt ist, trägt dieser die nationale Note in den vorher nur ökonomisch geführten Kampf. Immer lauter erschallt der Ruf: „Kauft nicht bei Juden." In Polen hat dieser, durch gewissenlose Hetzer geschürte Kampf im letzten Jahre zu einem regelrechten gegenseitigen Boykott der Polen gegen die Juden geführt. Diese Herausdrängung der Juden aus ihren bisherigen wirtschaftlichen Positionen greift heute bis in das wirtschaftlich arg rückständige Galizien hinüber.

Wie verhielten sich nun die jüdischen Massen zu diesem unaufhaltsamen Vorgang ihrer Expropriierung? Hätten wir es tatsächlich mit einem derart stumpfen, inaktiven Volk von „Golusjuden" zu tun, wie es die zionistische Theorie will, dann wären sie einfach verhungert. Denn ihnen stand nicht wie den Polen, Russen, Ruthenen eine rührige Intelligenz zur Seite. Sie mußten sich selbst den Weg bahnen und erzwangen ihn sich dank ihrer unbiegbaren Zähigkeit. Seit dieser Zeit beginnt die ungeheure Umschichtung des jüdischen Wirtschaftslebens, die heute noch lange nicht zum Abschluß gekommen ist. Derselbe Kapitalismus, der ihnen als Händlervolk zum Fatum geworden war, lieferte ihnen

die Grundlagen zu einem neuen, gesunderen Wirtschaftsleben. Man würde nämlich nur die eine Seite der Entwicklung sehen, wenn man lediglich die destruktive Wirkung der Kapitalisierung des Ostens auf den jüdischen Handel und das Kleinhandwerk ins Auge faßt. Man muß auch die positive Seite sehen, die in ihren wohltätigen Wirkungen überwiegt: Wo der Kapitalismus auftritt, lösen sich die persönlichen Beziehungen zwischen Gütererzeuger und -verbraucher; diese sind nicht mehr national zusammengebunden. Was früher jüdische Besonderheit war (andersnationale Verbrauchermassen zu befriedigen), wird zum allgemeinen Charakter der kapitalistischen Wirtschaft. Während nun das Land von den neuen wirtschaftlichen Umwälzungen lange fast unberührt bleibt, werden die Städte des Ostens Zentren der Kapitalisierung von Handwerk, Industrie und Handel, die jetzt für den weiteren inländischen oder gar für den Weltverkehr zu arbeiten beginnen. Jetzt erst kann sich der Jude von dem persönlichen Besteller oder dem heimischen Markt emanzipieren. Sobald das jüdische Handwerk sich in den Städten zu kapitalisieren beginnt, strömen dorthin die unaufhörlich wachsenden Massen ab, die auf dem Land aus ihren Berufen verdrängt werden, und erobern sich neue Wirtschaftsgebiete. Es ist ein regelrechter Kampf. Hier wie in der Fabrikindustrie erlischt nur langsam der Widerstand der nichtjüdischen Arbeiter gegen die Eindringlinge. Das Charakteristische ist, daß dieses jüdische Proletariat fast ausnahmslos beim jüdischen Unternehmer arbeitet [1]). In den jüdischen Betrieben kommt es mehr und mehr zu einem Herausdrängen der nichtjüdischen Arbeiter, denn der jüdische Unternehmer spürt

[1]) Das Eindringen der Juden in die Fabriken ist unverkennbar. Im Jahre 1887 betrug der Prozentsatz jüdischer Arbeiter in den jüdischen Textilfabriken des Bialystocker Bezirks nur 61 %, im Jahre 1897 schon 80,7 %. Für das Jahr 1897 gibt J. Leszczinksi (in seinem

es in den Ländern des Nationalitätenkampfes sehr empfindlich, um wieviel schärfer gegen ihn als gegen seinen christlichen Konkurrenten das nichtjüdische Proletariat den Klassenkampf führt, wie der hier durch die nationale, antisemitische Note wesentlich verschärft wird. Ihm kann es also nur willkommen sein, einen wachsenden, ja den Hauptteil des Mehrwertes durch jüdische Arbeit zu erhalten. Natürlich ist die hier angedeutete Berufsumschichtung längst nicht zum Abschluß gelangt und daher weder in ihrer Tiefe noch in ihrer Breite zu überschauen. Ihr Charakter aber ist unzweideutig ein stark expansiver und wird es noch mehr werden, je besser die jüdische Intelligenz und die Wohlfahrtsinstitutionen ihre Aufgaben erkennen und es ermöglichen, daß jüdisches Proletariat und Handwerk zur Qualitätsarbeit übergehen. Bis in welche Gebiete diese Expansion eingedrungen ist, das illustrieren unsere noch immer spärlichen Kenntnisse von der jüdischen Landwirtschaft. Heute liegt der gesamte Tabakanbau in Bessarabien, liegen weite Strecken südrussischer Obstkulturen in den Händen jüdischer Bauern. Man schätzt deren Seelenzahl allein für Rußland auf 200000 Menschen. In Nordamerika hat vor noch nicht acht Jahren unter den ostjüdischen Massen eine Farmerbewegung eingesetzt, die mehr als 25000 Proletarier und Kleinhandelexistenzen aus eigener Kraft, ohne nennenswerte Hilfe von philanthropischen Organisationen zu Bauern werden ließ. Wie mag erst das Bild der vollzogenen jüdischen Berufsumschichtung nach 50 Jahren aussehen?

*

Buch „Der jüdische Arbeiter") folgende Zahlen des Anteils jüdischer Arbeiter an jüdischer Industrie:

nordwestlicher Bezirk	74 %
oberer Süden . . .	34,1 %
Süden	39 %

Durchschnitt (ausgenommen Polen und Gouv. Cherson) 53,3%.

Das nun, was sich ökonomisch als eine ungeheure Umschichtung der jüdischen Berufe darstellte, das kann man national-geographisch als steigende Konzentration der jüdischen Siedlung bezeichnen. War in der vorkapitalistischen Epoche die Selbstzerstreuung das erhaltende Prinzip und die Tendenz des jüdischen Nationallebens, so ist unter den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen der Umschlag eingetreten: Das jüdische Nationalleben der kommenden Zeiten wie der heutigen hat zur Voraussetzung und als Tendenz zunehmende, allmählich bewußt zu regulierende Konzentration. Diese wirkt sich heute in zwei Richtungen aus: einmal als Binnenwanderung und außerdem als Emigration. Der stark expansive Charakter dieser Verschiebungen ist unbegreiflicherweise von den zionistischen Theoretikern überhaupt nicht wahrgenommen worden. Ruppin z. B. fertigt die Konzentration in den Großstädten, die sicher einen zentralen Punkt des ostjüdischen Problems darstellt, als simplen Assimilationsfaktor ab[1]. Von der Tendenz der ostjüdischen Binnenwanderung weiß er nur einige nichtssagende Zahlen, und er stellt die ungeheuerliche Behauptung auf:

„Von geringerer Wichtigkeit als die Wanderungen von Land zu Land sind die Binnenwanderungen. In Rußland, dessen weites Gebiet am meisten zu solchen Wanderungen (d. h. dem ‚Abströmen von den Gebieten schweren wirtschaftlichen Drucks in die Gebiete leichteren Drucks‘) Anlaß gäbe, sind sie durch die gesetzlichen Bestimmungen unmöglich gemacht. In Galizien besteht ein Zug der Juden vom Westen zum Osten.“ Nur für Deutschland hat er wahrgenommen, daß „der Zug der Juden vom Lande in die Städte geht“.

Was soll man aber dazu sagen, daß Ruppin ein umfangreiches Buch zu schreiben wagt über die Tendenz des

[1]) Ruppin, „Die Juden der Gegenwart“, 2. Aufl. S. 97—103.

ostjüdischen Lebens, ohne auch nur dessen unkomplizierteste Vorgänge irgendwie erfaßt zu haben? Und was zu dem ganzen Troß zionistischer Zeitungsschreiber, die mit dem Pfund dieser billigen Weisheiten gewuchert haben? Es genügen ja schon die wenigen Zahlen die wir über die galizischen Binnenwanderungen haben, um die wahre Tendenz des Goluslebens zu erkennen.

So entnehme ich einer Arbeit des jungen jüdischen Sozialisten Berl-Locker folgende Daten[1]).

Von der ganzen ostgalizischen Bevölkerung wohnten in	1900 %	1910 %	Von Juden 1900 %	Von Juden 1910 %
Lemberg	3,33	3,86	7,16	8,71
12 Kurialstädten	5,56	6,17	16,42	19,39
8 Städten (üb. 10000 Einw.) .	1,73	1,77	5,40	5,82
44 Städtchen (5—10 000 „) .	5,57	5,76	17,57	17,47
allen Dörfern	83,81	82,44	53,45	48,61

Noch deutlicher geht die Tendenz der jüdischen Binnenwanderung aus einer Tabelle hervor, die den absoluten Zuwachs der fünf Siedlungsbereiche bezeichnet:

Einwohner in	Juden 1900	Zu- oder Abnahme 1910	%
Lemberg	44 258	+ 13 129	29,66
12 Kurialstädten . . .	101 621	+ 26 324	25,9
8 Städten	33 412	+ 4 986	14,93
44 Städtchen	108 662	+ 6 595	6,06
allen Dörfern	330 848	— 10 127	3,06

[1]) Berl-Locker: „Die Probleme des jüdischen Nationalismus“ (Der jüdische Arbeiter), Lemberg, 1912, Nr. 31—39. Die Arbeit ist bis auf einige zionistische Atavismen sehr wertvoll.

Einen Zuwachs über den natürlichen (18,2 %) hinaus haben also nur die 13 großen Städte zu verzeichnen, trotzdem auch sie ein bedeutendes Kontingent zur Emigration gestellt haben. Die übrigen Siedlungsbezirke aber bleiben nur wohl 97000 unter dem natürlichen Zuwachs. Erwägt man, daß die Emigration in diesem Jahrzehnt nur 85000 Menschen fortführte, und daß an ihr auch die großen Städte *stark* beteiligt waren, so tritt die starke Binnenwanderung in Ostgalizien deutlich zutage.

Da diese Arbeit nicht mit statistischem Material beschwert werden kann, mag man über die Bevölkerungsbewegung der russischen Juden in Rubsteins Aufsätzen nachlesen. Es genügt hier festzustellen, das im Ansiedlungsrayon die Städte mit absoluter jüdischer Majorität oder bedeutender Minorität in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen haben. Die jüdische Binnenwanderung konzentriert sich durchweg auf Punkte bestehender jüdischer Massensiedlung — das ist ihr typischer Zug. Es kommt also räumlich zu einer wesentlichen Verkleinerung des Siedlungsgebietes, zu einer ungeahnten Konzentration vorher aufgesplitterter, dem nationalkulturellen Leben fast verlorener Judenmassen. Man bedenke, daß es sich bei diesen Binnenwanderungen in der Hauptsache um kleine, ökonomisch wie kulturell der andersnationalen Umgebung ausgelieferte Gemeinschaften handelt. Ähnliches ist von den neuen dichten Judensiedelungen zu sagen, die in Amerika, Südafrika wie in allen bedeutenden europäischen Kulturzentren entstanden sind. Auch diese *expansive Emigration* ist eine Folge der geschilderten ökonomischen Umwälzungen. Sie hat neue, oft genug gewaltige Vorwerke ostjüdischen Nationallebens aufgerichtet, deren die Zukunft der jüdischen Entwicklung wesentlich mitbestimmende Bedeutung sich noch gar nicht absehen läßt.

Es wird sich vielleicht bei einer anderen Gelegenheit verfolgen lassen, wie tief die Ausstrahlungen dieser ökonomisch-

geographischen Aufwärtsbewegung das nationalsoziale und das nationalkulturelle Leben getroffen haben. Hier sei nur angedeutet, daß sich die Grundlagen der jüdischen Gesellschaft in den letzten 50 Jahren trotz allem politischen Druck und allen unvermeidlichen Erschütterungen einer derartigen Übergangszeit ungeheuer verfestigt haben. Die Exterritorialität des Nationallebens verliert im 20. Jahrhundert nicht nur für die Wirtschaft, sondern ganz besonders für die langsam aufwachsende weltliche Kultur der Juden ihre bedrohenden Wirkungen. Das jüdische Wirtschaftsleben hat sich im Zeitalter des Kapitalismus immer mehr Zweige der Produktion erobert und wird unabhängig von territorialen Machthabern. Damit werden anwachsende Massen früher assimilierbarer Händler- und Kleinhandwerkerschichten den Faktoren der Assimilation entzogen. Aus den neuen Konzentrationspunkten, aus dem bunten Gewirr von Organisationen und gesellschaftlichen Neubildungen jeder Art hört man deutlich das Hämmern an den neuen Formen jüdischen Massenlebens und einer neuen jüdischen Lebensgestaltung. Die steigende wirtschaftliche und soziale Differentiierung der jüdischen Gesellschaft, das Inerscheinungtreten tiefgreifender Klassengegensätze in ihrem Innern bringt mehr und mehr von den Spannungen zur Entladung, die sich in der Ruhe der letzten Jahrhunderte angesammelt haben.

*

Bis zu einer Schilderung auch nur der wichtigsten hierher gehörenden Vorgänge im jüdischen Kulturleben darf ich diese Arbeit leider nicht abbiegen lassen. Es ist das auch kaum nötig. Jüngst hat noch Mathias Acher in breit angelegter Untersuchung begonnen, das neue Werden der ostjüdischen Kultur aus ihren Grundlagen heraus zu deuten[1]. Und das hier Gesagte genügt, um zu erkennen, wie stark das jüdische

[1] „Die Freistatt", Hefte 5, 6, 7, 10: Noch einmal Ost- und Westjudentum.

Volk in seinen heutigen Positionen wurzelt, wie in deren Grenzen die Linie der Volksentwicklung verläuft. Rußland, Galizien, Amerika, ja selbst der spaniolische Golus hat seinen Schwerpunkt in sich selbst. Da ist keine wirtschaftliche, geistige oder kulturelle Kraft, die nach Palästina hin gravitiert. Spricht man aber von den Aufgaben, die im Sinne dieser unzweideutigen Tendenz zu lösen sind, so treten die heute schon, bevor die Entwicklung irgendwie zu Ende gekommen ist, klar zutage. Sie zielen in die Richtung einer möglichsten Paralysierung der vielen Widerwärtigkeiten, die dem jüdischen Volk aus seiner Sonderstellung erwachsen, also politisch: Zusammenfassen unserer sehr beträchtlichen Macht und ihre Organisierung zu Institutionen, die jederzeit jüdische Volksteile gegen äußere Bedränger und Rechtslosigkeit schützen und in den Ländern jüdischer Massensiedlung den Kampf um nationale Autonomie erleichtern können. Wirtschaftlich: Regulierung des Überganges zur Qualitätsarbeit, Errichtung von Handwerker- und Industrieschulen, Unterstützung aller genossenschaftlichen und agrarischen Bestrebungen im jüdischen Proletariat und Bürgertum, Gründung einer Kolonialbank für die amerikanischen, galizischen und später für die russischen Massen, Regulierung der überseeischen und Binnenwanderungen im Sinne einer zweckmäßigen, Licht und Luft lassenden Konzentration.

Was die kulturelle Arbeit angeht: Unterstützung aller Versuche, das alte Cheder in eine lebensfähige Nationalschule zu verwandeln. Schaffen eines jüdischen (jiddischen) Kulturfonds, eines Schulvereins usw. — Ich habe keine abstrakten Formeln aufgestellt. Das sind im Groben die Forderungen, die heute in der jüdischen Welt des Ostens lauter und lauter erhoben werden — und dies sieht anders aus als die Verlegenheitsprogramme, mit denen die zionistische Organisation sich die Zeit im „Galuth“ ausfüllt,

entspricht den Notwendigkeiten des Volks und nicht den Launen oder allzu voreilig getroffenen Anordnungen gegenwartsferner Volksbeglücker. Es sind das die Programmpunkte der gewaltigen interterritorialen, also alljüdischen Organisation, die früher, als man heute glaubt, auf den Plan treten und die Kräfte des Golus für den Golus selbst sammeln wird. Hierüber soll bald ausführlicher gesprochen werden. — Es mag gefährlich sein, nach dem Dargestellten den tiefen Stand zionistischer Wissenschaftlichkeit oder gar das, was sich allwöchentlich in den Parteiblättchen als Bilder vom ostjüdischen Leben vorfindet, charakterisieren zu wollen. Angesichts der notorischen Volksfremdheit und des bedauerlichen Unverstands, die das zionistische Zerrbild vom untergehenden und zu verneinenden „Galuth" entworfen haben, fehlen selbst einem sanfteren Menschen, als ich es bin, die ruhigen Worte.

Und es würde tatsächlich am besten sein, sich nicht weiter um die längst erschütterte zionistische Verelendungstheorie zu kümmern, wenn nicht etwas anderes es nötig machte, immer wieder auf diesen Punkt zurückzukommen. Das ist nämlich die gemeingefährliche Art, wie die zionistische Agitation und Publizistik (es ausnutzend, daß der Westjude fern von aller jüdischen Wirklichkeit lebt, und daß die „Freistatt" als Organ für Intellektuelle für die Masse der Schekelzahler leicht totzuschweigen ist) sich gegenüber den neuen Erkenntnissen dumm stellt und ihr altes Spiel, ihre maßlosen Entstellungen und Unterschlagungen der jüdischen Gegenwart weiterübt. Es tut einem wehe um die Geistigen im Zionismus, daß sie ein derartiges Treiben zulassen.

Vom dritten Komplex der zionistischen Ideologie, von der Palästina-Utopie, ist eigentlich wenig zu sagen. Denn einmal genügt das, was die bisherige Darstellung zeigte, um zu erkennen, daß (abgesehen von den Anstrengungen

einer kleinen, irregeführten Schar) nichts im Golus ist, das nach Palästina hingravitiert. Die Tatsache allein, daß mehr als 3000000 Bande diejenigen Judenschichten, die überhaupt in Osteuropa für Emigration noch in Frage kommen könnten, mit Amerika verknüpfen, läßt jede Möglichkeit, als ließe sich jemals der Auswandererstrom oder eine andere Erscheinung des zentralen jüdischen Lebens durch den guten Willen nach Palästina ablenken, als Utopie erscheinen. Es kann also hier von der Frage der Eignung Palästinas abgesehen werden, weil sie ja höchstens als eine akademische Frage aktuell werden mag. Die Tendenz des ostjüdischen Lebens wird von anderen Faktoren beeinflußt als von Doktorarbeiten über den Stand der palästinensischen Kolonisation oder von den Sehnsuchten europamüder Westjuden. — Außerdem ist die zionistische Palästinathese dermaßen wunschhaft, subjektiv, fundamentlos, deutet mit solch billigem Optimismus palästinensische Unterbilanzen in Erfolge um, daß man auf eine theoretische Auseinandersetzung damit wenig Zeit verschwenden mag.

Nur die praktische Seite der Dinge soll hier angedeutet werden. Die zionistische Agitation hat es nicht nur fertiggebracht, den kritisch unbewaffneten westjüdischen Organisationen Palästina als Konzentrationspunkt der Wohlfahrtsarbeit akzeptabel zu machen, sie wagt es auch, in einem Jahr der Teuerung aus Galizien, dem Land, das seit Jahren schon vergebens die Mittel zu einer neuzeitlichen jüdischen Volksschule aufzubringen versucht, 100000 Kronen für das Hebräische Gymnasium in Jerusalem zu entführen. Sie macht aus der kleinen palästinensischen Judensiedlung mehr und mehr eine neue Chaluko, ein Treibhaus, das dem Golus, dem lebenden Volk ungeheure Kapitalien und gewaltige Kraft an Menschen und Energien entzieht. Und das alles dank einer rücksichtslos fälschenden, mit einer amerikanisch anmutenden Lichtbildertechnik operierenden

Reklame, die, mag sie noch so plump und kraß auftragen, von den Parteigenossen niemals durchschaut wird. Selbstverständlich kann das nicht ins Ungemessene gehen, und das letzte Schaustück, die nervöse Art, wie auf dem Wiener Kongreß die der Partei doch ganz fernliegende ostjüdische Studentenfrage aufgegriffen und zu einer vorübergehenden Sensation benutzt worden ist, zeigt es an, daß auch diese Technik sich einmal erschöpfen wird. — Dennoch ist es nötig, so scharf und häufig wie nur möglich gegen die Schädigungen zu protestieren, die auf solche Weise den zentralen Judenmassen zugefügt werden. Man halte doch das ungeheure, kostspielige, einen Riesenapparat in Bewegung setzende Budget, das für die paar Tausend palästinensischen Menschen arbeitet, gegen das Geringe, durchaus Unzulängliche, was jährlich von west- und ostjüdischen Organisationen für die Regulierung der großen Gegenwartsprobleme aufgewendet wird, — man wird dann ohne Mühe erkennen, wie ungesund und im nationalen Sinne gefährlich dieser beständige Aderlaß, der die wackelnde orientalische Luxusgründung zu Kräften bringen soll, den breiten Massen des Volks geworden ist.

Dann wird man auch die konsequente Kritik begreiflich finden, die gegen den zionistischen Versuch, das jüdische Problem zu mechanisieren und aus dem jüdischen Nationalismus eine Karikatur zu machen, in der „Freistatt" eingesetzt hat. Es ist nicht Lust zum Kampf, die dazu führt, es ist die Überzeugung, daß erst nach Überwindung der zionistischen Haskolo der Raum frei wird für eine wahrhafte jüdische Volksbewegung.

Krakau

Zur Theorie und Praxis der Poale-Zion

Die poalezionistische Bewegung hat ihren Ausgangspunkt nicht im Sozialismus. Die Anfänge einzelner Poale-Zion mögen auf den zurückgehen. Die Bewegung als solche wurzelt — als Produkt einer Differenzierung der mehr sozialistischen von den extrem bürgerlichen Elementen — im Zionismus. Diese genetischen Verhältnisse (wer näher auf sie eingehen will, berücksichtige auch den stark kleinbürgerlichen Einschlag, der sich noch um 1900 als Nachwirkung der erst jüngst erfolgten Berufsumschichtung in weiten Massen des jüdischen Proletariats nachweisen läßt) sind wichtig genug. Denn aus ihnen erklären sich die mannigfachen Widersprüche, die sich in der Theorie dieser Arbeiterbewegung vorfinden, und die auch praktisch oft genug eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt haben. Diese Widersprüche sind also ein schlimmes Erbteil aus der Ideologie des gut bürgerlichen Zionismus. Während die Poale-Zion deren allgemeinstem, nationalistischem Ideenkomplex selbstverständlich nach der Art der tschechischen Sozialdemokratie eine besondere, die Klassenkampfnote geben mußten, haben sie die Lehre von der Verelendung des Golus und die des Palästinaismus urprünglich unverändert dem bürgerlichen Zionismus entlehnt.

Es ist nun äußerst interessant zu sehen, wie das Leben die Poale-Zion zwingt, mehr und mehr den Satz von der Verelendung des Golus einzuschränken. So bürgerlich noch

heute die Mehrzahl ihrer Intellektuellen und Theoretiker der Herkunft und dem Denken nach sind — wenn ich nicht irre, hat Pasmanik ihnen die erste Broschüre geschrieben —, sie stehen doch in einer viel intimeren Beziehung mit den großen Massen, den Trägern des jüdischen Lebens, als irgendwelche bürgerliche Zionisten. Mählich lernten sie es, auf den Ton der starken Unterströmungen im Golus zu lauschen. Anfangs hatten sie sich, als Korrelativ der bürgerlichen, die von der Kultur handelte, eine Theorie der ökonomischen Verelendung des Golus geschaffen. Bald aber stellte es sich heraus, daß das eine doktrinäre und ärmliche Prognostik war, gewonnen an allzu flüchtigen Beobachtungen, die in der Hauptsache nur vorübergehenden und Oberflächenerscheinungen des jüdischen Lebens Rechnung trugen. Ähnlich erging es ihnen mit der bürgerlichen Verelendungstheorie; waren sie doch von Anfang an in viel zu nahen Beziehungen zur jüdischen Volkskultur, um hier nicht die urgewaltigen, ans Licht drängenden Kräfte wahrzunehmen. Man mag Berl Lockers tüchtige Untersuchungen im Zentralorgan der österreichischen Poale-Zion durchlesen[1]), um zu erkennen, daß hier endgültig die zionistische Katastrophenlehre ausgespielt hat. Dazu wird man bei diesem jungen Sozialisten in allem fast, was die methodische und soziologische Behandlung der untersuchten Objekte angeht, einen bedeutenden Fortschritt wahrnehmen gegenüber der zionistischen Pseudowissenschaft. Es wäre natürlich verfrüht, wollte man Lockers Anschauung von der Tendenz der Golusentwicklung heute schon im Bewußtsein der Mehrzahl unter den Poale-Zion vorfinden. Jedoch ist gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß diese Resultate der Lockerschen Arbeit nichts anderes sind als der theo-

[1]) Berl Locker: Zionismus und Goluspolitik in „Der jüdische Arbeiter“, Lemberg 1913, S. 31—40.

retische Ausdruck für die Grundstimmung der ostjüdischen Massen dem Golus gegenüber.

Bis auf eins, ein gewaltiges Aber. Es zeigt nämlich Lockers Untersuchung sehr deutlich an ihrem entscheidenden Punkt, dort, wo die Resultate der Untersuchung in den Rahmen der zionistischen Ideologie eingespannt werden, daß sich die Poale-Zion in ihrer Auffassung des Palästinaismus noch nicht vom Flecke rühren. Nicht nur haben sie die alte zionistische Heilslehre von den Kulturwundern des kleinen palästinensischen Territoriums fast unverändert beibehalten, — sie haben als Sozialisten diesem Dogmatismus einen vielleicht noch vageren zuerfunden, den von den ökonomischen Wundern. Hier ist die wundeste Stelle; von hier aus zieht sich deutlich der Riß durch die Theorie und die praktische Arbeit der Poale-Zion. Um ihn aufzudecken, muß ich weiter ausholen.

*

Es ist wahr, vor den bürgerlichen Zionisten haben die Poale-Zion das eine voraus, daß sie in allem, was die Golusarbeit angeht, schon sehr an den Dingen orientiert sind, und daß ihnen das jüdische Volk nicht zu einer Phrase, sondern zu einer Wirklichkeit geworden ist; einigen ihrer Besten zu einer stark und ganz erlebten. Dieser Vorzug hat aber auch seine Kehrseite. Während der Palästinaismus sich bei den Bürgerlichen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit aus ihrer negativen Stellung zum Golusproblem ergibt, wird er, angesichts der poalezionistischen Golusbejahung, so relativ die auch noch sein mag, unverständlich und widerspruchsvoll. Gewiß sind die Bürgerlichen um solchen Vorzug, den sie ihrer kalten und feindseligen Beziehung zu den Volksmassen verdanken, nicht zu beneiden. Aber so künstlich und fundamentlos auch ihr Gedankengebäude aufgerichtet ist, in sich ist es geschlossen. Aus der Golusverneinung kann sich, trotz

ihrem tiefpessimistischen Grundcharakter ohne allzu sichtbare Gewaltsamkeiten der Wunsch und der Wille zu Palästina ergeben. Der Wunsch wird zum Glauben, und der Glaube — zur Wissenschaft. „Die schlechtesten Bedingungen in Palästina sind immer noch günstiger als der beste Galuth.“ Eine Plattheit, gewiß, aber wer an sie glaubt, ist jeden Beweises für Palästina enthoben. Volkswille, Volkswohlfahrt, Tendenzen der jüdischen Entwicklung, Weiterbildung der historischen Positionen — dies alles ist ihm — Galuth, Null.

Selbst aber die wenigen modernen Zionisten, die den Alljuden so weit entgegenkommen, nur eine relative Verelendung anzunehmen, haben einen Ausweg, einen pilpulistischen zwar, der sie aber des Palästinabeweises enthebt. Sie basieren nämlich die zionistische Bewegung nicht auf die Realität, sondern auf Mystik, auf den Willen zur Unbedingtheit. Mag der Galuth sich noch so schön entwickeln, — sie haben ihm entsagt. So brauchen auch sie keinen umfassenden oder gar wissenschaftlichen Beweis für Palästina, brauchen keine objektive Palästina-Untersuchung. Für sie ist es gleich, ob in Palästina alles Zwergbildung bleibt, lebensschwache, den Golus aussaugende Luxusblüte — nur wenn Palästina vom Mittelmeer überschwemmt wird, ist ihre Weisheit, pardon, ihr Wille zu Ende. — (Eine andere Sache ist es, wie sie ihren, der Zerrissenen, der Überintellektualisierten Willen dem Volkswillen substituieren wollen. Ob sie glauben, daß das Wollen des Unmöglichen sie auch dazu befähigt, ihre müde, verzweifelnde Stimmung dem Volke mitzuteilen, d. h. aus 9 Millionen starker, ungebrochener Golusmenschen solch verzärtelte Subjektivisten und Selbstquäler zu machen, wie sie es sind? Und noch eine Frage ist es, warum sie in zionistischen Dingen, in der eigenen Partei nur sehr bedingt wollen, warum sie sich hier mit Krethi und Plethi so viel besser abfinden

als mit dem Volk, dem Galuth — warum sie nicht ihre Partei gründen? Ob nicht hinter dem allem ein seltsamer, unerhört volksfeindlicher, bourgeoiser Maskilismus, ein Dreiviertel-Entjudetsein steckt?)

Für den bürgerlichen Zionisten also mag das alles Willenssache sein; solange er sich nicht in soziales Leben einstellt, solange der Palästinaismus seine subjektive Laune ist, gibt es da kaum einen inneren Widerspruch. Bei ihm liegt der Widerspruch nicht in der Ideologie, sondern darin, daß er sie, eine Subjektivisten-, eine Sektenideologie, breiten, ganz andersgearteten Massen aufdrängen will. Solange sie die Phrase vom Volk aus dem Munde lassen, haben sie eine ganz nette, geschlossene Theorie. So lange, aber auch nur so lange, haben sie Recht, dem Kritiker zu antworten: Was geht es dich an, was für Sachen ich in Palästina anstelle? Und wenn ich mir den Schädel einrenne an verschlossenen Toren — es ist ja mein, nicht dein Wille.

Die Poale-Zion aber sind — Sozialisten. Mag der eine oder der andere ihrer Intellektuellen als Reminiszenz an seine zionistischen Lernjahre noch so subjektivistische, den Golus ablehnende Anwandlungen haben — der Palästinaismus darf bei ihnen niemals eine subjektive, eine Willensangelegenheit sein. Eine soziale Bewegung, die sich nicht auf die Tendenzen sozialen Lebens, sondern auf seltsame, an Pathologisches gemahnende Sonderfälle, auf den Willen einzelner Sektierer stützt, ist ein unmögliches Ding. Die Poale-Zion kommen nicht um den objektiven Beweis der Palästinathese herum. Der mußte das A und das O ihrer Gedankenarbeit sein, und zwar ein umfassender, von den Dingen, nicht von Wenn und Soll ausgehender Beweis, den das Leben nicht in fünf Jahren ad absurdum führen kann. Dieser Beweis nicht wie eine nachträgliche Rechtfertigung bürgerlicher Atavismen und nach Zion zielender Gegenwartsmüdigkeit, nicht Beweis à la Ruppin: Statistik und

Soziologie im Dienst einer These, sondern der Beweis als Ergebnis objektiver Untersuchungen. Diese Untersuchungen hatten einmal die Frage der Eignung Palästinas zu behandeln. D. h. sie hatten objektiv die palästinensischen Bedingungen für Kolonisation, Industrie, Immigration, dichte Siedlung, Produktivierung jüdischer Proletariermassen usw. darzutun, hatten ebenso objektiv die Bedingungen der bisherigen Positionen und anderer Territorien darzustellen und dann zu prüfen, in welchem Grade die palästinensischen Bedingungen schlechtere oder bessere sind. Mit einem Prüfen der Eignung ist aber höchstens etwas entschieden für das plumpe Denken eines Territorialisten. Ob die Ergebnisse dieser Prüfung für Angola, für Galveston oder für Palästina sprechen, ist belanglos; an sich ist das alles nur ein Spiel der Gedanken, ein ziemlich müßiges; denn jetzt beginnt ja erst das Problem, wird es nötig, den Golus nach der Tendenz seiner Entwicklung zu befragen. Meinetwegen den ostjüdischen Golus gesondert vom sfardisch-orientalischen. Jedenfalls ist die Richtung dieser Tendenzen zu untersuchen: ob sich in dem historisch, nicht von den Launen guter Menschen bedingten gegenwärtigen Werden starke Ströme erkennen lassen, die nach Palästina drängen, so stark, daß aus dem Drängen ein Fließen werden kann?

*

Ohne weiteres ist es klar, daß in diesen Fragen nach der Eignung Palästinas und nach der Tendenz des Goluslebens der Punkt zu erblicken ist, wo die gedankliche Arbeit der Poale-Zion einzusetzen hatte. Und hätte die Bewegung nicht ihren Ausgangspunkt im bürgerlichen Zionismus, sie würde im Anfang schon empfunden haben, wie unvereinbar die beiden Hauptelemente ihrer Theorie sind: das sozialistische, die starke Golusbejahung, und das bourgeoise, der Palästina-Utopismus — sie hätte den Widerspruch aus

der Welt geschafft. So aber läßt sich bis heute in der poalezionistischen Publizistik keine Bemühung wahrnehmen, den Utopismus durch irgendwelche objektive Forschung zu ersetzen. Ich nehme den Schlußteil der sonst vortrefflichen Lockerschen Arbeit zur Hand[1]). In neun Aufsatzfolgen hat Locker sehr scharfsinnig die alten maskilischen Gespenster aus der Golustheorie verjagt, — und im Schlußteil grinsen sie wieder aus allen Sätzen heraus. Dieser Schlußteil will nämlich die sehr dringende Frage nach den Beziehungen der geläuterten, bejahenden Golusbetrachtung zum Zionismus beantworten. Und da zwingt Locker die alte, bürgerlich-zionistische Reminiszenz zu folgendem Umfall:

„Trotz allen Tendenzen zur Verfestigung und Aufwärtsentwicklung bleibt der Golus immer Golus, und wird weder ökonomisch noch kulturell unser Volk zu einem wirklich normalen und gesunden Leben führen. Vor allem wird uns hier die Grundlage aller gesunden Volkswirtschaft fehlen, die agrarische.“ Es folgen dann weitere Einwände gegen den Golus, der hier noch an einigen anderen Normalitätsthesen gemessen wird, und dann: „Ein solcher Zustand kann nicht das einzige und letzte Ideal eines Volkes sein. Hier liegt die Wurzel des Zionismus. Er ist der Ausdruck des gesunden Volkswillens, sich irgendwo die Möglichkeit zu einem ganzen und normalen Leben zu schaffen. Erst durch die Verwirklichung des Zionismus werden wir, wie der Volksmund sagt, ein Volk werden, anderen Völkern gleich. Nur im eigenen Land ist eine gesunde jüdische Wirtschaft möglich, nur im eigenen Land das gesunde Aufblühen der jüdischen Kultur. Der Zionismus ist in diesem Sinne die reifste Antwort auf die jüdische Emigrations- und Arbeiterfrage, die höchste Form nationalen Zusammenlebens.“

[1]) „Der jüdische Arbeiter“, Lemberg 1913 Nr. 40.

Das ist durch keine kritische Überlegung aufgeschreckter Palästina-Utopismus. Ja, waren es die Bürgerlichen gewohnt, den beklagenswerten „Galuth“ über die verschiedenen Leisten der „normalen“ Kultur zu spannen, um ihn dann als untauglich beiseite zu legen, so sind hier den alten einige neue Marterwerkzeuge beigesellt, das Prokrustesbett der normalen Ökonomik. Keine Frage, daß der arme Galuth solche Folter nicht aushält. Hier verrät sich deutlich der alte Denkfehler aller Maskilim — von Mendelsohns Jüngern bis zu Herzl, von Weininger bis zu Ruppin —, der dem zionistischen Denken eigentümlich ist, und an dem man es leichter als an feineren Gemeinsamkeiten nachweisen kann, wie sehr der Zionismus nur Vermummung der dürren Haskolo ist. Einmal gehen sie alle, Zionisten, Poale-Zion und andere Territorialisten, nicht den inneren Gesetzen nach, nach denen Volk und Golus geworden sind. Sie kommen gar nicht auf den fragenden Gedanken, ob nicht der Organismus dieser Organisation ein singulärer ist, ob nicht die Quellen seiner bisherigen und seiner neuen Kraft anderswo, tiefer zu suchen sind, als in Gemeinplätzen von Land und Sprache. Sie verspüren vielleicht unbewußt als einen wühlenden Schmerz das Anderssein, die eigenstolze Normalität des jüdischen Werdens — (Maskilismus ist doch nichts als die Auflehnung gegen diese strenge, „unnormale“ Gesetzmäßigkeit). Aber wenn sie an das jüdische Problem herantreten, macht sie dieser Schmerz blind. Mit den alles gleichschlagenden Werkzeugen ihres nüchternen Verstandes, die nicht einmal das um vieles eindeutigere Leben normaler Völker bewältigen, gehen sie an dasselbe heran; muß man noch sagen, daß sie hier alles versimpeln und vergewaltigen?

So aber, wie die Zionisten diese Normalitätslehre anwenden, dürften sie es, als Enkel und Fortsetzer der alles andere als geistlosen Maskilim, nicht treiben. Es ist doch die

Frage, ob das jüdische Volk im Golus ein in irgendeinem Sinne normales Leben führen kann, vorderhand eine rein akademische. Eine interessante sicherlich. Wer diese Normalität im jüdischen Sinne auffaßt, nicht sie andersgearteten, anders gewordenen Gojim entlehnt, wird sie bejahen. Der Zionist verneint sie. Was aber besagt diese Verneinung für Palästina? Was für die Frage, ob es dort überhaupt zu jüdischem Leben oder auch nur zu einer jüdischen Scheinkultur kommen kann? Für die Zionisten — alles. Ihr ganzer Palästinaismus gründet sich auf sie — und auf nichts mehr als auf sie. Ihr einziger und immer wieder variierter Palästinabeweis ist die Anormalität, die Unerträglichkeit des Golus. Alles andere, was bei ihnen als Beweis fungiert, ist Traum, Wunsch, Hoffnung. Sehnsucht — meinetwegen.

Woher dieser naive Trugschluß stammt, wie er mit jenen vorbaslerischen Anschauungen, denen Palästina ein leeres Land, darinnen Milch und Honig fließen, zusammenhängt, das zu untersuchen, mag nicht uninteressant sein. Jedenfalls spricht es stark gegen das Vorhandensein einer revolutionierenden Geistigkeit bei den Poale-Zion, daß auch ihr Palästinaismus auf diese Fehlerquelle zurückgeht. Umsonst wird man bei ihnen eine grundlegende Untersuchung über die Eignung Palästinas suchen. Was ich an derartigem bei ihnen vorfand, zeigt mir, daß ihre Palästinakenntnis eine nicht minder dilettantische, unkritische, parteimäßige ist, als die der Patentzionisten.

Das alles stützt sich auf einige oberflächliche Beobachtungen, ist Werk einer sich nie über die Flachheit wohlfeiler Agitation erhebenden Wissenschaftlichkeit. Die erstbeste tiefschürfende Untersuchung wirft es über den Haufen. Was mir heute an Material vorliegt über die Eignung Palästinas, nicht etwa als das Land normaler jüdischer Entwicklung, sondern — ich bin in meinen Ansprüchen gemäßigt — nur als auch ein Judenland, das spricht in allem

einzelnen gegen Palästina. Wer sich gegen die Sprache des Lebens nicht so überlegen und taub stellt wie die Zionisten, der kann heute gar nicht zu einer anderen Beurteilung kommen. Die Eignung für Kolonisation! Zwingt denn nicht ein noch so summarischer Vergleich der nordamerikanischen mit der palästinensischen jüdischen Bauernschaft oder gar das durch und durch pessimistische Resultat der Lewinschen Untersuchung[1]) zu einer Verneinung, mindestens zu einer starken Einschränkung? Oder gar die kulturelle Eignung. Hat man nicht, seit Schefflers Untersuchung, an einer Kolonistenstadt wie Berlin den Miniaturprototyp des Kulturbabels, wie es im günstigsten Falle massenhafter Einwanderung in Palästina entstehen mag?

In der weit wichtigeren Frage jedoch, ob die Tendenz des Golus nach Palästina gravitiert, kommen die besseren poalezionistischen Theoretiker zu Resultaten, die ihren Palästinaismus einfach unterminieren. Gewiß, man kann Locker dazu beglückwünschen, daß er solch klare Beziehung zum Volksleben hat — wirkt aber nicht das, was er über die Verfestigung und Konzentrierung der Golussiedlungen sagt, wirken nicht seine Zahlen, seine Klarlegung der verschiedenen soziologischen Phänomene des Golus wie ein Spott auf allen Palästinaismus? Ich habe da vergebens nach dem Punkt gesucht, wo die Linie der Golusentwicklung oder auch nur eine Teillinie nach Palästina abbiegt. Selbst Locker vermag an den gewaltigen Verschiebungen und Umschichtungen nur eins abzulesen: daß die Ziele des Golus im Rahmen der jetzigen jüdischen Positionen fest verankert sind.

So ist denn von poalezionistischer Seite aus jedes Bemühen, dem willkürlichen Palästinaismus weniger willkürliche Unterlagen zu geben, unterblieben. Ihre theoretische Arbeit hat

[1]) J. Lewin, Die jüdische Kolonisation in Palästina. „Die Freistatt“, Jahrg. I, Nr. 5, 10, 11. D. H.

sich niemals auf einen dieser Punkte konzentriert, nichts Wesentliches über die Eignung Palästinas, nur Verneinendes über die Palästinagravitation des Golus ausgesagt. Schlimmer noch; sie haben es gar nicht bemerkt, wie sehr verschieden ihre theoretische Situation von der bürgerlich zionistischen von Anfang an war. Sie gaben sich damit zufrieden, daß auch die Bürgerlichen diese Untersuchungen nicht gegeben haben, bedachten es aber nicht, daß sich ihre Ideologie, seitdem sie eine positive Stellung zur Gegenwart einnahm, auch in der Begründung des Palästinaismus ändern, objektiv werden mußte. Nicht einmal eine originellere Ausgestaltung der Palästinalehre fand statt. Auch das wäre mehr Kompromiß als Wissenschaft, aber doch ein kluges Rücksichtnehmen auf die Verschiebungen in ihrem Gedankengebäude, wenn sie das Verhältnis, die Reibungen und Störungen zwischen Golus- und Palästinaarbeit präzisiert und untersucht hätten, wann die letztere für den Golus eine Stärkung bedeute, wann eine Schwächung oder gar einen Aderlaß. Wer schon in das Dilemma gerät, daß er zwei Herren dienen muß, zwei schlecht verträglichen Herren, noch dazu in verschiedenen Ländern (die Poale-Zion nennen das in einer weisen Selbstironie: gleichzeitig auf zwei Hochzeiten tanzen), der muß sehr genau feststellen, wieviel Dienste dem und wieviel jenem. Ohne Zweifel gibt es bei den Poale-Zion eine Art Harmonitätslehre, die es absolut wahr wissen will, daß sich beide Arbeiten in jedem Fall ergänzen. Die Lehre ist aber genau so wunschhaft wie alles, was mit ihrem Palästina-Utopismus zusammenhängt. Noch niemand von ihnen hat das automatische, harmonische Gleichgewicht zwischen diesen Tätigkeiten herausgefunden. Im Gegenteil, sie selbst haben eine Empfindung dafür, daß getreue, ernste Arbeit am Golus, die mehr ist als Vorbereitung für Palästina, zu einem Kräfteabspannen am palästinensischen Karren führt. Umgekehrt aber, zeigen denn

ihre Untersuchungen der verschiedenen Golusprobleme, das Volk habe überschüssige Kräfte für Luxusexperimente, ihm schade nicht dieser beständige Verlust an Kräften und Kapitalien?

*

Es war nötig, wenn auch in abschweifender Untersuchung, den inneren Widerspruch in der poalezionistischen Ideologie aufzudecken. Aus ihm erklären sich nicht wenig Anomalitäten ihrer praktischen Arbeit. Sie sind in Landsmannschaften organisiert, die in Galizien, Rußland und Amerika tüchtige Gegenwartsarbeit leisten. Deren ernste Arbeit sticht sehr vorteilhaft ab von dem Getue, wie die anderen Zionisten Galuthprobleme erledigen. Sie macht mir die Poale-Zion wertvoller und sympathischer als die meisten jüdischen Parteien. — Anderseits ist es nach dem bisher Dargelegten außer Zweifel, daß nicht unbedingte Golusliebe sie auf solchen Weg trieb, sondern der Zwang der fordernden Gegenwart. Bauen und in die Höhe türmen, so wie das der Golus von seinen Menschen verlangt, das vermag dieses Geschlecht der Poale-Zion noch nicht. Dazu ist ihre psychische Stimmung noch immer zu schwankend; zu viele „Aber“ und andere Bedingtheiten sind in ihrer Golusliebe. Nur mit einem Fuß stehen sie in ihm, seit kurzem erst und nicht allzu fest, während der andere skeptisch verstohlen nach Palästina tastet. Sogar ihre Besten glauben noch immer mit dem Jiddischismus alles getan und ahnen nicht, wieviel bürgerlicher Maskilismus noch in ihrer neuen Tugend sein Wesen treibt.

Viel lähmender jedoch als auf die Arbeit der Landsmannschaften wirkt dieser Zwiespalt auf die Entwicklung ihres Weltverbandes. Was ich in Krakau sah und hörte, das läßt mich nicht glauben, als würden die Poale-Zion jemals der jüdischen Arbeiterbewegung ihren Stempel aufdrücken. War es Zufall, daß ich dort unter ihren De-

legierten nicht einen Proletarier, sondern ausschließlich Akademiker und im Handel Beschäftigte sah?

Palästina ist ihnen als sozialistischer Organisation (und der Sozialismus als zionistischer) verhängnisvoll geworden. Ihre Mitgliederzahl ist noch sehr gering — sie mögen heute 5000 organisierte Anhänger aufweisen —, ihre Geldmittel reichen keineswegs dazu aus, um nur die notwendigsten Organe für ihren Weltverband zu schaffen. Ja, man konnte in Krakau sehr deutlich heraushören, daß selbst ihre Führer sich über die unaufschiebbarste Gegenwartsarbeit noch nicht klar geworden sind, geschweige denn sie in Angriff nahmen. Was aber tun sie? Sie schaffen sich in Palästina eine neue Chaluko, — eine moderne, ich gebe es gerne zu — einen nimmersatten Absorbenten für ihre minimalen Mittel. Sie gehen so weit, daß sie die Schönheit, das Gewaltige und den großen, heldenhaften Zug des Golus, was alles selbst auf dessen Gassen ruht, nicht mehr empfinden, wenn ihnen irgendein Palästinenser üble Leitartikelromantik vorredet von dem neuen jüdischen Arbeiter, von den neuen jüdischen Menschen dort in den Tälern Palästinas. Widerlich und unerträglich war es anzuhören, wie auch sie die süßliche Mythisierung des „Haschomer" widerspruchslos mitmachten und sich diese an sensationelle Sherlock-Holmsiaden erinnernde Legende wie etwas Niegehörtes, ein großes nationales Neues vorführen ließen. Als ob der arme Golus nie etwas Derartiges und sogar Besseres, nie eine Selbstwehr, nie den gewaltigen russischen Befreiungskampf erlebt hätte! Als ob sie die Armen seien, und die anderen, die neue Chaluko, die Reichen! — Ich übersehe gar nicht das Schöne ihrer Solidarität, wenn sie ihre Genossen in Palästina unterstützen — aber tun sie damit nicht sich selbst und dem Golus ein bitteres Unrecht? Geht es denn ihren Brüdern in Rußland und Galizien so gut, daß sie Mittel frei haben für solche Selbstlosigkeit?

Wer in Krakau scharf hinhörte, der vernahm den noch stillen Widerstand, der gegen die beständige und ungerechte Palästina-Bevorzugung in ihren Reihen grollt. Er wird stärker werden — daran ist heute schon kein Zweifel. Ob aber mit ihm in den Weltverband der Wille zur Macht hineinfährt, zur Macht in der interterritorialen jüdischen Arbeiterbewegung? Ob er sie dazu befähigen wird, dann, statt wie jetzt mit Worten, das jüdische Wirtschaftsleben, den nationalen Willen des jüdischen Proletariers durch mustergültige Taten zu revolutionieren? Dazu wird es nur dann kommen, wenn sie ihrer seltsamen und überflüssigen Stellung im Ziohebraismus endgültig entsagen werden und sich von allem hemmenden Doktrinarismus befreien. Nach Krakau vermag ich darauf noch nicht zu antworten. Was ihnen hier die kleine, zähe, palästinensische Gruppe diktierte, das ward ihnen, wenn auch oft heiß umstrittener, Befehl. Auf den früheren Tagungen soll es schlimmer, soll ihre ganze Arbeit nach Palästina orientiert gewesen sein. Aber es war noch jetzt verworren genug, so sehr ich auch ihr ruhiges, sachliches Verhandeln anerkenne, und so deutlich auch ein Vergleich mit dem Wiener Kongreß mich lehrt, daß in ihnen erst wenig parteimäßig erstarrt ist, daß sie entwicklungsfähig sind.

So wie sie jetzt sind, werden sie, wenn schon einmal nicht in der sozialistischen, auch in der zionistischen Bewegung keinen Einfluß gewinnen. In dieser bürgerlich-hebraistischen Organisation sind die mit dem Jiddischen liebäugelnden Poale-Zion an die Wand gedrängt und genötigt, mehr und mehr Hebraisten mit sozialistischen Reminiszenzen aufzunehmen. Sie können noch den Tag erleben, daß selbst unter ihnen die hebraistische Strömung mächtig wird. Auch dafür gab es in Krakau Anzeichen. Vielleicht werden sie dann zur Erkenntnis kommen, wie

seltsam sie sich hier ausnehmen: sie, die Jiddischisten, Bauleute am Ziohebraismus! Eine scheckige Sache . . .

So wenig auch die Krakauer Konferenz Wendepunkt war, so schwach hier die tieferen Spannungen der Partei zur Entladung kamen — mir zeigte sie, daß die Auseinandersetzung zwischen ihrem jungen Geschlecht, das den Golus bejaht, und den alten, mit der bürgerlichen Utopie Belasteten, früher kommen wird, als sie selbst es ahnen. Ich wünsche ihnen den starken und unbeugsamen Willen zur endlichen Klärung. Eine neue Zielsetzung wünsche ich ihnen, eine, die sie nicht mehr hemmt und ihre beste Kraft bindet — die alljüdische. Alljüdisch nicht in dem Sinne der zionistischen Utopie, als ob Arbeit für Palästina eo ipso alljüdisch und nicht eine Schwächung des Golus wäre. Sondern in dem Sinne, daß sie wirklich zu einer revolutionierenden Kraft im jüdischen Sozialismus werden und die allweltlichc jüdische Arbeiterorganisation heraufführen helfen, deren Nahen sich nicht nur bei ihnen, sondern auch im „Bund" schon ankündigt. Sie sind es wert, daß sie deren vorderste Bannerträger werden.

Westjüdische Erneuerung[1])

Immer wieder, oft genug zum Überdruß und in eine geschwätzige Breite gedehnt, liegen im Buch vom Judentum Ansätze vor, die zionistische, oder wenn man will die Prager zionistische Bewegung zu einer der großen historischen Ideengewalten in eine direkte Beziehung zu bringen, und sie, die das sicherlich längst nicht mehr auf eine empirische oder gar soziologische Weise vermag, dadurch, also historisch basierend zu legitimieren. So trifft man hier allerorten auf Versuche, die den Zionismus in eine dort enger, hier weiter gefaßte Romantik hineinbeziehen oder ihn ein paralleles Verhältnis zu dieser konstruieren wollen, wobei dann in der Regel, da das nun einmal deutsche Zionisten sind, die Vorgänge der deutschen Romantik bewußt oder unbewußt als reale Vergleichs- und sogar als Supraordinationsgröße fungieren. Nun war aber die deutsche, wie jede andere Romantik, nicht zuletzt die ostjüdische, die heute als eine große glutvolle Welle ein neues jüdisches Leben zu überfluten beginnt, — es waren diese Romantiken ganz anders fundiert als die bleichsüchtigen romantischen Stimmungen westjüdischer Subjektivisten. Gerade weil dort die Menschen im Gegensatz zu (bestimmten,

[1]) Es handelt sich hier um eine Auseinandersetzung mit dem Buch „Vom Judentum", und ganz besonders mit jenen Aufsätzen, die von einem gegenwärtigen und zukünftigen Judentum handeln. Auf jene Arbeiten einzugehen, die ein historisches oder philosophisches Judentum betreffen, war hier nur selten und nebenbei ein Anlaß.

sie stark reizenden Erscheinungen) ihrer Zeit und ihrer Volksgemeinschaft standen, standen sie inmitten dieser Zeit. Sie bauten nicht auf den Flugsand einer willig interpretierten Vergangenheit oder gar auf den luftigen Schemen einer von aller Gegenwart abgerissenen, vom Verstand und von allerlei Wünschen gemalten Zukunft, sie bauten in das Leben, in ihre Volksgemeinschaft hinein. Nicht einzelne waren sie, nicht Grenzfälle einer soziologischen Erscheinung, — in ihnen verdichtete sich die Leidenschaft und das Glühen eines ganzen Volkes; das Soziale hatte in ihnen seine Exponenten und seine Erfüller. Nicht die Gegenwart, nicht das Leben oder gar ihr Volk war es, das sie verneinten; mit beiden Füßen stemmten sie sich dort hinein, besser gesagt, standen sie dort drinnen; was sie verneinten war nicht das Gegenwärtige, sondern das längst Zerbrechende. Auch sie konstruierten und phantasierten, aber selbst diese Gebilde des Geistes durchflutete Strom des Lebens, wenn sie daran gingen, ihrer Geschichte einen Sinn zu geben, taten sie das nie mit den leeren Händen eines, der keinmal Leben betastet, belauscht, schlagen hörte, sondern sie hatten eine starke, körperhafte Konzeption ihrer nationalen Welt. Waren keine zusammenhanglose, nur durch Leid und von außen aneinandergedrängte Schicht, die sich aus hundert Modekulturen und -religionen nährte — ihre Unterlagen waren derber, solider als Anthologien und Bibliophilenbändchen —, es trug sie eine lebendige Nation, es speisten sie die gewaltigen Quellen einer starken alten Gesittung. —

Was uns aber dieses Buch als jüdische Erneuerung oder gar als jüdische Romantik glaubhaft machen will, das ist keine soziale oder gar nationale Angelegenheit, keine Bewegung jüdischen Lebens, nicht dessen Neuwerden; das ist bläßliche Literatur. Man muß hierbei doch mit gutem Fug von den Reflexen absehen, die der westeuropäische

Kulturablauf bei einzelnen stark in sein Räderwerk eingespannten Juden hinterlassen hat. Die Ausströmungen dieser Reflexe können doch niemals zu dem Crescendo anschwellen, das ihnen im Sozialen, in breiteren Judenmassen eine Resonanz schüfe. Will man trotzdem mit ihnen rechnen, so hat man sie in irgendeiner deutschen oder anderen westeuropäischen Neuromantik unterzubringen. Ihre schwachen, niemals das jüdische Soziale aufpeitschenden Entladungen erfolgen irgendwo, ganz außerhalb des Volksorganismus. Das jüdische Leben wird von ihnen nicht berührt. Nicht als ob es nichts von ungeahnt starken Erschütterungen wüßte. Es weiß, daß allen Gesetzen der ungefähren Gleichzeitigkeit europäischer Kulturabläufe zum Trotz in seinem ostjüdischen Heute Dinge vor sich gehen, die in der Tat wie ein gewaltiges Erklingen romantischer Zeiten anmuten, trotzdem die ganz und gar anderen technischen, sozialen und nicht zuletzt die jüdischen Vorbedingungen eine derartige Romantik kaum mehr in den Vorgang der westeuropäischen einbeziehen lassen. (Wer hier Greifbares aufsuchen will, der schaue einmal, um von anderen ganz zu schweigen, wie in Perez, der einer von denen auf der Zeitenscheide ist, die Ironie plötzlich in ihr anscheinendes Extrem umschlägt, das in Wirklichkeit ja nichts ist als die Vertiefung jener und ihre Beseelung: in Romantik. Längst bevor man im Westen etwas ahnte von dem hier bald zu einem Stück Mode gewordenen und zurechtgestutzten Chassidismus, hat Perez das große Gut chassidischen Lebens, das noch immer im Osten brennt, zu einer ungeahnt lebensnahen Romantik dichterisch gestaltet.) Die zahlreichen Einzelvorgänge bei den Ostjuden, die sich gar nicht anders deuten lassen wie als allseitiges Ringen nach Weiterbau und Beseelung der nationalen Lebensformen — ein Ringen, das dem Grundcharakter der ostjüdischen Gesittung gemäß sich mehr und mehr auf das sozialreligiöse

Brachfeld hinüberzieht —, diese Vorgänge sind von den Autoren des Buches „Vom Judentum“, sehe ich von Birnbaum ab, nicht übersehen, sie sind nicht einmal geahnt worden. Das redet in Fanfarentönen von allem, was augenblicklich auch in manchen anderen Schichten westeuropäischer Religionssucher verhandelt wird. Aber keine Zeile, die verrät, daß der Autor über die dichten Hecken, hinter denen sich ein westjüdischer Subjektivismus und Zionismus ein Stelldichein gaben, auf das lebendige Volk hingeblickt habe. Hier wagen es also Menschen in anspruchsvollen Tönen über Judentum zu klagen, es abzulehnen, zu preisen oder gar es zu beschreiben, die niemals jenem Lebenden, sich Auswirkenden ins Antlitz sahen, das, sieht man von dem Komplex der rein historischen ab, erst die Erscheinungen des Judentums erzeugt, dem Volk.

Wer heute über Amerikanertum schreibt und will, daß sein Schreiben ernst genommen wird, der kann nicht umhin, die Neue Welt mit dem ganzen Reichtum, der vollen Breite und allen Grundlagen ihres Seins und dann auch ihres Gewesenseins umspannt, ihr Leben eingeschlürft zu haben mit den Sinnen. Das ist ein selbstverständliches Postulat — solange es sich eben nicht um das jüdische Problem handelt. Hier aber haben junge Menschen die nicht geringe Verantwortung, dem Westen über Judentum wesentliches Neues zu sagen, auf sich genommen, ohne irgendwie vor ihren Deutungsversuchen jüdisches Volk erlebt zu haben. (Man mag mir einwenden, ein Teil der Aufsätze betreffe historisches Judentum, und denen könne Unkenntnis des Gegenwärtigen keine Einbuße tun. Bedenkt man aber, daß gerade diese Arbeiten teilweise fast unverwandt zur Gegenwart hinblicken, sie beeinflussen wollen, ihr überhaupt erst den Antrieb entnehmen, der sie zum Spüren in der Vergangenheit treibt, dann wird man es nicht als nebensächlich entschuldigen, wenn dieser Autoren Kon-

zeption vom Gegenwärtigen eine unsäglich enge, literarische und unsinnliche ist.) Der gute Wille, Probleme, die einem das Gemüt bedrücken, zu lösen, tut es doch nicht. Man muß doch dazu auch etwas mitbringen, die Wissensinstrumente, mit denen allein sich die Tore des gegebenen Labyrinths öffnen lassen. Gewiß, es schreiben im Buch „Vom Judentum“ auch Menschen, die ein von allem Snobismus und modischem Kulturprotzentum gereinigtes „Gute-Europäer“-tum ihr eigen nennen; also jene Bildungselemente, die sich heute auf den Schulen des Westens der immer kleine Kreis zum Sichbilden Berufener aneignet. Damit aber weiß man nur etwas von dem oder jenem Europa; das ist etwas, das sich für jeden, der zur Öffentlichkeit spricht, von selbst verstehen sollte. Das gibt keinen Aufschluß über die Kräfte und die Massen, die ein gegenwärtiges Judentum hervorbringen. Oder sage ich lieber: kaum einen Aufschluß. Denn die verschiedenen Erscheinungsformen der Assimilation und die mehr oder weniger kraftlosen Widerstände ihres jüdischen gegen Wesensentäußerung gehören ohne Zweifel zu den Erfahrungen ihres Europäertums. Jedoch von jenen anderen Vorgängen im Schoß der zentralen Judenmassen, auf die es doch hier ankommt, sind das, will man den besten Fall annehmen, nichts als interessante Grenzfälle, die auch keine von den gewaltigen Tatsachen des Volksseins zu erhellen vermögen. Nun aber kommt zu diesem Unzulänglichen etwas hinzu, was viele dieser Menschen stolz ihr eigen nennen. Das ist eine gefährliche Art Halbwissen, Wissen aus sechstem Kopf, dem keine eigene Forschungsbemühung vorausging, das bequeme, weil jeder kritischen Besinnung abholde Übernehmen der sehr zeitlichen Auffassung eines wesentlichen Judentums. Es ist das jene interessante, aber ganz und gar einseitige Darstellung vom Wesen und der Zeit des Chassidismus, die sich Buber zu eigen machte. Die Kurzlebigkeit der Burckhardtschen Auf-

stellung eines Griechentums hätte warnen müssen. Auf Bubers Konzeption wenig aufgehellten Geschichtsdunkels, die noch immer sehr unbekannte Lebensvorgänge stark zurechtbeugt und in keinerlei Weise das Kräftespiel im damaligen Volksorganismus universal umfaßt, das aus dem erwähnten Grunde auch gar nicht konnte, — auf diese Konzeption eines einzelnen stützt und in ihr erschöpft sich nun der meisten Autoren Wissen um das Judentum. Da sie also eine körperhafte, historische Anschauung dieser Zeiten (ihrer Meinung nach) wesentlichen Judentums nicht besitzen können — fehlt ihnen doch selbst von dem gegenwärtigen, der sinnlichen Beobachtung zugänglichen jedes mehr als parteimäßige Bild —, so haben sie, jeder einzelne, den großen Vorteil, in diesen leicht dehnbaren Schemen eines wesentlichen Judentums alles hineingeheimnissen zu können, was ihnen unklar und verworren das Gemüt beschwert.

Da sah doch die deutsche Romantik anders aus. Als das Trugbild der Vergangenheit sich ihr langsam zertrümmerte, war ihr dies zugleich ein Hinwegräumen vieler Blickbeschränkungen aus dem Sehfeld; sie konnte wieder schaffen, vielleicht aufatmend, daß der historisch auftretende Trug ihr genommen war. Das aber ist diesen Juden unmöglich, die keine Gegenwart kennen, sie verleugnen und nichts festes Jüdisches unter den Füßen haben, als einen Punkt in der Vergangenheit, den sie aus Oberflächenkenntnis für fest halten, an den sie also anknüpfen, damit er sie zu einer organischen Erscheinung im Judentum mache. Was wollen sie anfangen, die auf ihren Füßen nichts haben als Stimmungen, Wünsche einer fast entmaterialisierten Judenseele, wenn der Geschichtsforscher den Interpreten ablöst und einer wunschhaften Deutung jener Zeiten den Raum nimmt? Nimmermehr kann ihnen die Korrektion der im Westen noch geltenden vagen Auffassung jener Epoche, an der heute schon die kritische Bemühung manches Historikers arbeitet,

eine Bereicherung oder gar ein Befreien werden; für sie kann sie nur ein Zertrümmern sein.

Wer nämlich in den meisten Aufsätzen des Buches durch den bloßen Wortlaut hindurch die psychische Situation zu fassen vermag, die zu den dortigen sich oft religiös gebenden Denkresultaten drängt, der nimmt wahr, daß er es nur zu häufig mit einer sträflich leichtfertigen und koketten Kulturkritik zu tun hat. In fast all diesen Menschen fraß schmerzend und peinigend die Not, ihr Judesein und häufiger noch ganz plump „ihren" Zionismus, dies letzte Asyl, das ihnen vorläufig angesichts der grauenhaften Einöden des Subjektivismus und der unehrlichen Entscheidungen der Assimilation blieb, irgendwie zu rechtfertigen. Zu rechtfertigen nicht etwa dem eigenen Judenvolk gegenüber, in dessen Namen sie ohne Auftrag redeten, das aber nur allzu geschwind über allen schöngeistigen Aufputz hinweg in die Blutleere und Frostigkeit solchen literarischen Judeseins hineinschauen könnte. Sondern sich selbst gegenüber zu rechtfertigen und dem Zufallspublikum entjudeter Westler. Das würde ja niemals ein Bekenntnis zum Judesein ablegen, wenn damit die schmerzhafte Überwindung starker sozialer und individueller Hemmungen, und das zeitraubende, mühsame Erkämpfen sinnfälliger Aspekte des fremd gewordenen Volks gefordert würde. So gehen diese Interpreten eines zionistischen Judentums den umgekehrten Weg und konstruieren ein Judentum, leicht, ästhetisch, nervenreizend genug für Menschen ihrer geistigen und sozialen Situation, ein schmackhafteres als das alte, indem sie das ihnen Genehme und auf der europäischen Kulturtafel sie nicht Kompromittierende als das Wesentliche im Judentum titulieren, und alles vom historisch Gewordenen, was mit dieser fin-de-siècle-Stimmung nicht harmoniert, als unwesentlich, pseudojüdisch herauswerfen. Darum ist es nicht zufällig, daß selbst Arbeiten, die sich auf eine breitere, die Geschichte charakterisierende

Art geben, und gewisse historische Abläufe im Judentum behandeln, aus der Weite und Unermeßlichkeit der Jahrhunderte plötzlich in die Enge der zionistischen Parteihecken einschrumpfen, und jenes Hedad ertönt, dem satte Farben zu leihen der Geist der Geschichte beschworen ward. Die Bemühung zu einer historischen Erkenntnis, die auf jede vorschnelle thesenmäßige Ausbeutung verzichtend die Dinge selbst reden läßt, oder wenigstens sie in ihrer Totalität zu packen versucht, wird man kaum in diesem Buche antreffen.

*

Der geschilderte Mangel an einfachstem und primitivstem Wissen um die jüdischen Dinge ist nun nicht dadurch wettgemacht worden, daß die geistige oder parteimäßige Strömung, von der die Mehrzahl der Autoren getragen ist, ihnen irgendwelchen Ersatz oder eine Erweiterung für die unglaubliche Enge des persönlichen Sehfelds bot. Wie konnte sie das? Die zionistische Ideologie ist es, in ihrer unhaltbarsten Formulierung, die fast alle diese Menschen im Banne hält. Sich zu ihr bekennen, wie es im Geleitwort des Buches geschieht, mag einem Zufallspublikum, das Freude hat an Modeworten und kritischer Einsicht entbehrt, wie eine mutvolle, empfehlende Tat scheinen. Nach anderthalb Jahrzehnten zionistischer Partei und anderthalb Jahrhunderten des Maskilismus war aber etwas anderes nötig: eine klug abgemessene Entschuldigung, daß diese Jungen ihren Denkakt noch immer in der engen, unzulänglichen, nach Papier, nicht Leben riechenden Zelle des Zionismus vollziehen. Der Geleitwortschreiber hätte, weniger redselig, bescheiden sagen müssen: „Wir, — Westjuden, denen es aus objektiven und subjektiven Ursachen her bis heute leider nicht möglich war, mehr als einen kleinen Zipfel vom Reichtum des Judentums zu fassen — wir bieten hier Formulierungen, von denen wir wissen, daß sie, an ärmlichen Erfahrungen gewonnen, nicht Dauerndes, nur Stufen einer lebensvolleren, weniger

literarischen Einsicht sein können. Wir sehen ein, daß unser Jammern und Klagen über die jüdische Gegenwart und das lebendige Volk vorschnell ist, die Art nervöser Menschen, die nicht ein ruhiges Erkennen der Dinge und mühsames Umlernen abwarten mögen. Auch darüber täuschen wir uns nicht, daß wir verwickelten soziologischen Problemen mit unzulänglicher Rüstung gegenüberstehen. Wir nehmen mit Entsetzen wahr, daß sich an uns der schlimme Fehler des maskilischen und allen zionistischen Denkens bitter rächt, jene unwissenschaftliche, tendenziöse Art, an soziale Erscheinungen einen absoluten Maßstab anzulegen, und historisch Gewordenes an Forderungen zu messen, die heterogenen Gebieten, der Individualethik etwa, oder gar „normalen" Völkern entnommen sind. Wir ahnen: wer das jüdische Heute erkennen und abschätzen will, der muß es dem Gestern und Ehegestern vergleichen; nur so, indem er es behandelt wie jedes andere soziologische Ding, es relativ wertet, wird er ihm keine Gewalt antun. Darum schmerzt es uns tief, daß wir vom Heute nichts haben als Zerrbilder, die uns der Zufall aufzwang, und daß unser Wissen um das Gestern noch ärmlicher ist. Wenn wir trotz dieser schmerzhaften Einsichten unsere Arbeiten veröffentlichen, so geschah es, um ein Dokument zu hinterlassen von der krausen und verwirrten Art unseres Denkens über unser Volk und seine Zukunft; es geschah, um unserer Armut und unseren Schmerzen wenigstens einen Ausdruck zu geben. Wir bieten dieses Buch, um ein getreues, ruhiges, von allen Grellheiten freies Bild unseres jetzigen qualvollen Judeseins zu hinterlassen usw."

Statt dessen geht ein unsagbar anspruchsvoller, sich oft zur Geschwätzigkeit trivialisierender Ton durch viele Seiten dieses Buches, der in gar keinem Verhältnis steht zu den dargebotenen Erkenntnissen. Es fehlt hier in vielem an jeglicher Ehrfurcht vor dem Problem, jener selbst-

verständlichen Tugend, die allen wesentlichen Äußerungen kraftvoller Naturen ihren Adel gibt. Hier entschuldigt nichts das Wort, daß Jugend da ist, Tafeln zu zerbrechen. Wäre das nur geschehen. Wäre diese mangelnde Ehrfurcht wenigstens der Fehler jenes Vorzugs, daß unzähmbarer Sturm und starke, ursprüngliche Temperamente über die Seiten rasten. Derartiges sucht man im Buche vergebens. Ich schmecke gerade dort, wo den Problemen die unzulänglichste Behandlung geschah, eine greisenhafte, an unfruchtbare, müde Geschlechter erinnernde und hinter blasiertes Buchwissen mühsam sich bergende Temperamentlosigkeit, die durch die klingenden Worte immer wieder hindurchgähnt.

Selbst aber für die meisten selbstständigeren Menschen, die in diesem Buche schrieben, gilt dies: Wer wurzellos ist, noch in allerlei Strömungen, die außerhalb aller jüdischen Volksgemeinschaft fließen, mit herumschwimmt und doch ernstlich an ein Sicheinstellen in die nationale Erneuerung denkt, der muß sich freilich legitimieren. Aber nicht dadurch, daß er sich ein flatterndes literarisches Judentum konstruiert, fernab allen Nöten und allen Schlachten, die das Volk schlägt. Sondern so, daß er endlich Wurzel faßt, von irgendeinem Punkte aus sich einen Weg schlägt, der in jüdisches Volkstum hineinführt. So einfach und konfliktenfrei, wie sich das Landauer in seinen sehr braven und leider wenig ketzerischen Gedanken vorstellt, ist das selbstverständlich nicht. Gerade gegenüber derart schweren Entscheidungen, wie sie dem Geschlechte heutiger Westjuden obliegen und es zwingen, sich den Weg erst zu ertasten, ist eine lebensunwahre Zuversicht, in die sich vielleicht ein einzelner hineintrösten kann, mehr als wertlos — sie kann nur schaden. Auch das verwirrt nur den Tatbestand, wenn in diesem Buche unerträglich oft, und durch die vielen monotonen Wiederholungen alle Glaubhaftigkeit verlierend, junge Menschen uns damit langweilen, was sie

wollen, hoffen, sollen. Ihnen, die das Buch zutreffender „Vom Westjudentum“ genannt hätten, ist doch nicht das Problem, was sie hoffen und wollen. Nicht das war hier zu beweisen, daß eine religiöse Erneuerung nottut — das ist ein Lied, das sich in Europa auf allen Gassen singt. Sondern das Unwahrscheinliche, Unmögliche war darzutun, daß aus den Pseudogemeinschaft überintellektualisierter Westjuden, die in allen Nuancen übertriebenen Subjektivismusses schillert, der alle natürlichen Zusammenhalte der Sitte, des Glaubens und des Empfindens fehlen, und deren Menschen nur ein winziges Wegestück zusammen marschieren können — daß und wie aus diesen verschwimmenden Zusammentreffen Zusammenhangloser die großen Lebensformen geschaffen werden können, innerhalb derer sich die Religiosität jüdischer Volksmassen auszuleben vermag. Woher und auf welchen Wegen uns die national-religiöse Erneuerung allein kommen mag, die einst bis in die blutleeren Adern abgestorbener westjüdischer Extremitäten gewaltige Wellen werfen soll, das hat uns nur einer in diesem Buche andeuten können, einer, der dort ganz für sich steht, und gegen den Geist des ganzen Buches: Mathias Acher. Für die anderen gelten noch immer die besonnenen Worte, die Troeltsch, der im soziologischen Problem der religiösen Erneuerung Bescheid weiß wie nur einer, einmal schrieb[1]), und wie eine herbe, aber gerechte Kritik an diesem Buche vom Westjudentum klingen:

> „... So deutlich die religiöse Unruhe unserer Zeit sich darin kundgibt (in den Strebungen, die aus Platonismus, Renaissance, Identitätsphilosophie und Sinnlichkeitskultur ein religiöses Neuheidentum schaffen wollen), wirkliche Erneuerungen und Emporbildungen kräftigen, volksge-

[1]) Troeltsch: Logos und Mythus in Theologie und Religionsphilosophie, Logos 1913 IV/I.

staltenden religiösen Lebens wird darin niemand im Ernste erblicken können. Der pessimistische Neubuddhismus ist ein fremder Tropfen in unserem Blute, ist Kulturkritik und Wissenschaft, künstlerische Stimmung und eine aus der lebendigen Bewegung selbst sich herausnehmende Sonderstellung reflektierender Individuen. Das künstlerische, ethische Neuheidentum ist Literatur für Literaten, eine Welle in dem immer neuer Weltanschauungen und Ethiken bedürftigen raschen Umschlage großstädtischer Geistesfreiheit. Der mitleidslos hochmütige aristokratische Ton dieser Literatur bezeugt schon, wie wenig ihr an den Seelen der Tausende liegt, die im Kampfe mit dem Alltag der Größe eines starken und schlichten Glaubens bedürfen. Vollends die neue Religion ist eben um ihrer bloßen Zukünftigkeit willen eine Religion, die überhaupt noch keine ist. Sie ist aber auch eine, die niemals kommen wird, und über deren Erwartung die religiösen Kräfte und Aufgaben übersehen und verloren werden, die vor unseren Füßen liegen. Wenn man irgend etwas auf diesem Gebiete wird sagen können, so wird man behaupten können, daß aus dem Schoß einer derart reflektierten, verwissenschaftlichten, überbewußten und mit tausend technischen Weltsorgen geplagten Kultur die einfach großen Mächte der Phantasie und des Instinktes, der Lebenssicherheit und Gewißheit niemals entstehen kann."

So wird denn der Weg jener Westjuden, die über das Literarische hinaus wesenhaft sich mit der Erneuerung ihrer nationalen Gemeinschaft verbunden fühlen, nicht in jener Niederung verlaufen, auf der der Geist dieses Buches so häufig deklamiert. Er muß zu jener Gemeinschaft führen, die allein fähig ist zu den unsagbar gesteigerten und wie aus unübersehbarem Chor erklingenden religiösen Wehen, aus denen heraus die neuen Lebensformen jüdischer Reli-

giosität sich gestalten werden. Solange deren Zeit noch nich gekommen ist, wartet dieser zum Volk der Ostjuden Heimkehrenden noch manche Tragik und die schwere Aufgabe: hindern, daß nicht weitere Störung in dieses Werdende hineindringt; nicht dulden, daß die unberufenen Hände Volkentfremdeter ein Judentum konstruieren und für eine Lösung ausgeben, an dem das Volk nie Anteil hat; verlangen, daß von den Rednern der Zeit nicht weiter Entscheidungen gewählt und angepriesen werden, die gar keine sind und nur der Schwere des Problems aus dem Wege führen; stärken und stützen das lebendige Volk in seinen Kämpfen.

Die Auseinandersetzung mit der Assimilation

Daß unsere urewigen nationalen Ideen wieder in einem Geschlecht kongenialer Juden Verwirklicher fanden und sich nach mannigfachen Richtungen hin bedeutungsvoll und sieghaft in dem breit strömenden Leben ankündigen, das sich uns als Aufstieg des Volkes heute am vernehmlichsten, wenn auch keineswegs seine so schwer zugänglichen Gründe aufweisend in dem flattrig-bunten Wirrwarr von Schlagworten und Programmen, und, auch hier noch durchaus oberflächenhaft, in dem geschäftigen Tun der nationalen Parteien zu erkennen gibt — dieses denkwürdige und den darum Wissenden, wie eine verklungene, kaum mehr wahrscheinliche Verheißung beglückende Schauspiel geht nunmehr länger als die lange Zeit eines halben Jahrhunderts vor sich, ohne im Westen, ja ohne auch nur in nennenswert weiten Kreisen ostjüdischer Intellektueller anders als in der Lockerung einzelner, oft nebensächlicher und nur den bequemen Sinn der Zeitgenossen wichtig dünkender Szenen bemerkt worden zu sein.

Trafen derart und aus einer Folge von widerwärtigen Bedingtheiten — sie haben ihre zentrale Ursache in der jüdischen Intellektuellen beispiellosem und radikalem Abgerissensein von allem jüdischen Massenleben — die nationalen Ideen allgemein die jüdische Intelligenz bis um die Jahrhundertwende nachhaltend in nur einer der weit aus-

einanderstrebenden Bewegungen, die doch von ihnen dem Leben trotz allem Widerstreben der Materie entbunden worden waren, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß sie es sich in dem dazu auch örtlich abgerissenen Westen zufügen lassen mußten, bis heute über einem dieser doch nur in ihrem Dienst seinsberechtigten Zweckgebilde vergessen zu werden, das hier als zionistische Bewegung und als Partei in den Vordergrund drang. Schlimmer jedoch — da sie damit wie strohene Puppen, denen man auch noch den Königstand nahm, in den dunkelsten Winkel hineinfielen — war es, daß sie zu den Gunsten jenes Zionismus, des ewig über die Welt funkelnden Glanzes entkleidet wurden, den ihnen, aber nur ihnen die Tatsache Ideen zu sein notwendig verlieh. Denn verführend lauerte hier der Trugschluß, der sie, die Zeitlosen, die Unermeßlichen und allen Veränderungen der Materie Entzogenen zu der unzeitlichen wie in hundert irdischen Abhängigkeiten schwankenden zionistischen Ideologie vergröberte und verengte. Über alle Gebühr genährt und aufgebläht von dem tölpisch-krämerischen Zweckdenken des Agitators, aus dessen naturgegebener Abneigung vor dem Grund der Dinge er heute sein zähes Leben empfängt, ist dieser Trug zur kaum mehr aufscheuchbaren Denkgewohnheit der meisten westlichen Zionisten geworden, und bis auf zählbare, hart an den Grenzen der alljüdischen Bewegung stehende Einzelne sieht man hier noch immer niemanden, der ihn und damit den Quasiprofit bequemer und greisig gewordener Argumente einer wertvolleren Erkenntnis opfere. Gewiß, dem Liebhaber einer in ihrer Selbstverständlichkeit unantastbaren Moral, der nichts weiß von anderen Sünden, gegen den Geist, und hier die primitive Makellosigkeit seiner Partei von mir verdächtigt glaubt — gerne werde ich ihm zugeben, daß eine so distanzlose Überschätzung des Zionismus nichts weiter (!) als arge Unkenntnis der elementaren

Tatsachen des nationalen Lebens, niemals unehrlich ist. Weiß ich es doch, wie jener breit und massig vor den meisten seiner Bekenner steht, und ihnen den Ausblick über die unübersehbaren Weiten nimmt, inmitten derer das Volk, unser Volk in nirgendwo gesehener Verlassenheit leidet, kämpft und siegt, und die erhabenen Taten und Werke tut, von denen die Parteien zehren. Und obwohl in der letzten Zeit einzelne Zionisten beginnen, sich von dem ihre ganze offizielle Welt beherrschenden Trugschluß zu befreien, verlaufen selbst die jüngsten Versuche, den Zionismus ernsthafter zu begründen, starr und unverwandt in jene verfahrenen Wege, und es findet hier, beispielsweise im Buch „Vom Judentum" noch immer das vergebliche und unfruchtbare Beginnen statt, das, was doch nur Weg, ein Weg und ein sehr diskutabler zur Verwirklichung der nationalen Idee ist, dieses Zeitgeborene mit den schweren Gewichten des Ethos, die man jener wie selbstverständlich nahm, in die Ewigkeit hineinzuverankern. Es wäre demnach Anlaß genug und würde nicht einmal den Rahmen meiner Untersuchung sprengen, hier bei den die innerzionistische Situation stark schädigenden Wirkungen dieses Trugschlusses zu verweilen, der, aufgekommen nur dank der ungeheuerlichen, westjüdischen Unkenntnis des eigenen Volkes, diese, als sei sie ein erwünschter und der Partei heilsamer Zustand, nunmehr chronisch und von Tag zu Tag anmaßender zu machen droht. Da ich aber auf diese innerzionistischen Schädigungen zu unmittelbarem Anlaß eingehen will, in einem Aufsatz[1]), der von jüdischer Kulturpolitik im Westen handeln wird, kann hier schon jetzt dargelegt werden, wie die kurzsichtige Gleichsetzung des Zionismus mit der nationalen Idee den Kampf der letzteren gegen

[1]) Diese wie manche andere geplante Arbeit kam, da bald darauf der Krieg ausbrach, nicht zur Ausführung. D. H.

die Assimilation zu einem bedeutungslosen rationalistischen Geplänkel werden ließ, und jener die goldenen Brücken der Logik bot, auf denen sie sich dem ihr ans Leben gehenden Anprall ethischer Auseinandersetzung mühelos entziehen konnte.

II

Begegnet man ihr zum erstenmal, so ist man von der Tatsache in hohem Maße frappiert, wie widerspruchslos man sich auf assimilatorischer Seite die meisten zionistischen Feststellungen über das Volk, den Golus, die nationale Bewegung, ja selbst über die Vorteile einer Kolonisation Palästinas entgegen aller sonstigen gar nicht kindergläubigen Skepsis zu eigen machte. Es darf die Ursache davon nicht so oberflächlich nur darin erblickt werden, daß den Assimilanten, noch weit mehr entfernt von aller jüdischen Volksgegenwart als jene, jedes empirische Kriterium für diese Dinge fehlte. Denn sicherlich gibt es hier einen noch tieferen Zusammenhang, einen genetischen, der sich im folgenden deutlich herausstellen wird, und dessen Untersuchung auf die in allem Bewußten fast noch gleichartige Geistigkeit der Assimilanten und der überwiegenden Mehrzahl der Zionisten hinweist. Hier genügt es, zu betonen, daß jene die Gleichsetzung des Zionismus mit der nationalen Idee, die Verengerung der nationalen Bewegung zur zionistischen Partei wie selbstverständlich übernahmen. „Gleich bei Beginn des erwachten Lebens (d. i. hier Herzls Auftreten, F. M. K.) ertönten neue Lieder, von ganz anderer Wärme und Inbrunst als die altgewohnten — und das jiddische Lied, das einzige (!), was wir an Volksliedern besitzen, drang in weitere Kreise.“ Wenn ein Mann wie Calvary, den der deutsche offizielle Zionismus als seinen Theoretiker ansieht, noch jüngst im Buch „Vom Judentum“ derart ostjüdische Geschichte konstruieren konnte,

damit das lapidar Abstrakte seiner Vorstellungen über das Volk sorglos verratend — wie naiv und einfach erst mußte sich da einer die Dinge vorstellen, der, klein, jedoch gut geschlossen die zionistische Organisation als einzige von den neuen Erscheinungen im nationalen Judentum lebhaft und, als ob das lebendige Volk sie allein sich zum Sachwalter bestellt, anspruchsvoll geschäftig vor sich sah. Daß dann die offizielle zionistische Agitation sich mühte, jenen Eindruck zu verstärken, und immer wieder das als die Leistungen des Zionismus ausgab, was Werk des Volkes und Macht der großen nationalen Idee war, wird niemanden wundernehmen.

Mit dem allem aber ist jenes Judentum, das sich bereits für ein leichtes und unbemerktes Dahindämmern und Sterben installiert hatte, von folgenreichster und es grausam wachrüttelnder Erkenntnis verschont worden. Noch heute wissen seine Anhänger nichts davon, daß das Große, was seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in den bis dahin durchaus assimilierten Oberschichten vor sich geht, nichts Geringeres ist als das in seinen Dokumentierungen noch so trübe, aber seinem Wollen nach gar nicht mehr zu verkennende Ringen der Menschen des ewigen Berge versetzenden jüdischen Ethos gegen die, welche ängstlich über ihre jüdische Seele fremde Zweckmäßigkeiten herrschen lassen. Sie wissen nicht, daß auch über sie ein neues Schicksal aufsteigt, und daß die nationale Idee es ihnen bringt, — sie können es nicht wissen, weil ihnen niemals bisher diese Idee in ihrer Reinheit, mit ihren zwingenden Postulaten und von allem Beiwerk frei entgegentrat. Und man bedenke nun, was dann geschähe, hätten sie in der Tat dieser Idee und nicht ihrem Zweckgebilde gegenübergestanden. Dann würde die Auseinandersetzung zwischen ihnen und uns sich dort abspielen, wo allein sie es darf: auf dem Gebiet des Ethos, und würde

das sein, was sie immer hätte sein müssen, hellauf lodernder Kampf derer, in denen die lichte, freudige Zuversicht ist, daß ihr Handeln zu den großen Dingen dieser Erde und den höchsten Angelegenheiten ihres Volkes gehört, gegen alle, die fühlen: sie sind Knechte fremden Geheißes, Knechte, denen irgendein dummer Zufall ihr Wertvollstes niederzwang, und die noch dann Knecht genug sind, diesen Zufall zu loben.

Man weiß, daß diese Auseinandersetzung bisher nicht stattfand. Jene haben die zwingende Stärke der nationalen Idee nie an sich erfahren; statt dessen trat ihnen der Zionismus gegenüber, ein Zionismus, der noch so unreif war, den weiten nationalen Gedanken nur in seiner Zuspitzung auf Palästina gelten zu lassen, und ihn, der nimmermehr von Erörterungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verwirklichung abhängig gemacht werden durfte, mit allerlei Rentabilitätslehren über Palästina eng verknüpfte. Damit ward einer der gewaltigsten Kämpfe im Judentum auf das unfruchtbare Feld dialektischer Empirik hinübergedrängt, und hier wo er das ethische Gebiet kaum streifte, zu einem Gegeneinander logischer Argumente: die ungeheuere e t h i s c h e Minderwertigkeit der Entscheidung für die Assimilation trat dabei gar nicht zutage, wo alles auf den für Gegenständliches und für Zweckmäßigkeiten empfänglicheren Sinn ankam.

Nicht aber war diese Art der Auseinandersetzung eine unzulässige allein der unrechtmäßigen Verschiebung des Kampfplatzes wegen — sie war es auch in einem logischen Sinn. Denn nicht Zionismus heißt der Gegensatz von Assimilation, und nicht mit diesem hat sie es zu tun, sondern mit der primären nationalen Idee. Und nicht war ihr das Problem und Diskussionsobjekt, ob der Zionismus realisierbar sei — das geht allein uns etwas an, die auch wir die nationale Idee verwirklichen wollen, aber andere,

wie wir glauben bessere Wege dafür fanden; auch die Territorialisten geht es an, die Seimisten und wer sonst noch im nationalen Lager steht. Was aber soll der über den Weg reden, der überhaupt nicht gehen, sondern sterben will? Nicht über den Weg war von ihm die Entscheidung zu fällen, sondern über das Gehen überhaupt. Und wenn er schon über den Weg sprach, so war das doch nimmermehr eine Entscheidung, sondern ein Gerede wie viele. Dahinein hätte das stolze Ethos des neu aufkommenden und von heroischen Impulsen getriebenen jüdischen Menschen in seinem klirrenden Anprall gegen das schwächliche Ethos einer kleinmütigen Zeit niemals verklingen dürfen.

III

Wenn es doch geschah, dann reicht unser bisheriger Erklärungsversuch nicht aus. Er hat einen kausalen Zusammenhang vorgefunden zwischen dem Trugschluß, der den Zionismus die nationale Bewegung zur eigenen Partei verengern ließ, und der Verschiebung jener Auseinandersetzung aus dem ethischen in das logische Gebiet. Dieser Zusammenhang besteht, aber nicht allein und für sich. Denn die einfache Überlegung sagt: Menschen, die sich bewußt waren, Träger des wertvolleren Ethos zu sein — wenn sie auch noch so sehr an den Dingen vorbeiirrten und weit schlimmere Denkfehler begingen als jenen Trugschluß, konnten sie nie jene Verschiebung mitmachen. Nur wenn man sich im Zionismus bisher nicht als diesen neuen Juden fühlte, nur dann vermochte man jenes zu ertragen. Hier nun stoße ich auf eine Gedankenreihe, die bisher ohne alle Gebühr behandelt worden ist. Bei der Wertung dessen, daß die Assimilation notwendig Vorstufe des Zionismus sei, und was der letztere ihr zu verdanken habe, haben es sich nämlich die meisten zionistischen Theoretiker allzu bequem gemacht, und bisher nur solches hervorgehoben,

was eine optimistische Beurteilung gestattete. Haben sie hierbei Wirkungen Europas, die sicherlich heute auch eine national gefestigte Judenheit genießt, als Wirkungen und Segnungen der Assimilation lobgepriesen, so haben sie dagegen noch keinmal das Pandorageschenk, das jene den Zionisten hinterließ, in seiner unleugbaren, verhängnisvollen Wirkung gekennzeichnet, und nicht darüber nachgeforscht, wie stark die für den Assimilanten typische Geistigkeit in den aus ihrem Lager Stammenden auch dann noch wirksam sein mußte, als sie äußerlich bereits in der nationalen Bewegung mitgingen. Es charakterisiert diese Geistigkeit ein starkes, unbedingtes Rechnen mit allem, was Realität, gegeben scheint; mehr als ein Rechnen, ein Sichunterwerfen und Dienen; ein Intellekt, der sich gleich in der Welt, und auch in der, die durch Zufall seine Welt ist, zurechtfindet, und sich gegebenenfalls immer wieder nach ihr umschafft; dazu ein Wille, der nicht nach innerlichen absoluten Impulsen, sondern nach der Zuversicht in die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Entscheidung sie trifft oder unterläßt.

Der Nationalismus der meisten Zionisten ist noch durchaus Willensrichtung dieses minderen Wertes — wer mag daran zweifeln? National sein aus innerstem Gebot heraus, den Teufel danach fragen, ob dem Ringen, zu dem uns das nationale Bekenntnis verpflichtet, ein Erfolg sein wird oder nicht, sich von allem grobem Zweckdienerischen befreien und die reine Idee nur ihrer Göttlichkeit, niemals ihrer Mittel wegen verwirklichen — dem offiziellen Zionismus, der in den Niederungen der Assimilation stecken blieb, ist dies noch immer Verstiegenheit. Was ihn von jener trennt, das sind, mehr oder weniger stark, logische Einsichten, denen freilich im Emotionalen bereits dumpfe Verschiebungen vorangegangen waren. Von dieser Dumpfheit bis zur stahlharten Bewußtheit der eigenen ethischen Mis-

sion ist aber ein unendlicher Weg, den heute erst einzelne hinter sich zwangen.

Es ist darum nicht anders: Solange das Geistige der meisten Zionisten sich von dem der Assimilanten nur um solch geringes unterscheidet, wird die Auseinandersetzung dieser beiden nicht das sein, was allein sie aus dem Gezänk über Rentabilitätsfragen herausheben könnte: sittliche Entscheidung, Kampf der Menschen des jetzt erneuten uralten und grandiosen jüdischen Ethos gegen die Träger eines fremden Willens. Hier ist nur ein Weg: Der Kampf muß zuerst und restlos im zionistischen Lager entschieden werden. Noch ist er hier nicht einmal angebahnt, und selbst die Erkenntnis, daß er unaufschiebbar und notwendig ist, lebt erst in einzelnen. Entbrennen aber wird er dann, wenn der alte anmaßende Trugschluß mit seiner beruhigenden Selbstgefälligkeit für immer als Denkweise einer unreifen und noch in allem in der Assimilation steckenden Zeit preisgegeben worden ist, und endlich auch im Zionismus die primäre nationale Idee dem Zweckgebilde, der Partei gegenüber zu ihren Rechten kam. Schon beginnt diese Reinigung da und dort vor sich zu gehen — unterbrochen werden kann sie nimmer, so schüchtern sie auch einsetzt, und so hartnäckig sich ihr der offizielle Zionismus entgegenstellt. Er wird es nicht verhindern können, daß einer wachsenden Schar die große nationale Idee wichtiger wird als alle Parteien, und daß sie in deren Namen den Zionismus in seinen Fundamenten zu revidieren beginnt. Und auf die Dauer wird er mit taktischen Erwägungen diese Menschen nicht schrecken können, zuzugeben, daß sie sich bisher voreilig und gar nicht bewußt der großen Verantwortung, die sie dem Volke gegenüber tragen, nach den Weisungen ihrer Vorurteile über den Weg entschieden haben, den die nationale Bewegung und das ganze Volk nehmen solle.

Es wird die Erkenntnis siegen, daß derartige Entscheidungen wertlos und gefährlich sind, solange der sie fällt seinem Volke gegenüber nicht so viel an Liebe und Ehrfurcht besitzt, von ihm die einfachsten Dinge kennenzulernen, die anderswo jeder Patriot weiß. Es wird dies eine Erkenntnis sein, die zu Taten zwingt und dem äußerlichen zionistischen Nationalismus endlich Inhalte geben wird. So nur kann es innerhalb des Zionismus zur Auseinandersetzung des minderen mit dem wertigen Ethos kommen. Und erst wenn die im guten Sinn entschieden ist, mag die andere Assimilation zittern.

Grenzsperre

Ein Kapitel vom Versagen der deutschen Judäologie

Bis in die jüngste Zeit haben manche von uns — Juden, die ihr Schicksal wieder an das alte östliche Volk banden — wie in Gelassenheit dem Gewirre von Fehlkunde, Irrtum und Entstellung zugeschaut, das sich an den Toren der Erkenntnis jüdischer Art und jüdischen Volkseins als trüber Nebel ballte; das hervorstieg und wuchs fast mit jedem Urteil, jeglichem Wort, damit Nichtjuden die rätselreichen Züge unseres Volkes zu deuten vermeinten. Aber wiewohl hier die Rede von den Gutgesinnten ist und noch nicht von solchen, die Haß betörte — selbst in ihren Kundgebungen klangen die erregten Stimmen, in denen Mehrheitsvölker reden, wenn sie, unwirsch und nicht nach Billigkeit oder Einsicht, der fremden Art kleiner Nationen ein Maß messen. Ihre forschenden Bemühungen sahen wir erfolgen ohne Ernst, leichthin und häufig in Anmaßung, herzlos gegen die gewaltigen Anblicke unseres Verfalls und unseres Aufstiegs. Wie ihr Irrtum solchermaßen starr in den Bezirken ihrer minder entwickelten und beherrschten Gefühle verankert schien, hatten wir uns, als sei unser Einspruch nur ein Hall, darein gefunden. Denn wir erhofften von eigenem Eingreifen wenig und überließen das vielmal schreiende Unrecht denen, die es verübten, als Angelegenheit der innerlichen Reinigung des deutschen Geistes, und des europäischen überhaupt.

Kühler, beinahe lächelnd standen wir vor den ohnmächtigen Gewaltakten, die im Namen eines widerlich groben Popanzes, allerlei gefügiger Wissenschaft von der Rasse und den letzten Dingen der Nationen unser Volk in seiner hochwertigen Art anfielen. Wir waren nicht gewillt, uns auf die Marktplätze zu mischen, wo das Denken im Dienst der Mehrheitsvölker und ihres Herrschaft heischenden Dünkels feilschend wurde.

Wenn uns trotzdem heute etwas zur Äußerung zwingt, ist es nicht eine neue Neigung zur Mitteilsamkeit. Sondern als bittere Not trat es von außen seit dem Tage an uns heran, als das Geschehen dieses Kriegs unser unerschütterlich Volk in den Mittelpunkt der Sphinxfragen europäischer Zukunft hineinstieß, einer Schar zungenschneller Menschen als begehrten Anlaß zu eilfertigem Federwetzen. Ob sie dazu auch kein Amt hatten, — ja, die einen, nichtjüdischen voll stumpfer alter Abneigung waren; die jüdischen Anpäßlinge beim Untertauchen und Verleugnen der eigenen Art arg bedroht; und manche, die sich Nationaljuden nennen, noch gestern bereit, über einem Kolonisationsplan und anderer Liebhaberei das lebendige Volk zu vergessen — sie umsprangen bald geschäftig den seltsamen Nachbarn, der dort im Osten hinter der geborstenen Grenze sichtbar wurde, und gaben, die eigenen Wünsche auf den Lippen tragend, ihre Deutungen nach dem Geheiß der politischen Stunde.

Plötzlich wurde es da nötig, ob auch unser Wort nur wenigen Deutschen ins Gewissen treffe, gegen die steigende Flut von altem Falschwissen und Unrat des Denkens die einfachen Lebenstatsachen unseres Volkes aufzurichten. Ohne weiteres, ohne die mißliche Lage zu kennzeichnen, der sich die Erörterung des jüdischen Problems vor Deutschen und ihrem Volk entfremdeten Juden gegenüber sieht, ist es jedoch nicht ratsam, solche aufklärende Arbeit anzufassen.

Denn angesichts des neuerlichen Scheiterns auch begabter deutscher Schriftsteller beim Versuch, Ostjüdisches zu deuten, wird wieder einmal grell und bedrohlich der Ausnahmezustand sichtbar, unter dem bei uns zulande die nationalen Angelegenheiten der rußländischen Juden verhandelt werden. Hier meistern die Schreiber nicht einmal die mindern technischen Fertigkeiten, die den Eintritt in die zu untersuchenden fremden Bezirke allein ermöglichen. Die Sprache der Ostjuden, das Jiddische, ist ihnen unbekannter als ein exotischer Dialekt. Solange der deutsche politische Schriftsteller sich nicht meldet, der auch einem Rigorosum gegenüber mich zu widerlegen bereit ist, muß ich mit Fug behaupten, daß von ihnen niemand ein jiddisches Buch oder eine jiddische Zeitung lesend in den Händen hielt. Das reichhaltige, in dieser Sprache vorliegende statistische, volks-, wirtschafts- und gesellschaftskundliche Wissen, oder gar die Quellen des jiddischen Schriftwerks, die alten Legenden, die Volkslieder, die Gleichnisse und Sprichwörter, die Folklore und die im 19. Jahrhundert hochauf sprießende erzählende und dramatische Dichtung sind ihnen noch immer verschlossen. Doch nicht nur dieser mittelbare Zugang zu den jüdischen Volksmassen blieb ihnen verwehrt, den allein die jiddische und in einem wenn auch beschränkteren Maße die junghebräische Literatur vermitteln, sondern es wohnte noch keiner von ihnen je als ein Forschender unter den Ostjuden. Für die rätselhaften Besonderheiten dieses Volks: für seine religiöse und weltliche Gesittung, für sein Gestern und die in Urgründe herabreichenden Festen seines Seins, für die Wandlungen seiner Seele und die Umschichtungen seiner Wirtschaft, für die sich in den letzten Jahrzehnten hervorkämpfenden neuen Klassen und das gänzlich veränderte Angesicht der ostjüdischen Gesellschaft — für dieses alles haben sie keinen Schlüssel. Aus dritter und vierter Hand,

meist aus der grobnervigen ihrem Volk entfremdeter Westjuden müssen sie entgegennehmen, was der Zufall ihnen zuwirft. Und unternehmen es dennoch, dem Unbekannten die Zukunft und die weiteren Geschicke zu deuten, und setzen fest, wie dem fremden Volk das Morgen zu regeln sei. Dabei leitet sie keine Gewähr, die das Wesentliche oder nur das Geringe der bloßen Tatsache sie vor dem Wust des Aufgebauschten und des parteiisch Entstellten wählen ließe.

Dieser nicht erst seit gestern, seit Sombart und Chamberlain, schmerzhafte Eindruck steigert sich bei der Durchsicht jüngster deutscher Schriften zur ostjüdischen Frage. Ihre Urheber haben sich den Bestand der Ostjuden als Volk beinahe völlig entgehen lassen und übernahmen aus allerhand Literatur und den anfechtbaren Äußerungen jüdischer Anpäßlinge ein Bild, das, unerhört ärmlich, blutleer und kraftlos, jene nicht wie ein organisch gewordenes Volkstum wiedergab, sondern als einen wurzellosen irrenden Haufen kulturloser Menschen. Das gilt nicht nur von der ausdrücklich Grenzschluß fordernden Literatur. Es mag hier genügen, das Scheitern einer weiteren großen Gruppe deutscher Judäologen kurz an einem so gescheuten Manne wie Paphnutius zu erweisen. Eine entscheidende Stelle seines Aufsatzes in den „Grenzboten“ lautete:

> „Man erkannte, daß in unserem Nachbarreiche ein Volk lebt ohne Heimat, ohne Hoffnung, ohne Ideale, geschlagen mit der Verachtung seiner Umgebung, das die Last des Daseins nicht mit Ergebung, sondern mit Verzweiflung trägt, und das selbst in seiner Religion wohl einen Halt gegen die nationale Vernichtung, aber keinen Trost findet.“

Nicht weniger arg und wirklichkeitsfremd ist, was dieser doch weit über das Übliche auf wirkliche Kenntnis Be-

dachte von den innerjüdischen ideologischen Verhältnissen zu sagen weiß. Da ihm der Zufall von der nationalen Aufwärtsbewegung der Ostjuden anscheinend nur einige zionistische Dokumente an die Hand gab, verschmälerte sich ihm das breite Brachfeld unseres nationalen Ringens in folgende Engen:

„In Rußland umfaßt die neue (zionistische) Lehre die Zukunftshoffnung des ganzen Volkes. Nach der Niederlage der Revolution hat die jüdische Jugend enttäuscht ihre alten Ideale verworfen und sich dem neuen zionistischen Ideal zugewandt. So hat der Zionismus geradezu der Russischen Revolution das Rückgrat gebrochen. Daß das russische Judentum für die Lösung der Frage im Sinn des Zionismus reif ist, kann also nicht bezweifelt werden.“ [1])

Das Luftige solcher grundsätzlichen Fehlurteile, die sich in bunter, aber wenig erfreulicher Folge an den Äußerungen führender deutscher Menschen lange weiterreihen ließen, muß erst erwiesen, — eine Vorstellung von den wirklichen östlichen Entwicklungen erweckt werden, bevor sich mit irgendwelcher Aussicht auf Verständlichkeit die schlimmen Fehler der Grenzschutz Fordernden im einzelnen dartun lassen.

*

Bis die gewaltsamen Erschütterungen, die zum erstenmal in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ostjuden in den Grundlagen ihrer Siedlungen trafen, langsam einzusetzen begannen, mochte dieses zentrale jüdische Volkslager einen ähnlichen Anblick bieten, wie einmal die deutsche Judenschaft ein ganzes Jahrhundert vorher. Doch ist auch damals in allen Lebensäußerungen des jüdischen Ostens ein stärkerer Atem, eine eigentümlichere, weiterfassende

[1]) Grenzboten 1915, Nr. 39, S. 392 u. 404.

Gebärde, und die formenschaffende Kraft bunter und sehr viel fruchtbarer. Aufgesplittert in eine unübersehbare Zahl kleiner Gemeinden, verlor sich das Volk über die geräumigen Flächen Galiziens, Polens, Litauens und großer west- und südrussischer Bezirke, und dem flüchtigen Blick scheint dieses Leben von einer Gemeinde zur anderen wie eine ewige Wiederkehr kümmerlichen Handels und Kleinhandwerks und elender „Lediggeherei", des Luftmenschentums von zehntausenden, ganz mittelalterlich starr anmutenden Juden, die ihre wunderlichen Tage in einem geplagt beschaulichen, und oft verzückten, mystikberauschten Dasein hinhungerten. Diese eigenartigste Welt erscheint um das Jahr 1850 arg bedroht. Mit ihren kapitalistischen Wirtschaftsformen und ihrem entwurzelnden, unternehmerischen Geist fällt die neue Zeit, alle gewohnten Ordnungen um stoßend, in jene Gebiete ein. Da erscheint es als unmöglich, daß bei dem steigenden Wirrwarr des veränderten Lebens die so sehr in andersnationaler Umwelt, unter Ruthenen, Polen, Litauern, Weißrussen und wieviel anderen Völkern verstreuten Massen ihr schaffenskräftiges nationales Eigenleben weiterführen können. Vielmehr lockt das Gedenken an die schnelle Entwurzelung der Westjuden zu der Annahme, daß auch diese zentralen Volksteile dem Schwund des kulturellen Formwillens nicht entgehen würden. Doch dieselben umwälzerischen Gewalten, die den Westjuden wie ein Schicksal unerbittlich in das zermalmende Triebwerk der westeuropäischen Wirtschaft hineinstießen, der eigenen Art ihn gänzlich herausreißend, — dieser selbe Kapitalismus ist in den Ländern Osteuropas hundert Jahre später bereits nicht mehr der gleiche: und da er dort auf grundsätzlich veränderte Entwicklungen trifft, ruft er unter den Juden Rußlands neuartige und in einem positiven Sinn bedeutsame Wirkungen hervor.

Die Gewerbe, das Handwerk und die Industrie der er-

wähnten rußländischen Gebiete beginnen zu jener Zeit für den weiten und kaum erst erschlossenen innerrussischen Markt zu arbeiten. In manchen kleinen und den meisten großen Städten verbreitert sich der Umfang des Arbeitsmarktes um das Vielfache. Zur selben Zeit ersteht den Völkerschaften, die bis dahin der jüdische Händler allein bedient hatte, auf dem platten Lande, wo Handel und Kleinhandwerk nur geringe Fertigkeiten, wenig besondere Kenntnisse, dagegen ungetrübte persönliche Beziehung zum Verbraucher erfordern, ein eigener Mittelstand, der die Parole: „Kauft nicht bei Juden!" kräftig ausnutzt. Die wirtschaftliche Stellung großer jüdischer Massen ist durch den Nebenbuhler äußerst gefährdet. Hier nun beginnt eins der wuchtigsten Kapitel jüdischer Volksgeschichte. Diese Massen von Händlern und Hungerleidern sind führerlos, ihre Oberschichten stehen in fremdem Lager beiseite oder unterwühlen sogar — die jüngsten Geschehnisse in Warschau bezeugen es ein neues trauriges Mal — die Grundlagen der Nation. Da beginnt das Volk mit einem bewundernswert klaren Instinkt die bedrohten Stellungen zu räumen und aus eigener Kraft sich neue und gesicherte Erwerbszweige zu erobern.

In den erweiterten Arbeitsbereich der Städte dringen die Juden des platten Landes hinein und erkämpfen sich gegen den Widerstand der übrigen Arbeiterschaft in den aufblühenden Industrien ihren Platz. Während aber sonst Proletarisierung meistens mit der Verkümmerung vorher blühender Gewerbe und einem Herabsinken ihrer selbständigen Betreiber in die Tiefe der wirtschaftlichen Stufenleiter gleichbedeutend ist, stellt sie dem Hungertum der Juden des Ostens das Gegenteil dar: Verbreiterung des Wirtschaftslebens, Erkämpfen lohnender Erwerbszweige, kurz, ökonomischen Aufstieg. Die wimmelnde Schar hungernder und von der Hand in den Mund lebender Luft-

menschen, die bis dahin auf der jüdischen Gasse lastete, schrumpft rasch ein[1]).

Was dem Jüdischen Westen niemals beschieden war, weil ihm das Massenhafte und die der Zeit trotzenden, klaftertiefen Grundquadern abgingen, das geschah hier. Der vordem fast einheitliche und nur eine enge wirtschaftliche Tätigkeit: Händlertum aufweisende, starre Zug der jüdischen Wirtschaft wird gänzlich und an vielen Stellen durchbrochen. Sie erhält ein mehr ausdrucksvolles, lebendigeres und sehr viel blutvolleres Gesicht, und plötzlich sind um das Jahr 1880 die neuen Klassen geboren, die fortan der ostjüdischen Entwicklung ihre aufsteigende Richtung und Besonderheit verleihen. Noch ist jene Schicht vertreten, die für die Westjuden ausschließlich typisch ist, die Händler- und Kaufmannschaft. Doch der Auszug der zahlreichen Kümmerlinge wirkte befreiend; die Händlerschaft schied sich in ein machtvolles Großhändlertum und in die sich bald gut organisierende mittlere Kaufmann-

[1]) Für die methodologische Hilflosigkeit, mit der z. B. Heinze dem Ostjudenproblem gegenüber hantiert, ist bezeichnend, wenn er („Preußische Jahrbücher" Band 162, S. 98) schreibt: „Schon Anfang der 90er Jahre waren nach Aram unter den russischen Juden 20% armenrechtlich Hilfsbedürftige", diese Zahl mit den deutschen Verhältnissen vergleicht und es so darstellt (das verräterische „schon"), als sei der Vorgang der Verarmung gar ein zunehmender. Diese Art, die ostjüdischen Zustände absolut zu nehmen, mit den vagsten und pathologischen Einzelfällen als mit den typischen zu operieren, statt das Gestern mit dem Heute und die Fortschritte, das Erstarken der ostjüdischen Gemeinschaft mit ihren Erschütterungen zu vergleichen, — solche absprechende Art beherrscht noch immer die deutsche Judäologie. Ihre Unwissenden reden von den Ostjuden. D. h. sie wählen sich oder kennen nur ungünstige Grenzfälle und unterschieben sie der Gesamtheit als das Normale. Kommt dann einer, der Ostjüdisches nicht lediglich aus Zeitungsausschnitten kennt, wie jüngst der Gouverneur von Puttkamer (im „Tag" vom 23. Dezember 1915), dann erweist sich die Oberflächlichkeit der tiefgründigsten Rassenurteile bei nur flüchtigem Gegenüberstellen.

schaft. Hier vermag der andersnationale Mittelstand den Juden kaum gefährlich zu werden. In den großen und mittleren Städten, wo der Hauptbereich ihrer Tätigkeit ist, trägt der Handel einen verschlungeneren Charakter als auf dem Lande. Er verlangt vielseitige Kenntnisse, Regsamkeit und klugen Sinn, über die der jüdische Mittelstand wie über eine natürliche Mitgift verfügt. Außerdem ist hier die Beziehung zwischen Kaufmann und Verbraucher sehr viel unpersönlicher, sachlicher; sie macht eine Anwendung antisemitischer Losungen beinahe wirkungslos. So kam es, daß diesen Gebieten des jüdischen Handels die unerhört wütige Boykotthetze, die noch bis in den Krieg im Polnischen anhält, keine erhebliche Einbuße tat und dem polnischen Element nicht die erwünschte Beute brachte. Im Gegenteil, der jüdische Mittelstand begann, sich in steigendem Maße organisiert zu wehren. Heute sind, nach erst achtjähriger Arbeit mehr als 100 000 Mitglieder an seinen genossenschaftlichen Kassen beteiligt. Nicht weniger stark verbunden stehen das sich stark ausbreitende Handwerk und der Kleinhandel da. Diese haben sich in den letzten Jahren mehr als 700 Kreditgenossenschaften gegründet, an die über ein Drittel der gesamten rußländischen Judenbevölkerung angeschlossen ist; sie zählen ungefähr 400 000 Mitglieder (Familien), und ihr Umsatz erreichte in den letzten Jahren 40 000 000 Rubel. In der Tiefe aber dröhnt der Massenschritt jüdischer Arbeiterbataillone, die trotz allen Hemmungen sich politisch und auch gewerkschaftlich immer straffer zusammenzubinden suchen. Bis in die vorher ganz verschlossenen landwirtschaftlichen Berufe dringt das Volk vor und siedelt unter unerhörten Kämpfen in den Kownoer, Suwalker, bessarabischen, Minsker und litauischen Gebieten mehr als 180 000 Menschen (nicht Landstellen) als Gärtner, Züchter und Landwirte an. Zum erstenmal, seitdem sie Palästina

verließen, ist es wieder die Arbeit der eigenen Hand, die den überwiegenden Massen der Ostjuden das tägliche Brot verschafft. Noch ist der geschilderte Vorgang, der Übertritt von der Vermittlerei zur Gütererzeugung längst nicht zum Abschluß gekommen, und hat doch bereits heute für den völkischen Weiterbestand eine außergewöhnliche Wichtigkeit.

Denn, was sich wirtschaftlich als eine ungeheure Umschichtung und Vermehrung der jüdischen Berufe darstellte, das muß man nationalgeographisch als steigende Zusammenballung der jüdischen Siedlung bezeichnen. War in der vorkapitalistischen Zeit die Selbstzerstreuung das erhaltende und Richtung weisende Prinzip des Nationallebens, so ist unter den neuen wirtschaftlichen Bedingungen der Umschlag eingetreten. Die Siedlungen der Ostjuden gruppieren sich in einem weit fassenden Maße um. Es kommt, als Begleiterscheinung der Berufsumschichtung, zu einer massenhaften jüdischen Binnenwanderung, vom flachen Land her in die Städte, und die folgt breiten, festgelegten Bahnen. Ihr Fließen ergießt sich nicht wahllos über das Land, sondern es läßt sich darin eine feste Ordnung erkennen. Deren Richtung weisende Kraft steckt in den wandernden Massen selbst. So jung auch hier die Umschichtung zu einem Arbeitervolk ist, die arme jüdische Bevölkerung bringt bestimmten Industrien besondere Fähigkeiten, auch Neigungen und Vorliebe entgegen, und darum üben Städte, in denen solche Industrien ihren Sitz haben, mehr als gewöhnliche Anziehungskraft aus. Sie werden die bevorzugten Mittelpunkte der Überwanderung.

Dies aber besagt, daß die Städte und Städtlein mit absoluter jüdischer Mehrheit und die zahlreichen mit bedeutenden Minderheiten sich vervielfachen. Die große Schar der kleinen, vorher der

andersnationalen Umgebung wirtschaftlich und kulturell ausgelieferten Gemeinden, die ohnmächtig waren, sich starke und schützende soziale Einrichtungen zu schaffen, rückt in den inneren Bereich des Volkslebens und trägt, seine Dichte versteifend, gewaltige neue Kraft dort hinein. Damit werden anwachsende Tausende früher assimilierbarer Händler- und Kleinhandwerkerschichten den Gewalten, die Anpassung gebieterisch erzwingen, und auch dem Handel, der ihr besonders günstig ist, entzogen.

Die geschilderte Ausbreitung der Ostjuden verlief aber nicht in den Grenzen der russischen und galizischen Gebiete, — sie griff weit über das Meer in die fernen Erdteile. Über den Schattenseiten dieser flutenden überseeischen Wanderung, die in den großen Schiffen jährlich bis zu 150000 Menschen auf amerikanischen Boden warf, — über den zum Teil elendhaften Anlässen dieser Emigration hat man ganz übersehen, welch festes neues ostjüdisches Volkslager ihr Ergebnis war. In unerhörter Schnelligkeit entstanden dort in den Vereinigten Staaten typische ostjüdische Niederlassungen von nie gesehener Dichte. Die Grundzüge ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bildung sind die gleichen wie die oben geschilderten. Während in der rußländisch-jüdischen Bevölkerung die arbeitenden Elemente in der Fabrikation, im Handwerk, in den agrarischen und anderen Berufen bereits im Jahre 1897 50 % ausmachen, betragen sie in Nordamerika mehr als 75 % der ostjüdischen Bevölkerung. Was im Stammland unter dem Druck der Verwaltung an gesellschaftlicher und kultureller Ausbreitung gehemmt war, das sproßte dort, trotz den Erschütterungen, die jede koloniale Gesellschaft in ihren Anfängen durchzumachen hat, mächtig auf.

*

Es geschieht nicht nur, um der Auseinandersetzung die Ernsthaftigkeit zu wahren, wenn wir uns im folgenden

nicht auf die leichtfertigen Erzeugnisse der ausdrücklich Grenzschluß fordernden Literatur beschränken; denn es dünkt uns, daß der Schrei nach der Grenzsperre nur Nachhall ist, ein grober, hitziger des viel verbreiteteren Gemurmels von der Ostjudengefahr. In diesem Belang, bei dem es sich um das Grundsätzliche handelt, und weniger um die Willkür der Folgerungen, erscheint uns der maßlose Ruf nach Ostjudensperre so wenig grundlegend, wie die besonnenere Forderung etwa des Paphnutius nach Inszenierung und Unterstützung eines massenhaften Auszugs ins Mesopotamische. Vielmehr sind beide in allem abhängig von jener Anschauung, die das ostjüdische Problem im Fall einer Annexion in der Hauptsache nur noch als östliche Gefahr gelten läßt und folgendermaßen diese hinstellt:

„Amerika, Australien, England verschließen sich immer mehr dem ostjüdischen Wanderstrom, der nun unser Vaterland zu überschwemmen droht als eine gelbe Flut zwar anderer, aber nicht minder gefährlicher Art als die mongolische.“ „Allein es handelt sich bei der Ostjudenfrage nicht um die Aufnahme und Einschmelzung einiger Hundert oder Tausend, sondern um Millionen nicht nur armer, leiblich und sittlich verkümmerter Menschen, sondern rassefremder, verjudeter Mongolen . . .“ (Fritz: Die Ostjudenfrage, S. 39 und 43.)

Paphnutius, den wir ungern und nur aus Zwang in einem Atem mit diesen grob agitatorischen Sätzen anführen, meint:

„Den Juden wird ihr Heimatland, in dem sie sich infolge ihrer Zusammendrängung gegenseitig behindern, bald zu eng sein. Sie werden in Scharen auswandern, aber nicht nach dem wenig entwickelten, vom Kriege ausgesogenen und ihnen wahrscheinlich noch immer verschlossenen Osten, sondern zu uns.“ (Grenzboten, S. 403.)

Hier, in dieser erstaunlichen Mißhandlung des Emigrationsvorgangs erblicken wir, vor anderen grundsätzlichen Fehlern, die schadhafte Stelle, die den gedanklichen Bau der Legende von der Ostjudengefahr tragen soll, und deren jetzt erfolgende und nicht allzu schwierige Erschütterung den Unwert der Legende ohne weiteres dartut, ohne überflüssiges Erwägen der Rechtlichkeit oder der Zweckmäßigkeit eines Grenzschlusses. Dem nachdenklich Lesenden wird an den angeführten Sätzen zunächst der beträchtliche Unterschied der Gesinnung und des Ethos auffallen, der des Paphnutius rechtliche Art so nobel und ernsthaft gegenüber der gewalttätigen, die Zusicherungen der deutschen Heerführer mißhandelnden und „dem Tagesstreit dienstbaren“ (Paphnutius) Wissenschaft der Grenzsperrer erscheinen läßt. Dann aber wird er mit Erstaunen wahrnehmen, daß hier, wo das Problem, auflodernd zu dem argen Feuer der Ostjudengefahr, sich in seinem Kernteil darstellt, gar kein fester Anhalt ist. Die von uns gesperrten Zeitworte machen es deutlich, daß nicht etwa von bereits eingetretenen Vorgängen geredet wird. Sondern nichts Geringeres ist an dieser entscheidenden Stelle geschehen, als daß eine gänzlich willkürliche Annahme wie ein Faktum in Rechnung gestellt wurde. Der jüdischen Massenwanderung wird flugs und wie aus dem Handgelenk die Zukunft so hingemalt, als verlöre sie den bisherigen beinahe ausschließlich überseeischen Zug und schlüge nach der Annexion mit Sicherheit in eine gänzlich veränderte kontinentale Richtung um.

Wie aber stellt sich in der Wirklichkeit und vom Nahen der bedeutsame Vorgang dar, den die deutschen Judäologen bisher nur in seiner ärmlich abstrakten Spiegelung durch die statistische Zahl kennenlernten? Da setzt er sich aus zahllosen und weit voneinander abweichenden Einzelfällen zusammen, die man nicht wie Allerweltsdinge be-

handeln darf, sondern deren typische Prägung erkannt werden will in der Vielfarbigkeit der Anlässe, in ihrer Verschiedenheit beim proletarischen und bürgerlichen Emigranten, und in ihrer Besonderheit als Sippenwanderung. Solche Kenntnis, bei der alles ankommt auf anschauliche Betrachtung der Verhältnisse eines bunten und absonderlichen Daseins, kann hier nicht übermittelt werden. Uns bleibt trotzdem die Möglichkeit, auf eine mehr übersichtliche, wenngleich schematisierende Art dem Wesen der jüdischen Auswanderung näher zu führen, als die meisten Schriftsteller dazu stehen. Wir gehen dabei von der Beobachtung aus, daß bei dem gewaltigen Vorgang dieser Siedlungsverschiebung von entgegengesetzten Seiten zwei gegensätzliche Anlässe zusammenwirken — einmal die Sachlage im Mutterland, die als Antrieb wirksam ist, und die Anziehungskraft eines fremden Gebiets, die wir als Anreiz bezeichnen wollen. Der Antrieb — das ist die Summe der Mißverhältnisse auf rechtlichem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet — schafft erst die zur Emigration erforderliche seelische Geneigtheit, das Stammland zu verlassen. Er entscheidet aber nicht über die Wahl des neuen Landes. Daß aus der Bereitschaft Tat entstehe, und nach einer bestimmten Richtung, dazu ist vielmehr ein genügend starker Anreiz nötig, worunter wir die höhere Summe der Vorteile zusammenfassen, mit denen ein Gebiet gegenüber dem Stammland und vor anderen Territorien lockt.

Wie stellen sich Antrieb und Anreiz in der weiteren ostjüdischen Entwicklung? Wird der Antrieb zur Auswanderung im Fall der Annexion gleichbleiben, zunehmen oder einschrumpfen? Gewiß hat die Faust dieses Kriegs mit besonderer Wucht auf die ostjüdischen Massen geschmettert. Das besagt aber höchstens, daß vorübergehend die wirtschaftlichen Anlässe zur Emigration steigen können. Die ostjüdische ist aber, im deutlichen Gegensatz zur Saison-

arbeiteremigration der Slawen und der Italiener, gar nicht allein von der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage abhängig. Die bisherige Unerträglichkeit der rechtlichen und politischen Verhältnisse war den Ostjuden in nicht geringerem Grade Anlaß. Man prüfe daraufhin nur das Emporschnellen der Emigrantenziffer in und nach den Pogromjahren, das ohne den besonderen Antrieb wirtschaftlicher Krise eingetreten ist. In welchem Maß diese zur Auswanderung treibenden bösen Kräfte nach dem Krieg schwinden werden, daß ist gewiß davon abhängig, wie deutsche Verwaltung den Juden das Versprechen der Heerführer einlöst, und weiterhin von dem Geschick und der Einsicht, mit dem sie sich dem zentralen Problem der polnisch-jüdischen Beziehungen nähert. Jedoch, daß jene rechtlich-politischen Mißstände noch in jedem Fall bedeutend abnehmen werden, ist wohl mehr als nur unser Anspruch und unsere Hoffnung.

Die Grenzsperrer aber haben nicht nur die Zunahme der Wanderungsbereitschaft bedingungslos und wie ein Faktum hingestellt — außerdem haben sie es so dargetan, als ob bei einer Annexion Deutschland automatisch zu einem Gebiet des äußersten Anreizes würde. Wird nun wirklich der bestehende Anreiz sich wesentlich ändern? Daß Auswanderung als eine Massenbewegung eintrete, dazu genügt, wie wir sahen, die Verschlimmerung der Heimatsverhältnisse nicht. Vielmehr muß ein fremdes Gebiet mit einer solch überzeugenden Kraft auf die Wanderungsbereiten wirken, daß diesen die Kosten, die Mühen und das Wagnis der Umsiedelung ertragenswert erscheinen. Bisher tat das mit nie gesehener Gewalt der Norden Amerikas. Dort ist mit dem Entstehen der neuen jüdischen Massensiedlungen etwas Entscheidendes geschehen, das den Rufern gegen die ostjüdische Gefahr im ganzen entging. Der Anlaß zur Überwanderung ins Amerikanische hat sich gewandelt und

besitzt heute das Vielfache der Macht, die beim Beginn des großen Auszugs die ersten Hunderttausende hinüberzog. Damals fehlte alles, was seitdem als stärkster und unvergleichlicher Anreiz auf die jüdischen Massen hinzukam: dem Arbeiter die Gewerkschaft, die ihn schützte, — dem Hä dler die Verbindung mit der Landsmannschaft, — allen die gewohnte mit hebräisch-jiddischer Kultur gesättigte Umgebung und die sozialen Institute, deren manche mit Erfolg heute die Interessen des Auswandernden vertreten, und, ihn vor Ausbeutung schützend, dem Umsiedeln die schlimmsten Härten nehmen. Die junge Millionensiedlung, das Ergebnis der ersten Wanderungsjahrzehnte ist also selbst wirksam geworden und schlägt über das Weltmeer hinüber ihre ungeahnt kräftigen Fangarme in jede östliche Familie, die für Auswanderung überhaupt in Betracht kommt. Der Hauptstrom der ostjüdischen Emigration ist auf solche Weise für die kommenden Jahrzehnte festgelegt, und nur auf ihn kommt es in diesem Betracht an. Er geht in der Richtung der Familienzusammengehörigkeit der Pioniere und der im Osten Verbliebenen, und wird seinen Charakter als sukzessive Sippenübersiedlung niemals verlieren. Dies besagt aber, daß die Willensleistung, die der heutige Emigrant aufbringen muß (auch wenn er nicht sogar das Geld dazu aus Amerika erhält) in keinem Verhältnis steht zu der, die von den Pionieren erfordert wurde, und die der Pionier einer neuen Massenwanderung in übersetztes deutsches Gebiet bezwingen müßte. Es ist darum ganz ausgeschlossen, daß ein geöffnetes Deutschland den wanderungsbereiten östlichen Massen jemals einen ähnlich wirkenden und wirksamen Anreiz gewähren kann. Den östlichen Juden fehlt hierzulande das stark anziehende, zusammenhängende Zentrum, als das etwa auf die polnische Emigration das posensche und schlesische Nachbarland und die slawisch gewordenen Striche Westdeutschlands wirken.

Es nutzt aber auch die weitere willkürliche Annahme wenig, womit die Grenzsperrer (nicht Paphnutius) ihren Ruf wirksam zu machen versuchen, indem sie von Amerika und den anderen wirklichen Anziehungszentren wie von bereits gesperrten Ländern reden. Wer sagt denn, daß in dem unmöglichen Fall einer solchen Maßnahme die Auswanderung die gleiche bliebe, wie bisher? Die Grenzsperrer tun es. Sie stellen es auf der als falsch erwiesenen Grundlage so dar, als sei die ostjüdische Emigration nicht eine bedingte, sondern eine Tatsache, in jedem Fall erfolgend, und vor sich gehend wahllos und ohne beherrschende innere Kräfte; — als könne Deutschland jenen Massen günstigere Aussichten bieten, als das reiche und der völligen Erschließung erst entgegengehende Polen. Betrachtet man dann näher, wie sie den Vorgang der östlichen Überschwemmung darstellen, so erkennt man noch deutlicher, wie willkürlich und abstrakt sie das Gespenst der Ostjudengefahr ausstaffierten. Fritz tut das (S. 43) in der gewohnten agitatorischen Weise:

> „Es handelt sich bei der Ostjudenfrage um die Aufnahme und Einschmelzung . . . rassefremder, verjudeter Mongolen, deren Massenaufnahme den Gesamtcharakter des deutschen Volkes einseitig und nachteilig beeinflussen, durch ihre geringen Lebensansprüche die wirtschaftliche Lage des unteren Mittelstandes herabdrücken, durch ihre Ausbreitung über das flache Land den kaum erlösten Bauernstand von neuem erschüttern . . . würde."

Paphnutius, auch hier der Gedankenreichere, vermag die Entwicklung nicht so plump und den eigenen Wünschen nach hinzustellen. Er unterscheidet ein Vorstadium und die spätere Bedrohung:

> „Zunächst werden die Juden (in unserm künftigen östlichen Nachbarstaat) hauptsächlich auf den Gebieten

vordringen, auf denen sie sich schon jetzt betätigen, und dabei die Städte, in denen sie bis jetzt festgehalten sind, verlassen. Sie werden sich als Zwischenhändler, Gastwirte, Agenten über das flache Land verbreiten, und diese Erwerbsmöglichkeiten unter scharfer gegenseitiger Konkurrenz fruchtbar zu machen suchen. Von der gewonnenen wirtschaftlichen Basis aus werden die Juden dann in alle Zweige des Erwerbslebens und in alle höheren Berufe eindringen. Die durch das Vordringen der Juden geschädigten Schichten werden mit einer hitzigen antisemitischen Agitation antworten, die zu schweren und gehässigen Kämpfen führt und nur zu leicht eine neue Beschränkung und Bedrückung der Juden, zum mindesten aber wirtschaftliche Abwehrmaßregeln, Selbsthilfe und Boykott zur Folge haben wird.[1]) Auch wir werden in diese Entwicklung hineingezogen werden." (Es folgen die S. 168 angeführten Sätze.)

Dies aber ist das denkbar unwirklichste Bild, das von den Richtungen der jüdischen Binnenwanderung entworfen werden kann. Erinnern wir nur an das leicht zugängliche Beispiel Galizien. Dort ist doch seit Jahrzehnten das rechtlicher Zustand, was im Fall der Annexion für die rußländischen Gebiete erwartet wird. Und selbst in diesem wenig industrialisierten und rückständigen Galizien ist der Vorgang der umgekehrte: eine gewaltige Verschiebung der jüdischen Siedlung, — eine Abwanderung vom Lande

[1]) Paphnutius weiß demnach nicht, daß der schlimmste Boykott, eine unerhörte Judenhetze in Polen bereits seit vielen Jahren tobt. Auch nichts von dem bereits geschilderten wirtschaftlichen Vorgang, durch den die Juden vom Land und vielen kleinen Städten verdrängt wurden. Heinze weiß gar von einem judenfreundlichen Galizien, S. 116. Diese Unkenntnis der entscheidenden Geschehnisse und Verhältnisse im Osten entwertet die meisten deutschen Äußerungen zu osteuropäischen Fragen, und nimmt ihnen in der jüdischen alle Gültigkeit.

her, und eine Zusammenballung in den Städten trat ein. (Die genauen Zahlen findet man im Jahrgang 1914 der „Freistatt“, S. 622 f.[1])

Von der Richtung und den treibenden Kräften der jüdischen Binnenwanderung in Rußland war hier in ausführlicher Darstellung bereits die Rede. An denen haben die deutschen Judäologen ja im ganzen vorbeigesehen. Es ist ihr bedeutungsvoller Irrtum, wenn sie das, was die Abwanderung vom Lande und den doch offen bleibenden kleinen Städten (!) erzwang, von den Aufenthaltsbeschränkungen abhängig glauben, die den lange vor 1882 erfolgenden Vorgang doch nur verschärft haben.

Was hiernach von dem Gerede einer Ostjudengefahr als möglicher Tatsachenkern verbleibt, ist zu gering und nebensächlich, als daß es hier weiter auf seine Bedeutung untersucht zu werden braucht. Unserer Absicht ist genügt. An einem leicht überschaubaren Ablauf unseres äußeren Volkseins hat sich erwiesen, wie ungerüstet nichtjüdische und westjüdische Öffentlichkeit dem jüdischen Volksproblem gegenüberstehen. Wie aber wollen sie in die Ankerplätze unseres inneren Schicksals hineinfinden? Noch haftet selbst der wohlwollende Nichtjude am äußerlichsten Schlagwort, und wenn er aus der Fülle unserer nationalen Willensäußerung die ihm faßlichste zionistische wahrnahm, dünkt er sich wie einer, der den Schlüssel fand. Uns aber scheint, es wurde Zeit, daß hier das europäische Denken in die Tiefe bohre.

[1]) S. o. S. 112. D. H.

Über Mendale und die Übersetzbarkeit seiner Dichtungen

(Bemerkungen zu einer Übersetzung)

„iber a werk, lib einikel, bedarf men schwizen, men bedarf arbeten, falen itlechs wort; gedeinkt, wuß ech sug ach — falen, falen.“
Mendale in einem Brief an Schulem-Aleichem.

I

Als Schulem Jankew Abramowitsch (Mendale moicher ßfurem) vor Jahresfrist[1]) in Odessa starb, dreiundachtzigjährig, nachdem er, der Gebrechliche und Zarte, ein riesenhaftes Werk der Fabeln und Merkwürdigkeiten uns und den späteren Geschlechtern aufgeführt hatte, fiel sein Name wie der eines Fremden in die westjüdischen Kreise, und kaum einer empfand hier, welchen Ranges die Schöpferkraft dieses Toten gewesen war.

Im Osten hingegen, wo drei Generationen seit dem Erscheinen von „duß kleine menschale“ jedes neue Werk mit leidenschaftlichem Anteil erwartet hatten und wo das in Westeuropa Unmögliche eintrat, daß ein ganzes Volk, von den Geringsten bis zu den Reichen, einem großen und eigenwilligen Dichter voller Verehrung lauschte, seine Bücher bis zur Zerfetzung las und ihn zärtlich den „seide“, den Ahnherrn, nannte — im Osten hat die Masse der Leser und der Literaturfreunde Mendales Leistung vielleicht gar zu

[1]) 1918. D. H.

selbstverständlich hingenommen und die Distanz zu dem, was hier wirklich vorliegt, merkbar eingebüßt. Da er selber niemals ein Aufheben von sich machte und bescheidener als die zahlreichen Tagesgrößen in den Volksmassen verschwand, hat man allzulange vergessen, daß dieser schwächliche Mensch wie ein Riese über den beiden Sprachen des Volks gewaltet hat. Das Jiddische war vor ihm auch da und hatte seine Dichtwerke und seine Dichter; es war trächtig an Möglichkeiten, an zielsicheren Wendungen — Zartes war darin, unbestimmbar Inniges, süße alte Weisheit, aber auch Poltern, Vieldeutigkeit und galliger Witz. Dies alles blieb voneinander gesondert, je nach dem, der da sprach: bei der Frau anders als beim Dorfjuden, beim Mlamed anders als beim Fuhrmann. Nicht vorhanden war jenes neue schöpferische Fluidum, das diese stammelnden, heterogenen Sprachweisen zu einer reichen, entwickelten Einheit von allgemeiner Gültigkeit zusammenbinden konnte. Wollte man feststellen, was diese Sprache vor Mendale vermochte, so müßte man über das tatsächlich Gesprochene und Geschriebene hinüberblicken und dies alles sich in einer logischen, nicht organischen Summe addiert vorstellen. Es genügt, einige der besten Werke Eisik Meier Diks, Gottlobers, Lewinsohns in bezug auf den Tonfall, die Spannweite und die Biegsamkeit der Sprache zu vergleichen, um zu erkennen, wie bei Mendale plötzlich das Entscheidende eingetreten ist, wie das Jiddische auf einmal von aller Beengung im Landschaftlichen, Mundartlichen und sonstwie Zuständlichen frei wird und die verborgenen Quellen der Sprache in einen breiten und reinen Strom zusammenfließen. Dieser eine Mendale hat das vollbracht, was sonst nur einer Folge bedeutender Männer glücken mag: er hat etwas, was vor ihm eine verachtete Angelegenheit primitiver Volksmassen war und wegen seiner scheinbaren Kümmerlichkeit den Oberschichten nur für die Dinge des Alltags, nicht aber für ihre eigenen Er-

lebnisse und Begriffe geeignet schien, so sehr beseelt, geweitet und zur Einheit geprägt, daß es fortan der gültige sprachliche Ausdruck für das Denken und Fühlen der ganzen Nation wurde. Sobald er sein Werk getan hatte, begann das Volk des Ostens eine vollere, menschlichere Sprache zu sprechen, war es in den Stand gesetzt, von seinen weltlichen und letzten Dingen in einer neuen Weise, ungezwungen, in fest und schön geprägten Wendungen und gesetzmäßigen Formen zu reden.

II

Diese sprachschöpferische Leistung darf man sich nun nicht etwa wie einen vorsätzlichen Akt des Dichters vorstellen, der, isoliert von Mendales künstlerischem Schaffen, von ihm vorgesehen und in seinen Wirkungen berechnet war. Im Osten gehen ja manche Kritiker und Biographen so weit, Mendales Gelingen auf die Zufälligkeit zurückzuführen, daß er, im Litauischen aufgewachsen, beschwert mit allen Wendungen dieser knappen, lakonischen, beziehungsreichen und logischen Mundart, in entscheidendem Lebensalter in die Siedlungen der südrussischen Juden verschlagen wurde, deren Sprache breit fließend, getragen und melodisch ist; so habe er die polaren Elemente des Jiddischen in sich sammeln und vereinen können. Sicherlich ist eine solche Zufälligkeit irgendwie wichtig, aber für das glückhafte Werk eines genialen Erzählers ist sie ebensowenig Vorbedingung wie vieles andere Anekdotische seines Wanderlebens, dem die meisten Beurteiler (Frischmann, Niger) unangemessene Bedeutung zuerkennen. Vielmehr geht alles, was Mendale im Sprachlichen gelungen ist, auf das Zentrale seiner dichterischen Persönlichkeit zurück, die seine Zeit hoch überragte — darauf also, daß er ein Erzähler ganz großer Art war.

Als ich ihn zum erstenmal las, war ich im Jiddischen ein Neuling, und es fehlte mir jede Möglichkeit, ihn irgend-

wie genetisch in den Ablauf der jüdischen Dichtung einzureihen oder mit seinen Nachfolgern und Vorgängern zu vergleichen. Da wurde es für meine eigene Stellung zum Osten in einem gewissen Sinne von Bedeutung, daß mir das weltliche Schrifttum der Ostjuden zum erstenmal in dem Werk dieses Dichters entgegentrat, ohne daß die offizielle Abstempelung es mir entwertete.

Es gibt ja gerade im Osten Leute, die Mendale einen Mangel an kompositorischer, also aufbauender und eine Fabel spannend und reich verwebender Fähigkeit vorwerfen. Sie vermissen an seinen Dichtungen die kräftige, die einzelnen Teile von außen zusammenhaltende Aktion. Wer so urteilt, übersieht die organischen Verhältnisse dieser großen Erzählungen. Ich weiß nicht, inwieweit Mendale in seinem frühen Schaffen von fremden Literaturen (in Betracht käme doch nur die deutsche oder die russische) sich hat anregen lassen; in seinem reifen Werk kommt er ganz aus dem Jüdischen her. Die naiven, rührenden Midraschim, die Volkslegenden, das Weibergebet, also lediglich jüdisch bestimmte Formen der Erzählung sind seine Quellen. Das ungewöhnliche an ihm ist, daß er ohne Sentimentalität, ohne Hang zu Romantik diese an die Hierarchie gebundenen Elemente für die weltliche große, ein ganzes vielgliedriges Volk umspannende Erzählung fähig machte.

Der Europäer ist gewohnt, dort, wo epische Kunst Menschen einer bestimmten Zeit als Kollektivum schildern will, meistens die Form des Romans angewandt zu sehen. Man bedenke nun, daß die vorzeitige Judenschaft des Ostens in Mendales Werk so greifbar, so gemeißelt dasteht, daß der spätere Historiker hier sicherer als aus allen anderen Quellen erfahren kann, wie die jüdische Gemeinschaft des Ostens einstmals bis auf ihre alltäglichen Verrichtungen aussah, vom Seelischen und allen kollektiven Beziehungen ganz zu schweigen. Muß da der kritische Betrachter nicht stutzig

werden, wenn er hier alles, was er sonst nur in der Form des großen Romans vorzufinden gewohnt war, in Vollendung antrifft, aber in einem fremdartigen, seltsam zusammengeschachtelten Gefüge?

III

Die Erzählung „fischke der krimer“ habe ich in der ersten Fassung aus dem Jahre 1869 nicht zu Gesicht bekommen; die zweite Auflage aus dem Jahre 1888 soll von ihr im Aufbau und in allen Einzelheiten so sehr abweichen, daß man sie als ein neues Werk ansprechen muß. Das ist eine Rahmenerzählung, deren Gliederung zunächst einen mosaikartigen Eindruck hinterlassen mag, bis man sie in ihren einzelnen Maßen ganz übersieht, und ihr inneres Gesetz erkennt, das nicht das des Romans ist, sondern von einer Art, für die einem in der landläufigen europäischen Literatur das Analoge fehlt. Auch hier wie beim Roman wächst ein Abschnitt in den anderen aus einem zentralen Prinzip, das aber weniger in der äußeren Fabel als in der summierenden Wirkung der unendlich gefeilten kleinen Bauteile zu suchen ist. Es ist sicherlich nicht leicht, das Wesenhafte dieser Erzählungskunst begrifflich zu bestimmen. Sie ist eminent realistisch, aber nicht in der belanglosen, uns seit der Wende des letzten Jahrhunderts geläufigen Art, sondern wie etwa in der Malerei die Realistik eines Rembrandt. Das will besagen, daß hier das Pathetische, das in die Jahrhunderte Weisende weniger im Stofflichen oder in der Diktion zum Ausdruck kommt als in der ungewöhnlichen formalen Gewalt, wie hier Dinge, Menschen, Gesten, Tiere, Gräser, Himmel, Wind und Wolken ein für allemal hingestellt sind. Selbst das Alltägliche verliert in diesem Buch durch die reine gesteigerte Art des epischen Berichts die Belanglosigkeit und Dünne und erhält einen doppelten, gesteigerten Sinn. Ich kann hier

dem Leser keinen Wegweiser durch die mannigfachen Schönheiten und die vielen köstlichen Episoden des Werkes bieten. Denn da wären zuviel Stellen zu erwähnen, die zunächst unbeträchtlich scheinen, bis die Leuchtkraft die ziselierten Sätze durchbricht.

Eine steht am Schluß der Erzählung, und es hinterläßt ein merkwürdiges Gefühl der Erschütterung, wie dort statt einer sentimentalen Auflösung der nicht alltäglichen Spannung die Sterne unermeßlich in dieses kleine Menschengeschehen hineinfunkeln, und wiederum, allen Sternen zum Trotz, der Wagen fröhlich und unverdrossen mit Gepolter über das Glupsker Pflaster rollt.

IV

Diese hier angedeuteten Vorzüge Mendales gibt freilich die Übersetzung Alexander Eliasbergs nur in einer matten und verdunkelnden Weise wieder. Wenn ich trotzdem diese belanglose Arbeit zum Ausgangspunkt einer grundsätzlichen Untersuchung wählte, so geschah es, weil Eliasberg ein Typus ist jener Schar unerwünschter Übersetzer, die sich noch immer das Amt, ostjüdische Kulturwerte zu übermitteln, anmaßen. Man sagt mir, Eliasberg sei in jüdischen Zeitschriften bereits vor längerer Zeit durch Robinson und Scholem scharf zurechtgewiesen worden — eine Lehre scheint er daraus nicht gezogen zu haben. Wie er jetzt mit dem Mendale verfahren ist, das habe ich im einzelnen genau geprüft und habe mir zuvörderst reiflich überlegt, inwieweit hier ein Versagen der deutschen Sprache vorliegt, also eine Nichtübersetzbarkeit des Mendaleschen Stils, oder etwa Unfähigkeit des Übersetzers.

Es ist zuzugeben, daß ein Übertragen aus dem Jiddischen in das Deutsche Bedingungen unterliegt, die auch ein unanfechtbarer Übersetzer schwerlich aufheben kann. Der

gute Übersetzer ist doch der, der dem Original weder dem Sinne, noch dem Tonfall, der Nuance nach etwas hinzufügt oder wegnimmt. Je unmittelbarer er die Urbedeutung der fremden Bilder und Worte im Deutschen durch Prägungen gleicher Wesensart versinnbildlicht, desto gemäßer erscheint seine sprachliche Leistung. Bei dieser allein erlaubten Art der Übersetzung müssen aber im Deutschen Grundwerte des Jiddischen manchmal spurlos verschwinden. Jiddisch ist eine Sprache, von der zwar das anorganische Material der Bausteine zum Teil dem vorzeitigen Deutsch entnommen ist, während die gestaltenden organischen Funktionen, auf die es letzten Endes ankommt, also Rhythmus, Tonfall, Gefüge, Sinnfälligkeit, Musik und Farbe ihre Weisungen von einem Zentrum erhalten, das nicht in Europa oder in Deutschland zu suchen ist, sondern im Hirn und in der Seele des jüdischen Menschen. Selbst der geniale Übersetzer kann das, was das jüdische Volk in vielen Geschlechtern aus diesem Baumaterial geschaffen hat, seinerseits nicht nochmals mit der deutschen Sprache vornehmen; er kann dieses Material nicht ein weiteres Mal so sehr entdeutschen, es so biegen, glätten, ausweiten und jüdisch vermenschlichen, daß er ein Hochdeutsch erhält, das in einer neuen Weise die uneuropäischen Gesten und Bewegungen des Jiddischen einfangen könnte. Es sei nur angemerkt, daß der Übersetzer aus dem Flämischen, aus dem Mittelhochdeutschen und den heutigen deutschen Mundarten aus ähnlichem Grunde vor ähnlichen Schwierigkeiten steht. Ich vermag mir also vorzustellen, daß ein Engländer, den Assoziationen deutscher Wortstämme nicht plagen, Jiddisch ohne solche Erschwerungen und mit weit mehr Gelingen ins Engliche übertragen wird. Für den deutschen Übersetzer ist der Spielraum häufig empfindlich eingeengt. Ist man ganz wörtlich, so gerät zwar der Umriß des jiddischen Begriffs, aber die Nuancen entgleiten. Überträgt

man frei und will die Nuancen einjagen, so entfernt man sich allzu weit vom gegenständlichen jiddischen Wort und rettet sich doch nicht die jiddische Atmosphäre. Man denke an die häufigsten jiddischen Diminutiva und Worte, wie: lidel, meidel, rebbe, balebuste — ihre jüdischen Beziehungen sind ins Deutsche kaum übertragbar — lidel ist weder Lied, noch Gesang, noch Liedchen usw.

V

Für Eliasberg indessen bedeutet diese allgemeine Feststellung naturgegebener Schwierigkeiten keine Entlastung. Ich glaube nicht, daß er sich jemals über diese grundsätzlichen und komplizierten Verhältnisse klar zu werden suchte, um die Grenzen seines etwaigen Gelingens zu überschauen — ich glaube es deshalb nicht, weil er bei seiner flüchtigen Arbeit etwas viel näher Liegendes ganz außer acht ließ. Wer nämlich das Jiddische selbst in seiner heute öffentlich gehandhabten Gestalt aufsucht, dort wo es dünner, schmaler und beziehungsärmer geworden ist, etwa bei Asch in seinen letzten Romanen, bei Gorelik, bei Perez in seiner Lyrik usw., der wird bald merken, daß man selbst diesem Jiddisch mit dem heutigen frostigen und abgeleierten Zeitungsdeutsch nicht beikommen kann. Man sehe sich diese nachmendalische Sprache doch einmal stufengeschichtlich an. Das ist die Sprache einer Gemeinschaft, die längst nicht so herdenhaft und kadavergehorsam sich ihre Menschlichkeit reglementieren und in das Zeremoniell wichtigtuender Kasten und langweiliger, öder Gesellschaftlichkeit einsperren ließ, wie etwa die deutsche der letzten Jahrzehnte. Wie schwach und unbegabt die Späteren Mendales Erbe auch verwaltet haben — die Scharen von vermoderten Philologen, von echt preußischen Schulpedanten und Amtsschimmelreitern, von geschniegelten Reportern, die der Sprache Hölderlins und Jean Pauls ihr langweiliges Gesicht aufzwangen, haben

das Jiddische nennenswert noch nicht befallen. Wir stellen also als sehr wichtig für jeden Übersetzer fest, daß für Jiddisch, soweit es literarischen Wert beanspruchen darf, das abgedroschene heutige Allerweltsdeutsch nicht verwertbar ist, sondern die Sprache einer älteren deutschen Epoche, deren Unmittelbarkeit und Frische einigermaßen dem noch immer sprachschöpferischen Zustand der jetzigen ostjüdischen Gemeinschaft nahekommt. Ganz klar wird das, sobald der Übersetzer sich an Mendale heranmachen will. Der hat, wie wir bereits sahen, den Tonfall der alten Legenden und Volkslieder — er verfügt über den treuherzigen, sanften Schmelz der Techine (des Frauengebets) und des altmütterlichen „Weiberdeutsch" genau so souverän wie über die rücksichtslos, blitzschnell zufassende Geste der von den Männern geprägten Gleichnisse und Sprichwörter. Die Sprache eines solchen Künstlers läßt sich nur in das Deutsch jener Vorzeit übertragen, in der das Volkssprechen auch in den Dichtern ungehemmt weitersprudelt, die für ein kräftiges Fluchen und Beschwören noch angemessene und geprägte Formeln hat und auch im Satzbau kecker, reicher an Einfällen und Absonderlichkeiten ist als die Sprache in ihrer jetzigen Abgegriffenheit und Glätte. Dabei braucht man nicht an ein spielerisches Archaisieren zu denken; es genügt, wenn der Übersetzer etwa den J. P. Hebel gründlich kennt und aus den gar nicht klotzigen Satzungetümen Jean Pauls gelernt hat, wieviel Reichtum an Nuance und Ausdruck ein edles, schönes Deutsch noch immer beherbergen kann, wenn es kühn, sinnvoll und seinen ursprünglichen, gegenständlichen Bedeutungen nach gehandhabt wird[1]). Eine derartige Bearbeitung Mendalescher Prosa

[1]) Auf Rudolf Borchardts Übertragung des Lysis-Dialogs oder, als einer höheren Ordnung zugehörend, auf die Baudelaire-Dichtungen Stefan Georges sei verwiesen, wer sich mit neueren unanfechtbaren Mustern wirklicher Kunst der Übersetzung vertraut machen will.

läßt sich natürlich nicht in drei, vier Wochen improvisieren; sie verlangt danach, daß ein Stil besonderer Art herausgefeilt wird — ein äußerst mühevolles Beginnen, das liebevolles Versenken in die Möglichkeiten beider Sprachen erfordert und die nicht geringe formale Fähigkeit, stereotype, gleichnishafte Wendungen ziselierend nachzuzeichnen.

VI

Für eine solche Aufgabe war Alexander Eliasberg der ungeeignetste Mann. Man merkt das schon an wichtigen Äußerlichkeiten. Mendale wußte sehr wohl, warum er dem Buch in seiner endgültigen Gestalt (II. Auflage, Odessa 1888) den Untertitel gab: „Eine Erzählung aus dem Leben jüdischer Bettler", oder in der Jubiläumsausgabe (1907): „a maße fin jidesche ureme lat". Die hebräische Ausgabe (1909) heißt noch viel lakonischer: „ßejfer hakabzunim" (Buch der Habenichtse). Eliasberg, der den armen Mendale, wo er nur konnte, „verbessert" hat, betitelt den Fischke „ein jüdischer Roman", was den deutschen Leser irreführt und falsche Erwartungen in ihm weckt. Überhaupt fehlt ihm anscheinend die Einsicht, es hier mit dem Werk eines Klassikers zu tun zu haben, was doch Verpflichtungen auferlegt. So hat er, ohne jede Entschuldigung, die reizende Vorrede fortgelassen, die eine Zierde für das ganze Werk ist und die erste deutsche Mendale-Ausgabe hätte schmücken müssen; auch die große Widmung an Menasche Margulijes ist fortgefallen.

Schlimmer sieht es um die Übersetzung selber aus. Ein außerordentlicher epischer Bericht von weit wirkender, nachhaltender Tragkraft und kühner, eindringlicher Farbigkeit erscheint hier herabgedrückt auf das niedere sprachliche Niveau landläufiger Reportergeschichten. Die Mendalesche Prosa ist in jeder Einzelheit geschnitzt und gefeilt und läßt eine beständige, ganz bewußte und manchmal raffiniert

anmutende Bemühung um den gültigen Ausdruck erkennen. Wie Mendale selber von der Verpflichtung des Dichters auf sauberste Kleinarbeit dachte, verraten die diesem Aufsatz vorangestellten Sätze. Eliasberg hat sich fast nie bemüht, den absonderlichen, unverkennbaren Tonfall dieser Prosa in seine Übersetzung hinüberzutragen und das Deutsche zu zwingen, so viel Eigenwilligkeit, Plastik und geschmeidige Eckigkeit herzugeben, daß die Umrisse des Originals durchschimmern und die Linien herausgehoben erscheinen. Seine Sprache ist meist breiig und rhythmenlos gehandhabt und verflüchtigt das plastische Original ins Schemenhafte. Die tiefen, satten Register, die von Mendale meisterhaft aufgezogen wurden, sind tonlos geworden, und nur eine dünne, unstete Stimme wird hörbar. Wo ist hier das krause, farbige Gefüge der übereinandergetürmten Satzglieder, in dem sich die interjektionalen, beteuernden, fragenden und ausschreienden Sätze gegen die ruhig berichtenden Stellen stemmen und in dem mit allem Bedacht die Satzfolge sich erwartungsvoll staut, um danach desto frischer sich in Bewegung aufzulösen? Wohin gerieten die gehäuften Konjunktionen und Partikeln, die das scheinbare Satzungetüm von innen her stützen, spannen und gliedern und den oft fabelhaften Eindruck schwebender Leichtigkeit hervorrufen? Dort, wo Mendale das zeitlich oder gefühlsmäßig Zusammengehörende zu dem bis ins kleinste organisierten Gebilde eines einzigen Satzes langen Atems und volltönender Melodie zusammenschweißt, hackt Eliasberg kurzatmige, unverbundene Sätze ab, denen das einigende Fluidum der glücklich hingesetzten Partikeln, der gebieterisch verbindenden Konjunktion fehlt und die nun klanglos und entwertet, wie Füllsel im Raume klappern. Der interjektionale eingeschobene Satz, Zeugnis eines herzhaften, unformellen Volkslebens, bei Hebel und seinen Vorgängern ein ganz legitimes Mittel auch deutscher Prosa,

fällt aus der Eliasbergschen Übersetzung entweder spurlos heraus oder er wird zu einer abgebrauchten logischen Phrase. Das Jiddische vermag es bekanntlich auch heute noch, von einer Bewegung, einer Wendung, einem Tun den sich entfaltenden, werdenden Zustand in seinem labilsten Moment zu fassen; man denke an alltägliche Ausdrücke, wie: „er git a rir, er tit a chap“, wo der Deutsche, unpräziser, sagt: „er rührt sich, er ergreift“ und sich mit dem abgeschlossenen Zustand begnügt. Diese Eigentümlichkeit, der etwas Zeichnerisches, Überdeutliches innewohnt, hat Mendale zu einem bemerkenswerten Behelf gesteigert (alle sangen chapen sech wi jinge kinder ouf; einß noch duß andere treten schpilfeigelach arouß; vgl. das vollständige Zitat im nächsten Satz). In der Übersetzung ist das alles klanglos verweht und durch den nüchternen logischen Ausdruck verdrängt[1]):

Mendale S. 43: duß wintale hot oufgewekt di schlufendige twië, ale sangen chapen sech wi jinge Kinder ouf mit a kol in zekischen sech gur frantlech ... einß nuch duß andere treten schpilfeigalech arouß ouf zwagelech, beimalech, niderik in ganz hoich, pizen sech di federlech, a wisch mit dem schnebale, a treße, a

Eliasberg S. 55: Das Windchen weckt auch das schlafende Korn, die Halme erwachen so lustig wie kleine Kinder und beginnen einander freundlich abzuküssen... Tief unten und hoch oben in den Zweigen erscheinen kleine Vögel, sie putzen sich mit den Schnäbeln das

[1]) In der Transkription zeigen die gesperrten Worte solche Stellen an, die entweder völlig weggefallen oder in jener „freien“ Manier übersetzt worden sind, die man als fehlerhaft bezeichnen muß. Die gesperrten Worte im deutschen Zitat heben die Stellen hervor, die willkürlich zugefügt sind. Die jiddischen Zitate sind der II. Auflage des Originals, Odessa 1888, entnommen.

schokel in hoiben un di siße smireß, zi singen, zi schwischtschen.	Gefieder, schütteln sich, zwitschern und stimmen ihre süßen Lieder an.

VII

Überhaupt dieser unselige geschmacklose Hang, den Mendale zu verdeutlichen, ihn logisch, glatt zu machen! Er verführt Eliasberg, in der Kleinarbeit ganz unpräzise zu werden und sich gar nicht um die Sinnfälligkeit und Fülle der Mendaleschen Sprachgebärde zu kümmern. Dabei hat der Übersetzer das Pech, dort, wo er in seinem Sinne wörtlich bleiben will, ein ganz unmögliches und stellenweise falsches Deutsch zu liefern: nebbich, krieg die Kränke, Gewalt (im Jiddischen ein Ausruf, der die mannigfaltigsten Erregungen deckt, im Deutschen nur von Fall zu Fall und jedesmal anders zu verdeutlichen), bewußt (das im Deutschen doch nur mit „bekannt" zu übersetzen ist), Geistlichkeit (für Kleikoidesch!) — das alles sind Wendungen, die selbst aus der Zeitungssprache häßlich herausfallen und nichtssagend klingen. Dazu verrät sich auf jeder Seite, wie grundsatzlos Eliasberg seine Arbeit angelegt hat. Es war seine erste Aufgabe, für die vielen formelhaften und ziselierten Aussprüche und Wendungen sich im Deutschen eine gültige Nomenklatur auszuarbeiten. Statt dessen hat er solche Stellen ganz salopp und flüchtig angefaßt und kaum dem Sinne nach im Deutschen kenntlich gemacht. Auf Seite 9 versucht er noch, durch Beibehalten der rein hebräischen Stellen von der Art, wie Mendale das Weibergebet episch verwertet hat, einen Eindruck zu übermitteln. Anderswo läßt er derartige Stellen einfach aus. Die Gaunersprache (Mendale S. 87), die allein schon ihrer klanglichen Eigenart wegen von Wichtigkeit ist, hat er ohne viel Umstände ausgemerzt. Das typische Gestotter des erzählenden Fischke, der kein r auszusprechen vermag, ist von ihm nicht einmal angedeutet

worden. Wohin eine solche „freie“ Übertragung, die es dem Übersetzer sehr bequem macht, führt, erkenne man aus folgender Gegenüberstellung:

Mendale S. 80: „Ech mit man wab uben keget zi pische. Ni kenti ach meschaë san wi mit mane kianke fißjech fjegen mi sech schjepen seie pamejech, kjichen wi di jakes.“ Ot asoi hoibt Fischke un water ziderzeilen mit san luschen, wuß oußgebeßert mit man hilf macht es: Ech mit man wab huben gehert zi di Pjesche, duß heißt, fißurmelat. Ni, kent ir ach meschaër san wi mit mane kranke fißlech flegen mir sech schlepen seir pamelech, krichen wi di rakeß. In asoi geit Fischkes derzeiling, oußgebeßert, water: — —

Eliasberg S. 115: „Ich und mein Weib gehörten zu den Bettlern zu Fuß. Nun könnt ihr euch selbst vorstellen, wie langsam wir mit meinen kranken Füßen zu gehen pflegten; wir gingen nicht, sondern krochen wie die Krebse.“ Fischke sagte das in seiner unverständlichen Sprache, alle „r“ und manche andere Buchstaben auslassend. Ich übersetzte es in die gewöhnliche Menschensprache und übersetzte (man beachte das falsche Tempus! F. M. K.) auch weiter:

Wollte ich mir die Mühe geben, weitere Proben solcher Versündigungen am Original hierher zu setzen, so könnte ich blindlings fast von jeder Seite ganze Zeilen herausgreifen und die grundsätzlichen Vorwürfe, die ich gegen Eliasberg erheben mußte, im einzelnen belegen. Ich unterlasse das nur, weil ich den Leser der Anstrengung, sich im transkribierten Text zurechtzufinden, nicht weiter aussetzen will.

Ob Eliasberg aus diesen Bemerkungen die Lehre ziehen wird, in Zukunft östlichen Dichtungen fernzubleiben und sich lieber mit der jiddischen Publizistik zu begnügen, also mit Werken, die durch eine saloppe Verdeutschung weniger

diskreditiert werden können? Ich hoffe es sehr. Denn es ist kein Vergnügen, immer wieder als ein Polterer und Ankläger aufzutreten, sobald Werke des Ostens, ganz gleich, ob musikalische oder dichterische, für ein deutsches Publikum hergerichtet werden. Die jüdischen Verleger (von den deutschen kann man es doch kaum verlangen) sollten uns endlich mit solchen Ärgernissen verschonen. Sie müssen sich darüber klar werden, ob sie nur Geschäftsleute sein wollen, die wahllos den vom Druckwerk entblößten Markt mit Ware überschwemmen wollen, mit irgendwo aufgegriffenem Kriegsersatz, oder ob sie sich noch Kulturzielen und dem großen Werk, Westjuden die Heimkehr zu ihrem alten großen Volk zu erleichtern, verpflichtet wissen. Dann aber, bei diesem nicht geringen Anspruch, müssen sie mit einem ganz anderen Verstand als bisher an solche Werte vermittelnde Arbeit herantreten. Statt darauf zu warten, was ihnen der Markt zuträgt, haben sie sich und ihren Autoren Aufgaben zu stellen und von vornherein das Niveau zu bestimmen, das unter keinen Umständen verlassen werden darf. Soweit Werke der Übersetzung dabei in Frage stehen, können ihnen die Grundsätze, die wir in dieser Untersuchung aufgestellt haben, die Richtung weisen.

Der Erzähler S. J. Agnon

Unerwartet macht der Jüdische Verlag die Freunde schöner Erzählungen mit einem Dichter bekannt, der ohne krampfhafte Geste und nach außen gewandte Bemühung sein Werk mitten in das universale Schrifttum stellt, als ein gleichwertiges unter die gezählten Bücher von bleibendem Wert, deren sich die heutige europäische Literatur rühmen darf. Die Erzählung „Und das Krumme soll eben werden“ erschöpft ihre Vorzüge nicht in dem, was sonst den Übersetzungen ostjüdischer Literatur in Europa eine Zeitlang Beachtung verschafft hat. Meist war das ein Stoffliches: die Absonderlichkeit der geschilderten Zustände, das verblüffend Fremde und altertümlich Gebundene ihrer Menschen und Sitten, nicht zuletzt die in den Himmel strebende feierliche Geschlossenheit des Volkslebens, das in den Werken der Perez, Asch und Pinski den Hintergrund bildete und manchmal übersehen ließ, wie wenig glücklich und rein hier die Gesetze der epischen und dramatischen Dichtung gemeistert wurden. Diese zufälligen Vorteile hat jeder Schilderer farbenreicher fremder Stämme vor dem Dichter des Okzidents voraus, da doch im zivilisierten Westeuropa kaum mehr ein Winkel ist, der nicht längst seinen Gestalter fand und seitdem die schlimmen Spuren der Regulierung und Verödung des Volkslebens an sich hat.

Es ist bezeichnend für den besonderen Wert der Agnonschen Erzählung, daß man diese von selber sich einstellen-

den Nebenwirkungen besonders anzumerken gar nicht versucht ist, wenngleich sie hier reiner und vollendeter als anderswo zur Geltung kommen. Du sprichst von ihnen zu allerletzt, wenn du schon alle wahren und dauernden Qualitäten erkannt und überdacht hast und dann wahrnimmst, wie klug und besonnen die Hand zu ordnen wußte, die dir diese fabelhaften Menschen und fremden Dinge wie Freunde und deinesgleichen hinstellt. Da pocht dein Herz wie das ihre; ihre Trauer und ihre Tröstung senken sich auf dein Gemüt; gewiß, ein besseres Gewand deckt dich und deine Gleichnisse reden eine dünnere Sprache; die Weisheit, die dich nährt, riecht noch nach dem aufdringlichen Firnis unerprobter Kultur und hat selten den Duft der letzten und Urdinge. Wenn du aber ein empfängliches Herz in dir weißt, wird es dir weit und froh in diesem Buch entlegener Menschen und verschlossener Gebräuche, und du selber, seiest du Christ oder Heide, gehst in den großen Frieden dieses Menasche Chajim ein, als seiest du es, der in den Gräbern der Friedhöfe Wohnung nahm.

Solches begegnet uns in der ostjüdischen Literatur zum ersten Male, daß eines ihrer typischsten Werke, das in jeder Zeile die Prägung der alten Gemeinschaft trägt, sich ohne Zwang dem Allgemeinen öffnet und das Menschliche in einer rührenden und ganz großen Weise aufnimmt.

Wie oft bedauerten wir es, daß selbst Mendale, dieser begnadete Erzähler, häufig noch anders wollte, als gestalten und dichten, und der Zeit und ihren geringen Bedürfnissen in seine Bücher Einlaß gab. Da waren manchmal Stellen, wo er seine Gebilde bis zu einem Grade heraufgeführt hatte, daß sie sogleich in das Zeitlose eingehen konnten, und wo er dann matt blieb wie ein Sittenrichter und ihnen lehrhaft vielerlei Gewichte anhängte. Wir sahen auch, wie andere sich einen Ausweg aus der heimischen Enge suchten. Sie verlegten den Schauplatz in die fremde Umwelt eines

verwaschenen Europäertums und gerieten hier nur noch tiefer in die Wirrnis äußerlicher Kunstübung: in die Themen und Probleme, die in den Kaffeehausstuben westlicher Großstädte verhandelt werden, in den Schwall modischer Schlagworte und Theorien, die wiederum durch Stoffliches und durch Rezepte die mangelnde innewohnende Echtheit ersetzen wollten; wenn sie dann im übrigen Europa bereits diskreditiert sind und neue Moden sie ablösten, feiern sie im ostjüdischen Schrifttum häufig eine verspätete Auferstehung.

Die Wurzeln von Agnons Kunst stehen nicht in diesen Einöden. Sie reichen tief herab in jene guten Gründe, die seit Homer noch alle großen Erzähler genährt haben.

Das schlichte Leben eines galizischen Händlers, das hier erzählt wird, verläuft in einer vergangenen Zeit, in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts, aber so, wie die Erzählung gestaltet ist, hat sie nichts gemein mit den im Kern meist unwahrhaften antikisierenden Versuchen, die uns den historischen Roman so belanglos werden ließen. In der Rede, in der Agnons Menschen sprechen und geschildert werden, ist nichts gewollt Altertümliches; sie beschränkt sich nicht etwa auf die Formen der Darstellung, wie sie zu der Zeit, da die Geschichte sich zuträgt, von guten Erzählern geprägt wurden. Sie versucht auch nicht Milieuhaftigkeit vorzutäuschen, sondern hat den freien, gewichtigen Tonfall der geschlossenen guten Zeiten des Erzählertums. Vor allem: sie ist eminent episch. Es kommt überhaupt nicht vor, daß der Hergang streckenweise vom Dialog getragen wird, um aus dieser dem dramatischen Dichter gemäßen Ausdrucksform Tempo, Rhythmus und Farbe herzunehmen. Dialogartiges ist selten, meist nur an den gesteigerten Stellen verwandt; die Sätze werden dann überaus realistisch gestaltet, aber sie sind nicht der Gasse nachgezeichnet, sondern stehen bei all ihrer Treff-

sicherheit wie Schmuckstücke in dem getragenen Bericht. In den sind die engen Zuständlichkeiten des Ostjüdischen gelassen hineingenommen. Wenn Agnon sie dann hinstellt, diese Vierellenwelt, sie ausweitet und erhöht, verliert selbst das Banale seine Stumpfheit. Was äußerlich in der Geschichte vor sich geht, ist doch eine Kette von Alltäglichkeiten. Da wird gehandelt und gebettelt; Menasche und sein Weib holen sich den Unbeschnittenen in den Laden und mühen sich, an ihn die Ware abzusetzen; die Verarmten verbergen ihre Not hinter den schönen Kleidern und allerlei Schlichen; Menasche erwacht aus der Trunkenheit und sieht sich auf dem abgebrochenen Jahrmarkt — das sind gewiß recht gewöhnliche Situationen. Und doch hat jede auf besondere Weise uns beglückt und uns das Märchenhafte schauen lassen, da das gestaltende Wort des Dichters ihnen das Eintägige, Durchscheinende nahm und Glanz der Dauer darum breitete. Denn dies alles steht nicht seiner selbst willen da, beiläufig oder um die registrierende und zerfasernde Virtuosität des Schildernden zu bezeugen, sondern eine weise Hand holt gerade dieses aus der Fülle der Erscheinungen; da wird es nun dem Ablauf der Erzählung innerlich verbunden und erhält aus dem Seelischen, das er begleitet und bildhaft werden läßt, einen echten Sinn.

Der anekdotische Hergang sei ganz kurz angedeutet: Menasche Chajim, ein ehrsamer Jude aus Buczacz kämpft mit Kreindel, seinem Weib, tapfer gegen den Verfall von Geschäft und Habe an. In der schlimmsten Not, da ihnen schon der Hunger in den Stuben sitzt, entschließt sich der Mann, nach der Sitte frommer Verarmter, vom heimischen Rabbi einen Empfehlungsbrief zu nehmen, und geht damit auf lange Wanderschaft; vielleicht wird er genug fromme Gaben zusammenbringen, um zu Kreindel, die im Elend zurückbleibt, heimzukehren und aufs neue einen ehrlichen

Handel aufzutun. Die Pein des Bettlertums setzt ihm hart zu, nur langsam mehren sich die Gaben, und die Hoffnung will ihm schwinden. Da tritt in einer schlimmen Stunde der Versucher an ihn heran und Menasche verkauft den Brief des Rabbi an einen schlauen Schnorrer. Er will aber nicht mit ledigen Händen vor sein Weib treten; da er wieder Geld bei sich weiß, treibt es ihn eilig nach Jaslowitz, auf dem großen Jahrmarkt Ware und alles Nötige zu beschaffen. Wie er dort zur Sättigung einen Imbiß nehmen will, übermannen ihn der Hunger und die Erinnerung der guten Zeiten. Er hält ein maßloses Gelage ab und in der Trunkenkeit verliert er das schwer errungene Geld. Während jetzt Menasche seinen Leidensweg wiederaufnimmt und in großer Reue ein neues Vertrauen auf das Gelingen seines Bettelns faßt, ist der neue Besitzer des Briefs, noch ehe dieser ihm etwas einbrachte, im Rausch hingerafft worden. Die ihn im Bethaus tot antrafen, ließen ihn einscharren und sandten zum Zeichen des Todes den Empfehlungsbrief an die vermeintliche Witwe, die in Verzweiflung der Heimkehr harrte. Als sie sich nun frei wähnte, nahm sie die Werbung eines trefflichen Mannes an und fand ein reichliches Auskommen. Nach einiger Zeit soll sie einem Sohne das Leben geben, in denselben Tagen, da Menasche der hoffnungslosen Wanderung ein Ende machte. Wie er in Buczacz anlangt, erfährt er von einem anderen Bettler, daß zu Ehren des Neugeborenen ein Festmahl bereitet werde, und erkennt die unselige Verknotung seines Schicksals. Da nimmt er es auf sich und wandert, ein Namenloser, wieder über das Land, damit ihn der Tod bald ereile. Er wird ein Freund der Friedhöfe und der offenen Gräber und findet, da Schwäche ihn zum Verweilen nötigt und ein schlichter Totengräber ihn bei sich behält, eines Tages einen neuen Grabstein vor und auf ihm seinen Namen. Der Stein sollte den Leichnam des

schlauen Schnorrers bergen; mit Pracht und Liebe hatte ihn Kreindel errichten lassen. „Und der Wächter (so endet die Erzählung), der in der Geschichte Bescheid wußte, die wir oben erzählt haben, verstand es, den Grabstein für den aufzustellen, der seiner würdig war, und gab Namen und Andenken in Israel Menasche Chajim, dem Priester, der dahinging ohne Kinder. Und als der bestimmte Tag kam, da stand Kreindel Tscharne auf Menasche Chajims Grab, und Tränen fielen auf seine Asche."

Diese in der bloßen Aufzählung unverwickelt und übersichtlich erscheinenden Vorgänge sind nun in eine Fülle von Leben hineingestellt und werden immer wieder abgelöst von eingefügten großen Anekdoten und in epischer Breite ausladenden Schilderungen der Gastmähler, des Jahrmarkts und vieler Judengruppen. Dermaßen klar und in allen Teilen so vorzüglich abgewogen und gegliedert ist aber die Erzählung, daß selbst in dem Gedränge der Nebensituationen ihr Gefüge sich nicht verschiebt. Breit mündet sie in den Schlußteil ein, der die innere Gewalt der ruhig ausströmenden Geschehnisse süß in sich sammelt. — Der minderbegabte Dichter, der sich mehr auf äußere Spannung als auf die Eindringlichkeit seines Erzählens verläßt, wäre hier anders verfahren. Die Geschichte des heimkehrenden Gatten, der sein Weib an der Seite eines anderen vorfindet, ist doch bereits in allen denkbaren Abwandlungen behandelt worden. Der Konflikt, der um die Doppeltvermählte sich erhob, wurde dann meistens in äußerem Geschehen, in Gewalttat und Streit der Lösung zugeführt. Hier ist es wohl zum ersten Male, daß die Wirrnis und ihre Entknotung dem äußeren Hergang entzogen sind; sie werden zu Stufen, um die Geschehnisse ganz ins Seelische und Sittliche hinaufzuführen und das Menschwerden eines Armseligen ergreifend zu vollenden.

Nicht weniger eindringlich für die prägende Art dieses

Dichters zeugt seine Ausgestaltung von Gleichnis und Anekdote zu tragenden Teilen des Berichts. Es ist natürlich, daß bei den Ostjuden wie bei allen Orientalen diese Formen der Erzählung eine bedeutsamere Rolle spielen, als bei den jüngeren europäischen Völkern, deren geistige und kulturelle Geschichte vielleicht niemals einen ähnlich gesetzmäßigen, allen Volksgenossen verständlichen und teueren Niederschlag in festgeprägten Sätzen und Geschichten finden wird. Ihre Epik wird dadurch eintägiger, sie flüstert nur, während in den Bildern der anderen die Jahrhunderte rauschen. In der ostjüdischen Erzählung wiederum sind diese Formen bisher traditionell angewendet worden, kaum einmal wie ein spezifisches, reicher Entfaltung fähiges Kunstmittel, meistens nur zur Steigerung der Komik oder der Schwere einer Situation. In Agnons Buch sind Gleichnis und Anekdote jedesmal unaussprengbar in den Ablauf der Erzählung eingefügt. Sie häufen sich niemals um eine bereits geschilderte Begebenheit, sondern führen selbständig und in reizvoller Weise die gegenständliche Schilderung weiter. Als die beiden Eheleute in die schlimmste Not geraten, erzählt Agnon nicht des breiteren von ihrem Gottvertrauen, sondern er schiebt die Geschichte vom Balschem, dem Pächter und dem Kosaken ein. Dort, wo ein Virtuose der expressionistischen Novelle das Treiben der Bettler hinzeichnen würde, steht bei Agnon die unvergeßliche, noch in der Erinnerung unser Lachen erzwingende Geschichte von dem Herrn Ensel-Schmensel und seinem Bettler. Und dann die Geschichte vom Kosnitzer Rebben und dem Dieb, an jener entscheidenden Stelle, da Menasche Chajim sich zum Bettlertum entschließen soll, und noch ungezählte Gleichnisse und Anekdoten derselben prägenden Art. Der Fluß der Erzählung erhält durch diese eingefügten idyllischen Szenen zugleich eine in ihren angenehmen Wirkungen schwer schilderbare Abwechslung; er ist nicht

mehr geradlinig, sondern windet sich wie um viele schöne Inseln in anmutigen Schleifen fort. Dadurch wird die epische Distanz, die bei diesem Dichter wie kaum bei einem andern Zeitgenossen streng gewahrt ist, merkbar vergrößert. Wir gehen vielleicht heute in der Verwendung der neuerfundenen Kunstmittel, zumal der psychologischen, allzu weit und merken nicht, daß ein späteres Geschlecht unsere oft naive Freude an diesen Errungenschaften nicht mehr teilen wird, daß ihm in den Erzählungen auch der uns werten Dichter der Zeit vieles zu sehr bis zum letzten Winkel angefüllt, durch Worte, Bilder, Sinnbilder und Vergleiche gehäuft vorkommen mag. An Agnons Buch wird wohl auch der Nachgeborene die weise Ökonomie bewundern. Es sei hier erinnert an die natürlichen, ungezwungenen Verkürzungen, wenn die Erlebnisse von Jahren in einem Satze zusammengezogen werden, worauf dann die Erzählung in der neuen zeitlichen Ebene mühelos fortschreitet.

Bei der Formulierung und Begründung meines weiteren Urteils nötigt mich mancherlei zur Zurückhaltung. Die ostjüdische Epik ist mir in ihrem hebräischen Zweig nur dürftig bekannt; auch meine Vertrautheit mit dem Hebräischen ist noch nicht derart, daß mir über das Schöpferische der sprachlichen Leistung, über des Dichters Erfindungen in der rhythmischen und plastischen Gestaltung des Hebräischen ein Urteil zustände. Dennoch ließ sich an den Abweichungen, die die viel später entstandene deutsche Ausgabe gegen den Erstdruck des Originals aufweist, ohne Mühe erkennen, welch gewissenhafter und beharrlich den gültigsten Ausdruck erstrebender Künstler Agnon ist.

Auf die Übersetzung, deren Vorzüge dazu nötigen, ihr einen längeren Abschnitt zu widmen, kann nur in gedrängter Form hingewiesen werden. Man mag sie den wenigen mustergültigen Übertragungen aus fremden Literaturen, über die das deutsche Schrifttum verfügt, als gleichwertig

rühmen; zugleich richtete sie ein Beispiel für die Forderungen auf, die gegen jede Übersetzung hebräischer Werke zu erheben sind. Die Schwierigkeiten, die hier vorliegen, sind bekannt. Sie stammen zum großen Teil aus der Heterogenität des sprachlichen Materials. Fast jede hebräische Phrase schwimmt mit einer schweren und doch immer gefügigen, schnell wendbaren Fracht historischer und gedanklicher Atmosphäre daher. Wie soll man aber im Deutschen Worte des gleichen Fluidums hernehmen? Zum anderen Teil liegt das Scheitern der meisten bisherigen Übersetzer an der zunehmenden Verpöbelung der Schreibkunst. Wer irgendeinmal zu politischen oder anderen Zwecken Deutsch geschrieben hat und nebenher etwas Jiddisch oder Hebräisch versteht, hält sich für befugt, uns ostjüdische Kultur zu vermitteln, und liefert nun Übersetzungen, die selten auch nur das grob Stoffliche des Originals in das Deutsche übertragen. Die Übertragung, die hier Max Strauß geglückt ist, ist von anderer Art. Sie vermag es, so eng das Wesenhafte des Originals festzuhalten, daß selbst der des Hebräischen Unkundige aus den deutschen Sätzen beständig, wenn auch dumpf, das mächtige Gefüge und die reiche Sinnfälligkeit unserer alten Sprache heraushören mag. Sie ist natürlich in einem fehlerlosen, richtigen Deutsch verfaßt, an dem die Kühnheit der Wendung ständig erfreut, aber eine „schöne", geglättete Sprache im Sinne der Zeitungsschreiber ist das selbstverständlich nicht. Sie zeichnet mit der letzten Treue dem Hebräischen seinen Ausdruck nach (/die Rede tat sich ihm ab / und die Schar der Erinnerungen sprang von den Enden der Zeit herbei und sie erhoben ihre Mäuler gegen ihn wie freche Hunde, und er fuhr mit Entsetzen auf und drückte die Hände ans Herz. / da erbrauste der Tisch, und der Stuhl schütterte, und die Krüge und Gläser klangen, und die Becher brachen in Jubel aus, und auch die Fässer öffneten den Mund und sprachen ein Lied. / da knarrte seine

Seele in ihren Angeln. / sein Inneres rauschte/); sie verkürzt nirgendwo, ersetzt nicht das gegenständliche, aber breite Bild durch die abgegriffene Phrase, teilt auch nicht die für das Hebräische typischen, bollwerkhaften Sätze artig in übersichtliche Gruppen ab, sondern nimmt ihren vollen, ruhigen Atem ungehindert in das Deutsche hinüber.

Dies also ist ein seltenes Buch und wert, alle Menschen zu entzücken, die Dichtung ihrer selbst willen zugetan sind. Da wir seine Vorzüge lediglich aus dem Epischen hervortreten ließen, sind wir gegen den Verdacht einer kleinlichen Betrachtungsweise gefeit, wenn wir, so gewaltsam das reinen Gebilden der Kunst gegenüber zuerst scheinen mag, eine auf anderer Ebene erfolgende Nebenwirkung verzeichnen, die dieses Buch durch seine bloße Existenz hervorrufen mag. Wir wissen ja, und es kränkt uns, daß unser altes, starkes Volk dem Nichtjuden nicht minder als seinen Entwurzelten, dazu auch vielen, die sich nationaljüdisch nennen, nur in abscheulicher Verzerrung bekannt ist. Dagegen vermag alle Publizistik, wie meisterhaft und gerecht sie auch die Sache der Geschmähten führen will, nicht aufzukommen. Ein Buch wie dieses jedoch, ein Werk reiner Kunst, aus dem, ungewollt, erhaben und für alle Zeit sich das Bild der Volksgemeinschaft rundet, wird vielleicht das Wunder zustande bringen und manchen überraschten Zeitgenossen darüber nachsinnen lassen, welch hoher Adel und welch unantastbare Gesittung über diese galizischen Juden kommt, wenn ein Dichter sie anschaut. Sonst müßte man an diesem Europa und an der Menschlichkeit seiner Bewohner noch mehr verzweifeln.

Der Pinkeß

Von den Wandlungen der ostjüdischen Intelligenz

I

Die besondere Unzulänglichkeit der nationalen Bewegung unter den Westjuden mag man nicht ohne weiteres darin finden, daß die Männer an ihren Anfängen das Nationale bestenfalls in der Sehnsucht haben und in verworrenen Gefühlen, aber nicht das Volk haben, nicht in den fundamentalen Erfahrungen des Alltäglichen und nicht in einem gesicherten Wissen der abstrakten Dinge, weder seine Sprache noch seine Lieder und kaum eine seiner bitteren Nöte. Wird doch, wem solches Beruhigung gewährt, in den meisten Volksbewegungen des jungen Europa einem ähnlichen Westlertum begegnen; wie ja die Männer, die sich vor sieben Jahrzehnten zur ersten tschechischen Nationalversammlung begaben, notgedrungen, wollten sie einander verständlich werden, in der zu unterdrückenden deutschen Sprache verhandelten, ohne daß ihre bald breit hervorbrechende Bewegung davon ernsthaften Schaden nahm.

Schon bedenklicher ist dieses: Da ich heute den Pinkeß würdigen soll, ein Buch, das in einer erstarkten Volksgemeinschaft auch den Äußerlichen nachhaltig bewegen würde, kann ich mir wenig davon erwarten, daß hierzulande die zionistische Arbeit sich bereits dem vierzigsten Jahr nähert. Ich habe eine nennenswerte Bereitschaft für die im Volksinnern vor sich gehenden Veränderungen nicht vorauszu-

setzen; ich kann nicht darauf rechnen, daß von den Lesern nur einige das bedeutsame Buch kennen, oder, gäbe man es ihnen in die Hand, auch nur technisch imstande wären, dazu eine herzliche Beziehung zu finden.

Das Ärgste aber ist: Dieser unleidliche Zustand sieht selbst im vierten Jahrzehnt keine Forderung nach Umsturz entschlossen gegen sich. Nicht einmal eine besonnene Einsicht in seine Unerträglichkeit, die doch allein einer weiterführenden Tat den Weg zu weisen vermöchte, winkt als karge Tröstung. Vielmehr bedarf es noch immer umständlichen Beweisens, daß die Nationaljuden des Westens, so wie sie bisher Fremdstämmige geblieben sind, keine Bereitschaft haben, aus dem Widerstreit der nationalen Parteien des Ostens, von denen die zionistische doch nur ein Teil ist, die rechten Stimmen zu vernehmen; keine Gewähr, die ihren Urteilen und Entschlüssen das Zufällige und Leichtwiegende nähme; darum aber auch kein Recht, aus solcher Enge und Einseitigkeit heraus sich innerhalb der nationalen Bewegung zu entscheiden; so lange nicht, bis der Fremdstämmige sich seinem Volk zu einem Eigenen wandelte. Der aber hat dieses ihn zur Arbeit an sich selbst drängende erste Gebot nicht befolgt. Er vermeint sich in der Lage etwa der verwelschten flämischen Oberschicht, als genüge die unzweifelhaft verdienstvolle Drehung auf dem alten Standort, die das Antlitz von den blaß gewordenen Symbolen der Assimilation hinwegzieht; als bedürfe es dann bloß des Wechselns der äußeren Fahnen, um durch den nun frei gewordenen unterirdischen Strom der eigenen Volksähnlichkeit tief in das Volksinnere hinein versetzt zu werden. Und doch fehlt unseren Entwurzelten jede sinnfällige Bindung mit den Zentren der Volkskraft. Nicht einmal von dem in Jugendjahre sich verlierenden Klang der heimatlichen Töne weiß ihr Ohr, und die verworrenen Bilder einer Kindheit, irgendwo im Schoß des Volkes verbracht, werden ihnen keinmal als ein

jähes Gesicht die mühsamen Entschlüsse erhellen. Selbst ganz gegenständliche Dinge, so die gewaltigen hierarchischen Fundamente und das vielgestaltige Auseinanderstreben der Volkserhebung in Bewegungen, die im lautersten Sinne national, aber durchaus nicht zionistisch sind, blieben ihnen verborgen. Sie fanden sich erst jüngst ein Zaubermittel aus arger Entwurzelung — wie sollten sie da in Gelassenheit sich die süße neue Beruhigung gefährden lassen und ohne Bedrohungsgefühle die nationale Bewegung auch in ihren mächtigen nichtzionistischen Äußerungen als bestehend und diskutabel anerkennen?

II

In der jüdischen Intelligenz des Ostens dagegen — man mag sie in anderen, nicht unwichtigen Beziehungen mit noch so viel Recht dem Westlertum zuzählen — finden sich bereits zu Beginn der Volkserhebung Forderungen vor, die den hohen Wert des räumlichen Verweilens in der Volksnähe dartun. Zuerst sind es einzelne Intellektuelle, die verlangen, daß der Heimkehrende das tue, was noch bei aller gesunden Volksarbeit als selbstverständliche Pflicht galt und nur unseren Oberschichten wie ein Besonderes und ihnen nicht Ziemendes: daß er die bitteren, alltäglichen Kämpfe mit dem Volke teile wie seinesgleichen, ohne die hundert Vorbehalte einer sich selbst ausnehmenden Skepsis; daß er in seiner Sprache denke und rede, in seinen Weisen singe und die alten Freuden, die neue Bitternis in einem unerschütterlichen Herzen treu sammele. Während die dem Volk Entfremdeten noch spitzfindig oder in leidenschaftlicher Ablehnung abwogen, ob man denn den Jargon wie eine Sprache behandeln könne, ob er eine Grammatik habe und dem feineren Denken ein Kleid — während auf der Gegenseite die mit der Halbbildung des Proletariats Gezeichneten, jenen erwidernd und einer ungeistigen Frei-

denkerei verfallen, die starken, hebräischen Kulturquadern hinwegzureden sich vermaßen, handelten sie ernsthaft im eigenen Haus und begannen, anfangs immer wieder gegen sich selbst, die Sprache und das alte Volksgut rein zu halten. Als ihre Stimme wie ein Chor anschwoll, erschien der Pinkeß[1]).

Das will besagen, daß dieses in Druck und Format schönste Erzeugnis des jiddischen Büchermarktes hier nicht in Überschätzung angesprochen wird als eines der gezählten Werke, die sich unvermittelt vor die Zeitgenossen stellen und ihnen ein neues Gesetz auferlegen. Vielmehr sind hier Wandlungen, die sich seit Jahrzehnten wirr und selten geordnet ins Leben drängten, auf eine kräftige und würdige Art in Form und Regel gebracht. Dem Wollen der jungen, volkesfrohen Generation wird entsprochen, das von ihr Erreichte vermerkt und das Erstrebte fest umrissen. Da somit an bereits nachweisbare aufstrebende Kräfte der Zeit bewußt angeknüpft wird, ergibt sich für den Pinkeß ein kollektiver Zug, dessen Besonderheit bald deutlicher erwiesen werden soll. Vor Lesern, denen das Ostjüdische nahezu fremd ist, zwingt er dazu, zunächst nachdrücklich auf das Atmosphärische der Lebenserscheinungen einzugehen, mit denen das Buch — der gemächliche, an Philologisches gemahnende Titel widerspricht dem nur scheinbar — leidenschaftlich verbunden ist.

III

Kaum ein halbes Jahrhundert ist es her, daß die Säkularisation der ostjüdischen Gemeinschaft eingesetzt hat, und auch sie erst in den Grenzbezirken. Noch hat kein Geschlecht dem anderen die erstrebten neuen Lebensformen gesichert, als ein Besitztum von Dauer übergeben. Die Segnungen

[1]) Der Pinkeß (die Chronik), Jahrbuch für die Geschichte der jiddischen Literatur und Sprache, 1. Jahrgang, Wilna 1913 (in jid discher Sprache).

alterprobter Bindung wirken noch nicht in diesen Dingen Nicht einmal ist bisher erreicht eine Annäherung des tragschwachen, unberechenbaren Neuen an die starren, wetterfesten Blöcke der Volkskultur, und das Herüberzwingen ihrer mittelalterlichen Feierlichkeit und ihrer archaischen Wucht in das blasse, dünne Jetzige liegt als schwere Aufgabe vor den Händen der Gestaltenden. Mit dieser Jugendlichkeit des Heutigen, die uns vor Europa armseliger erscheinen läßt als wir sind, müßte man sich abfinden, wenn nicht Schlimmeres vorläge. Bis in die letzten Jahrzehnte haben die jüdischen Gebildeten in ihrer Mehrzahl an den Kämpfen für eine verjüngte volkstümliche Kultur einen Anteil genommen, so negativ und zerstörerisch, daß keine Selbstanklage uns, die Mitschuldigen, tief genug erschüttern kann. Ich will hier nicht an jene eindeutigen und unentschuldbarsten Dinge erinnern, die der Krieg jedermann so grausam deutlich machte, an die hundert verpaßten Gelegenheiten, wenn es galt, die jüdische Wirtschaft zu verfestigen, das jüdische Soziale aus der Sphäre unerträglicher Verwahrlosung herauszureißen und dieses starknackige, geduldige Volk um lebenskräftigere politische Ziele zu einen. Ich denke mehr an die unterirdischen Dinge. Da stand kaum einer mit guten, tätigen Händen wachend über dem alten Volksgut, da ist selten wer unseren ehrwürdigen, kostbaren Sitten, unseren Liedern, unseren Tänzen, unserer Tracht zum unerschrockenen Fürsprech geworden. Wer hat diesem allem außerhalb der lärmenden Volksversammlung bei seiner Kinder Auferziehung den gebührenden zentralen Platz eingeräumt? Leichtfertig ist das alte Kulturgut von den jüdischen Oberschichten verschüttet und vertan worden, daß es entstellt und glanzlos der Entdecker harrt.

Es darf aber der zerwühlende Hang, der die Mehrzahl der jüdischen Intellektuellen ihr hohes Amt an der Volkserhebung nicht finden ließ, es darf der hoffärtige Ton, in

dem sie kurzerhand die unaufschiebbaren Erfordernisse der Stunde abtaten, nicht zu der Annahme verleiten, als sei gehaltener kritischer Sinn dabei wirkend gewesen. Aus Unzulänglichkeit, nicht aus Fülle geschah diese Ablehnung; sie war nicht Wahl, sondern Entfremdung. Die wenigen zur Kritik berufenen Persönlichkeiten von Belang, über die wir in der Zeit der sogenannten Renaissance hätten verfügen können, standen bisher beinahe sämtlich in fremdem Lager. Andere Kulturen mögen sich vielleicht ihrer aufrüttelnden Leistungen berühmen, die ostjüdische hat von ihnen wenig empfangen, keinen Schutz und kaum einen Anstoß. Solange hier die wertvolle Gruppe aufopferungsfähiger, kultivierter Menschen sich noch nicht sehen ließ, die anderswo die Volkskultur vor der Verspießerung und dem Zerfetztwerden in tausend nüchterne Tagtäglichkeiten entschlossen bewahrt, — solange unser einfältiges, zutrauliches Volk auch im Eigenkulturellen keine Freunde ausharrend und pflegend bei sich sah, konnten sich die geschäftigen Halbgebildeten eine verhängnisvolle Rolle anmaßen. Das waren Leute ohne Bereitschaft und ohne Beruf, die anderswo von einer gefestigten Intelligenz streng in die Niederungen des öffentlichen Lebens verwiesen werden, da sie an den höchsten Dingen der Nation verantwortungslos herumpfuschen zu sehen jedem Volksfreund zuwider ist. Bei uns aber bestimmten brave Medizinstudenten, die einmal erfolglos mit nationalökonomischen Problemen geliebäugelt hatten, daß die ostjüdische Wirtschaft ein anderes Gesicht sich zulegen müsse, wenn anders wir als Volk bestehen wollten. Stadtmenschen, die Sense nicht von Egge zu unterscheiden wußten, verfügten, das Volk habe sich in neuen Territorien anzubauern. Mit unseren wahrlich nicht alltäglichen und nicht geringen kulturellen Nöten beging man sich in scheußlich gedruckten Kopekenbändchen, als bedürfe es da nur einer flinken Zunge, um Weisheiten vor-

zubringen, so willkürlich und der nötigsten Sachkenntnis bar, daß man sie in einer „Kultursprache" nicht einmal anzudeuten gewagt hätte. Wer irgendwo in Westeuropa Dinge mißverstanden oder an ihrer Oberfläche genascht hatte, der packte das vor aller Öffentlichkeit, da man es ihm nicht verwies, wie neue kostbare Weisheit aus. Das wurde die goldene Zeit der Scharlatane. Noch waren es vornehmlich Zeitung und Volksversammlung, in denen die aus proletarischen Tiefen heraufdrängende Volksbewegung ihren lärmenden Ausdruck fand — da gab das Demagogische, Äußerliche, das diesen Übeln der Zivilisation allerorten festverbunden scheint, auch im Osten den journalistischen Naturen Anreize zu schädlicher Betätigung.

IV

Der Pinkeß ist ein lebendiger über sich selbst hinausweisender Einspruch gegen die unerträgliche Verpöbelung in unserem nationalen Lager. Ich sagte bereits, daß ich weit davon bin, die Leistungen der Männer, die sich zu diesem Buche zusammentaten, ohne Vorbehalt, wie vollendete Werke aufzunehmen. Noch liegen die entscheidenden und nur dem begnadeten Einzelnen glückenden Taten der jiddischen Sprachkritik als Versprechen der Zukunft vor uns. Es ist aber hier in ernsthafter, mühseliger Arbeit eines der bedrohtesten Gebiete der Volkskultur der bisherigen Verwahrlosung entrissen worden, und es tat sich deutlicher als in den früheren zerstreuten Regungen kund, daß die kleinen Kreise der Ernsthaften und Verantwortungsvollen genügend erstarkt sind, um sich schützend und pflegend vor das Volk zu stellen. Es verschlägt wenig, wenn das hier auf einem Sondergebiet geschah; dies ist nur ein Vorerst; morgen aber werden wir die neue seelische Haltung sich weiteres Gebiet erobern sehen. Wesentlich ist, daß sie wirksam, als nicht mehr übersehbarer

Wille einer wachsenden Schar in diesem Buche in Erschei nung trat.

Über den Umfang der Arbeiten, die gegen die sträfliche Sprachverderbnis der Journalisten und Volksredner von einer zielbewußten, sachkundigen Philologie des Jiddischen in den nächsten Jahrzehnten zu leisten sind, gibt Ber Borochows einleitender Aufsatz einen klaren Überblick. In ihren Mittelpunkt stellt er die Aufgabe, die jiddische Publizistik auf einen Stand zu bringen, der den schöpferischen Taten der Volksdichter entspricht, und als Ausdrucksmittel der vielen neuen technischen, gedanklichen und seelischen Beziehungen das längst vorliegende und der Benutzer wartende alte Sprachgut erschöpfend zu verarbeiten, so daß das Neue nicht wie heute aufgepfropft, als ein Fremdes, aus üblem, wissenschaftlichem Allerweltsjargon Zusammengerafftes aus der Sprache herausfällt, sondern aus den formbildenden Tiefen des Sprachwillens in das Leben hineinwächst.

Zwar wird die zu vereinheitlichende Rechtschreibung des Jiddischen sicherlich anders aussehen, als Borochow sie in seinen Aufsätzen durchgeführt hat — sie wird unmöglich von der litauischen Sprechart ihr einseitiges Gesetz empfangen. Aber diese zu weit gehenden Wünsche nötigen zur Erörterung, und die Erkenntnis ihrer Übertriebenheiten führt zu glücklicheren Versuchen.

Ein solcher ward von Tschemerinski in seiner Arbeit über die Phonetik des Jiddischen beabsichtigt, in der Erkenntnis, daß vor der endgültigen Klärung der phonetischen Probleme das Weitergehende, die Regelung der Orthographie der Willkür ausgeliefert wird. Es verschlägt wenig, daß unanfechtbare Ergebnisse hier noch nicht geboten werden — Borochow nimmt selber in einem Nachwort zu Tschemerinskis praktischen Vorschlägen durchaus ablehnend Stellung —; es sind aber diese Fragen mit so viel gründ-

licher Gewissenhaftigkeit behandelt, wie das bisher, wenn in jiddischer Sprache über Jiddisch geschrieben wurde, kaum einmal geschah.

Dieses zielbewußte Streben nach fachmänischer Solidität muß, wenn es überhaupt vorhanden ist, in den registrierenden Teilen des Buches, wo es von der Leidenschaftlichkeit der eigenen Bestrebungen nicht durchkreuzt wird, am ersichtlichsten in Erscheinung treten. Die durchaus lesenswerten und zuverlässigen Chroniken über das Theaterjahr 1912 auf der rußländischen und amerikanischen jiddischen Bühne treten hier gegen Borochows überraschende Aufstellung einer Bibliothek des jiddischen Philologen etwas in den Hintergrund. Ohne daß auf Vollzähligkeit Anspruch gemacht wird, hat Borochow mehr als 500 Schriften und Aufsätze, die sich mit der Erforschung der Volkssprache abgeben, zusammengestellt und die meisten unter Beigabe einer knappen Abschätzung bibliographisch genau bezeichnet. „400 Jahre jiddischer Sprachforschung“ heißt es im Untertitel. Gegenüber der landläufigen Meinung, es im Jiddischen mit einer wissenschaftlich ungepflegten und darum jede Verhunzung gestattenden Erscheinung zu tun zu haben, wirkt diese erstmalige Zusammenfassung trotz geringer sich vorfindenden Spreu besonders lehrreich.

Nicht ganz so repräsentativ stellt sich Schalits Bibliographie des im Jahre 1912 erschienenen rußländisch-jiddischen Druckwerks dar. Es ist darin das in Amerika, Galizien, Rumänien und anderswo Gedruckte nicht berücksichtigt; sie gibt aber dort, wo das Unzulängliche, noch schlecht Bestellte des jiddischen Büchermarkts deutlich herausspringt, einen festen Anhalt für den schrittweisen, weiteren Kampf, der von einer volkstreuen Intelligenz in großzügiger, verlegerischer Arbeit gegen den Schund und die Amerikanisierung zu führen ist.

Mit einem der schlimmsten Verstöße, die jüdische Ver-

leger begangen haben, wird bereits in diesem Band erfreulich scharf abgerechnet. Als der außerordentliche Mann, der die jiddische und hebräische Dichtung zu einer neuen Höhe erhoben hat, sechs Jahrzehnte dichterischen Schaffens vollendet hatte, und das Volk ehrfürchtig und dankbar Mendales Namen feierte, machten sich geschäftige Verleger über seine Dichtungen her. Sie setzten unter einem Aufwand von Reklame, die bis in die ernsten jiddischen Zeitungen Aufnahme fand, eine Jubiläumsausgabe ins Werk, die durch die Unterlassung jeder literarhistorischen Anordnung, durch das Lieblose im Satz, der von Druckfehlern wimmelt, im Papier und in allem Buchtechnischen einen schamhaften und sich für sein Volk verantwortlich fühlenden Menschen nicht ruhig lassen durfte. Die Verleger schienen aber nicht befürchtet zu haben, es könnte sich in der jüdischen Gasse ein Widerspruch hören lassen. Dem Volke war so lange das Unzureichende, Kulturwidrige geboten worden, ohne daß die Gebildeten dagegen aufstanden — warum sollte diesmal die geschäftliche Spekulation mißglücken?

V

Nach dem, was im Vorstehenden über das gar zu lange Fehlen einer besonnenen und geistig gerüsteten Oberschicht bei den Ostjuden angedeutet worden ist, wird man sich mit einer begreiflichen Spannung den kritischen Arbeiten des Pinkeß zuwenden. Die erwünschte gegnerische Einstellung gegen die unerbetenen Mitkämpfer im eigenen Lager, gegen die Dilettanten und Tagesschreiber hatte sich bereits um das Jahr 1912 in der Wilnaer Monatsschrift „Die Jüdische Welt" bedeutsam angezeigt. In dieser führenden Zeitschrift des Ostens war das geistige Niveau der innerjüdischen Auseinandersetzungen merkbar erhöht worden; es ist hier nicht der Ort, darzutun, wie tapfer sie dem Pin-

keß, der dem Kreis der gleichen Menschen entstammt, vorgearbeitet hat. In ihr legte bereits die junge Volksbewegung an die eigenen Leistungen, ob sie nun auf gesellschaftlichem, politischem oder künstlerischem Gebiete stattfanden, ihren Maßstab so streng und unerbittlich, wie man das vorher in dem zujubelnden Lärm der leicht zufriedengestellten Halbgebildeten nicht gewohnt war. Diese reifere Gesinnung bringt es in Bal Dimiens Besprechung der von Dr. M. Pines geschriebenen Geschichte der jiddischen Literatur zu einer prachtvollen Leistung.

Dr. Pines Buch ist bei seinem Erscheinen im Jahr 1912 von den ostjüdischen Beurteilern als eine bedeutsame wissenschaftliche Tat gefeiert worden. Bal Machschuwes, ein Literaturkritiker, der bei ostjüdischen Gebildeten noch immer auf Geltung rechnen darf, hat es mit anerkennenden Sätzen bevorwortet — es geschah, wie bei den meisten Äußerungen dieses Mannes, ohne Sachkenntnis und im Oberflächlichen verbleibend. Danach hat der inzwischen gefallene Georg Hecht das Buch, das natürlich eine Anzahl wissenswerter Materialien enthält, vorschnell und ohne fachmännische Einsicht in seine Mängel für deutsche Leser bearbeitet und damit eine Anzahl neuer Irrtümer in das deutschjüdische Schrifttum hineingetragen.

Bal Dimiens kritischer Versuch über diese Literaturgeschichte bezeichnet deutlich den Wandel. Hier findet sich kein Buhlen um den unentwickelten Leser mit allgemeinen, ausweichenden Redensarten. Der Kritiker prüft die Arbeit bis in ihre letzten gegenständlichen und gedanklichen Verästelungen. Der Tummelplatz der Ignoranten, das ältere jiddische Schrifttum, wird vorsichtig und doch mit der sicheren Beherrschtheit des Wissenden betreten. Der diesen Dingen fernstehende Leser schaut da hinein wie in die Küche eines Alchimisten, so absonderlich und zur Neugierde reizend wirken die alten Schriftdenkmäler, die Bal

Dimien erschließt. Aus zahlreichen klugen und schönen Einzelbemerkungen ergibt sich gegenständlich, daß Dr. Pines, ohne Kenntnis der Quellen und ohne Instinkt für Probleme die landläufigen Fehlmeinungen wiederholend, eine wenig geschickte Kompilation, nicht aber Literaturgeschichte geschrieben hat.

Noch nie ist in der jiddischen Literatur so sachkundig und überlegen gewertet worden. Man mag die tadelnden Stellen herausnehmen, und es bleibt doch ein gescheiter und tief schürfender Versuch selbständigen Wertes über die Frühzeit des jiddischen Schrifttums. Westlichen Juden hat die umfangreiche Arbeit etwas Besonderes zu sagen. Sie breitet vor ihnen die alten Literaturdenkmäler, die als stattlicher Unterbau das heutige Jiddische tragen, übersichtlich und lebensvoll aus und erschüttert durch ihre wertvollen Materialien die leidige Meinung von dem Ephemeren der Volkssprache mehr als jede noch so verständliche leidenschaftliche Gegenwendung.

Diese Vorzüge Bal Dimiens stellen sich in Nigers Versuch über die Beeinflussung der jiddischen Literatur durch die Frau ganz ins Aufbauende gekehrt dem Leser dar. Daß die Frau und der Am-hu'urez formbildend an den Anfängen unserer Volkssprache stehen, war bereits seit langem behauptet worden. Niger spürt diesen verwickelten Verhältnissen recht behutsam nach. Er begnügt sich nicht damit, die These in ihren Übertreibungen zurückzuweisen — er umgrenzt die von der Frau ausgehenden Einflüsse und schöpferischen Anstöße im einzelnen an einer Fülle seltener alter Texte. Nachdem er das Überwiegen der biblisch-hagadischen Stoffe über die männlich-halachischen eingehend dargetan hat, geht er feinfühlend auf den innersten Stil des frühen Jüdisch-Deutschen ein und stellt erfolgreich die knappen maskulinen hebräischen Texte ihren intim in die Breite erzählenden jiddischen Auslegungen gegenüber. Der

Aufsatz schließt mit einer Zusammenstellung älterer Schriften, in denen die Frau auch unmittelbar, als Verfasserin oder übersetzend, produktiv geworden ist.

Wendet man sich noch einmal den kritischen Arbeiten des Buches zu, so hat man, wieder als Anzeichen einer gereifteren geistigen Beziehung zu den jiddischen Dingen von Wilenskis Besprechung zweier Sammlungen jiddischer Volkslieder zu reden. Die im Volksmund noch immer lebendige und weiterwirkende alte jüdische Folklore wird erst seit wenigen Jahren reger und fachmännisch gesammelt. Von der Gesellschaft für jüdische Volksmusik ist bereits viel von unserem Volkslied dem Vergessenwerden entrissen worden — das liegt jedoch erst zum geringsten Teil im Druck vor. Die wissenschaftliche Bearbeitung ist aber dadurch besonders bedroht, daß von einzelnen oberflächlichen und von anderen ernsteren, aber durch die erste Sammlerfreude verleiteten Schriftstellern die häufig wahllos zusammengebrachten Ergebnisse ihrer Tätigkeit ungesichtet und frühfertig auf den Büchermarkt geworfen wurden. Forscher von der Beharrlichkeit und Selbstkritik des I. L. Kahan, der sich erst nach zehnjähriger Bemühung zur Veröffentlichung entschloß und allerdings recht reife Dinge bot, sind bei uns noch selten. Die sich Kritiker Nennenden vergrößerten die Verwirrung und haben auch das Überflüssige ohne Unterscheidungsvermögen geräuschvoll willkommen geheißen. Auf solche Weise sind eine Anzahl Bänkelgesänge, badchunische und mehr oder minder schwächlich dem Volkslied nachempfundene Dinge im Westen wie echte Volkspoesie der Ostjuden angesprochen worden, wodurch von der wirklichen Leistung unseres Volksschaffens ein ungebührlich matter Eindruck hinterbleiben mußte.

Mit der bisherigen primitiven Art, sich der bloßen Tatsache der Herausgabe von Volksliedern zu freuen, ohne Prüfung, wie sie besorgt wurde, gibt sich der Pinkeß nicht

zufrieden. Wilenski weist dem im ganzen gewiß verdienstvollen Nojech Prilutzki nach, daß er in seiner Volksliedersammlung viele den Sammler zur Zurückhaltung und Vorsicht drängenden Erwägungen außer acht gelassen habe, und sondert von Prilutzkis massenhaftem Material die überwiegende Mehrzahl als nicht zum Volkslied gehörig ab. Sicherlich geht er in seinem Urteil und auch in der Behauptung, daß nur dreißig der von Prilutzki im ersten Band mitgeteilten 102 Stücke dem Volkslied angehören, zu weit. Da aber die von ihm erhobenen grundsätzlichen Bedenken gegen den seitdem erschienenen 2. Band der Sammlung nach meiner Erfahrung aufrechterhalten werden müssen, ist es verdienstvoll und wichtig, daß hier einmal eine strenge und ausführlich begründete Forderung nach mehr solider Arbeit und Sachkenntnis an die Mitstrebenden gestellt worden ist.

VI

Der Registrator würde von einer weiteren Zahl lesenswerter Arbeiten zu berichten haben, von Aufsätzen zur Geschichte des Jiddischen und seiner jüngsten Publizistik, von Memoiren und einigen anderen Dingen, die sich etwas zufällig und nicht eben notwendig mit den innersten Absichten des Buches verbunden, im Pinkeß vorfinden, während zur Kritik des jiddischen Kunstwerks, die in Anbetracht ihres bisherigen Tiefstandes längst zu einem Einschreiten herausfordert[1]), im Pinkeß kaum etwas Erheb-

[1]) Man muß es noch immer über sich ergehen lassen, daß an den Tagen, da die Volksmassen um ihre Großen trauern, geschwätzige Menschen vom Rednerpult herab den Dichter wie irgendeine leblose, dumme Funktion des Sozialen oder gar des Ökonomischen (Mendale) behandeln und mit einem Schwall von Dialektik — wer kennt nicht das eine Charakteristik ersetzen wollende Ausspielen Schulem Aleichems gegen Mendale? — über die eigene Entfremdung von allem Künstlerischen hinwegzutäuschen versuchen. Nieder-

liches gesagt wird. Es war aber von den Herausgebern geplant, das Buch alljährlich erscheinen zu lassen und vornehmlich die literarischen Geschehnisse des verflossenen Zeitraums, neben alten Quellen und rein Philologischem zu behandeln. Damit war von vorneherein eine Begrenzung notwendig, die es nicht erlaubte, aus den Erscheinungen der Zeit die problematischsten hervorzuholen und das Buch nur im Hinblick auf deren Dringlichkeit anzulegen, wie es diese Besprechung ihrerseits erstrebt.

Man kann gegen die von ihr geübte Beurteilung der geistigen Situation bei den Ostjuden sicherlich einwenden, sie gebe den im Westen immer wachen und ungezügelten Abneigungen gegen die Volkskultur neue Nahrung. Ja, aus einem anderen Gedankengang heraus wird man mir zu Recht entgegnen, daß, verglichen mit der Kulturbreite in den Westländern, die ostjüdischen Massen recht leidlich dastehen und das hier Gegeißelte meine immer wieder nur die Sünden der Gebildeten. Man wird mir zudem erwidern, daß auch in Westeuropa Zeitung und Volksversammlung keine Kulturinstitute sind und die allgemeinen Begriffe über das Künstlerische und das Kulturelle in unangenehmer Verspießerung noch anmaßender als bei den Ostjuden. Aber solche nicht unrichtigen Einwände würden nur kundtun, daß, die sie erheben, an die jüdische Volksbewegung gar zu lässige und bequeme Forderungen stellen. Wenn von den westjüdischen Intellektuellen vor aller weiteren Entscheidung das Schwere und schier Unmögliche einer vollkommenen Heimkehr als erster Akt ihrer Betätigung im

stimmender ist aber, daß auch die geschriebene Kunstbetrachtung im Jiddischen noch keine einzige beachtenswerte Leistung aufweist. Man lese des Bal-Machschuwes Vorrede zu der jiddischen Lyrik Bialiks, um das Unzulängliche typisch vertreten zu finden. Da gibt es zwanzig Seiten unerquicklich sentimentaler Ergüsse über des Dichters Seele, über seine Gefühle und seine Stimmungen, aber nicht ein Wort zur Sache, zum Kunstwerk selbst.

Nationalen verlangt wird, dann darf man von ostjüdischen Gebildeten nicht das Zahme heischen, sie möchten ihre Aufgaben so recht und schlecht erfüllen, wie das auch anderswo in Europa Intellektuelle tun. Da sie mit jedem Handeln außerordentlicher Vergangenheit und unermeßlicher Zukunft verpflichtet sind, ist von ihnen eine gesteigerte geistige Leistung zu fordern. Solche Forderung, die ein anderes Gesicht trägt als Parteiprogramme, ist bisher kaum aufgestellt. Noch haben es erst einzelne im Bewußtsein, daß der tiefere Sinn unserer Volksbewegung außerordentliche Werke sind und nicht die ins Äußerliche erfolgende Zielsetzung der Völker von gestern und ehegestern. Man hat in neuerer Zeit, als man den Ato-b'chartonu-Standpunkt der verschiedenen europäischen Imperialismen in seiner Anmaßung belächeln lernte, vermeint, damit wäre auch unser Glaube an die eigene hohe Berufung erledigt. Wer aber die Bereitschaft zu jüdischen Werken und Taten nicht in sich wiederfindet, der mag sie uns und dem Volk nicht absprechen. Denn wir sind nicht mehr wie das erste Geschlecht, das aus Europa überwunden und niedergebeugt in die jüdische Gasse heimwollte. Wir können uns nicht damit begnügen, eine Zeitung, eine Schaubühne, eine Öffentlichkeit, einen Lebensstil zu haben so schlecht und schlechter noch als die anderen. Mag es inmitten unserer armseligen, elenden Gegenwart und angesichts der argen leiblichen und politischen Nöte wie Vermessenheit klingen: wir müssen zuerst das Geistige tun und das unmöglich Scheinende, müssen mit einem harten, wachen Willen unserer jungen Volkskultur endlich den Ernst und die Wahrhaftigkeit geben, daß sie der alten würdig wird.

Für den Osten sind wir der schlimmsten Besorgnis enthoben. Der nach innen gerichtete Kampf, der dort seit Jahren zum Austrag kommt, wird weiterhin nicht mehr an den äußerlichsten Schlagworten haften. Dort drängen die

vergrabenen Dinge aufwärts — wer davon ein Zeichen gewahren will, mag ihnen im Pinkeß nachspüren. Die laute Verhetzung, der unbrüderliche Kampf, das brutale Ausnutzen der den Tag nicht überdauernden Zufallssituationen — was immer bisher verwirrend bis in die nationaljüdischen Zeitschriften des Westens hereindrang und das Wesentliche verhüllte, wird das reinere, stärkere Neue nicht mehr niederhalten. Für den Westen aber ist nach vier Jahrzehnten nationalisierender Arbeit noch alles zu tun.

Die Aufführung jüdischer Volksmusik vor Westjuden

I

Vierfach verschieden und von Mal zu Mal eine mindere Stufe der Interpretation künstlerischer Gegenstände darstellend, ist im Westen die Einführung und die Vorführung ostjüdischer Kulturwerke denkbar.

In ihrer vollendeten Form würde sie durch einen Gestaltenden geschehen, der in außerordentlich eigenwilliger Haltung das bedeutsame Fremde als ein weiteres Stück Erde und Unendlichkeit an sich reißt. Im reinen Gebot eines formenden Willens umgedichtet und bezwungen läge hier die einsame und folgenreiche Angelegenheit eines schöpferischen Menschen vor, unermeßlich, weil die Zeit und die Endlichkeit ihrer Ziele außerhalb geblieben sind. Hölderlins Pindaroden und einige von den Übertragungen Stefan Georges sind im Umkreis des Deutschen als Dichtung solchen Ranges anzusprechen.

Ihrer hohen Art nahekommen würde ein künstlerisches Tun, das in großem Entzücken die fremden Werke über sich Gewalt gewinnen ließ, vielleicht nur, um das Weltbild und die Menschlichkeit der eigenen Gemeinschaft zu erweitern, damit die Summe schöner und wichtiger Gegenstände um einen, dessen besondere Bedeutung bis dahin unbekannt war, ihr vermehrt wird. Ein solches Tun würde wohl zweckhaft sein, aber durch den edelsten Antrieb legitimiert, indem es ganz Humanität ist und mehr und Stren-

geres von sich fordert als das, was kunstgewerblerische Philologen und der Propagator völkischer Ideale in der Absicht haben.

Während bis hierher das Fehlen aller groben, auf das Gegenwärtige zielenden Absichtlichkeit dafür bürgt, daß solches Werk die entdeckten Dinge nicht der innewohnenden Größe entkleidet, so daß ein Fremdartiges in einer neuen Totalität noch einmal wie am ersten Tage die Lebendigen beseligt, muß die Übertragung arge Trübung erleiden, wenn, der sie unternimmt, aus dem kurzen Atem seiner Umwelt sich fristet. Dann langt die Geste, mit der er gestaltet, nicht kühn nach einem Unermeßlichen herauf, sondern ahmt die unreinen und verwirrten Gebärden nach, die in Hast um die Ziele dieser Zeit sind.

Die letzte Entseelung jedoch erfährt das Werk der Interpretation, wenn nicht einmal diese kurz tragenden Antriebe seine unzulängliche Ausführung rechtfertigen und frech und schamlos die Habgier der Straße sich seiner bemächtigt. Es bezeichnet den Zustand der westjüdischen Öffentlichkeit, zumal wo sie durch Zeitung und Zeitschrift repräsentiert wird, daß Dinge dieser minderen Art — ihre Übertragung sei noch so liederlich, der Geschmack, der ihnen das Original wählte, auch unzulässig verwildert — noch immer des gemeinen Beifalls gewiß sind, selbst aus den Kreisen derer, die sich nationaljüdisch nennen, aber den Sinn und das Verpflichtende der hier aufgestellten Maße nicht innehaben.

II

Aus der Natur des einmal und endgültig geschaffenen musikalischen Kunstwerks ist es indessen begreiflich, daß die soeben vorgefundenen Unterscheidungen sich notwendig verengern müssen, sobald man die Stufen betrachtet, die der Interpretation der großen Gebilde jüdischer Volksmusik eigentümlich sein können. Da hier die Wesenheiten des

Kunstwerks: Wortlaut, Rhythmus und Klang ehern zusammengefügt sind, für alle Zeit und jedes Ohr in eine unzerlegbare Einheit gebannt und keine von ihnen eine neue Art der formalen Bewältigung zulassend, wie etwa die Gebilde der Wortkunst, wird der Vermittelnde hier vornehmlich zum Diener an dem fremden Werk. Sein Schöpferisches muß sich bescheiden auf geringe polyphonische Erfindungen und vermag sich im übrigen an dem musikalischen Fremden lediglich durch die Treue und Reife der Gesinnung zu bewähren. Da zudem die Interpretation musikalischer Werke von vornherein die Angelegenheit einer auch noch so erlesenen Öffentlichkeit vorstellt, wird jene wertigste Haltung, die wir allgemein als möglich vorfanden, die durchaus schöpferisch ist, besonders dort, wo sie in der Hingebung des Meisters dienen will, bei dem fremden Musikalischen des geeigneten Objekts entbehren; sonst überschreitet sie den Rahmen des vermittelnden Schaffens und stellt gänzlich neue Werke hin.

Wieviel Möglichkeiten desungeachtet, zulieb der ihr eigentümlichen Haltung, augenblicklich und auf lange der schöpferischen Persönlichkeit offenbleiben, sobald sie ostjüdische Volksmusik zu vermitteln sich anschickt, wird ohne weiteres offenbar, wenn wir dem bisherigen Musiktreiben das Bild der vollendeten Aufführung entgegenstellen.

Eine derartige Aufführung würde gemeinsam getan werden müssen und ihr Gelingen abhängen vom Veranstalter, vom Herausgeber und vom ausübenden Musiker.

Dieser Veranstalter, auch dann, wenn er ein Kollektivum wäre, ist eine Persönlichkeit, wie sie augenblicklich unter gewerblichen Konzertunternehmern sich nicht vorfindet. Durchaus bewußt, daß der Konzertsaal das Volkslied seiner eigentümlichen Wirkungen beraubt, indem er ihm die Unmittelbarkeit und die Frische lähmt — außerordentlich einsichtig für den kulturellen Widersinn seines Vorhabens

versteht er sich dennoch zu solchem Wagnis, weil er sich die Berechtigung dazu herleitet aus Absichten, die in der schwierigen Situation der gegen ihr Volkslied ertaubten Westjuden ihre Begründung haben.

Er wird sich daher keineswegs an ein Zufallspublikum sensationslüsterner Konzertbesucher wenden, in der Erkenntnis, daß er diesen gar nichts mitzuteilen hat. Auf der anderen Seite wird er das Volkslied nicht dazu erniedrigen, auf nationaljüdischen Abenden Lückenbüßer zu sein zwischen keulenschwingenden Turnern und den kurzatmigen Ansprachen der Festredner. Seines Amtes ist es, das Fremdartige, verhalten Gewachsene in möglichster Reinheit und allem Störenden entzogen wirken zu lassen. So wird er denn lieber einseitig sein und karg, als wahllos im Weiten herumirrend — was der verbildete Geschmack zum Volkslied heraufgelobt hat, was der Beliebtheit der Menge sicher, aber nicht wert ist, badchunische und Operettenmelodien, kurzum das meiste, was wir in der letzten Zeit an dergleichen nationalen Abenden anhören mußten, wird sich in seinen Programmen nicht vorfinden. Er wird sogar anmaßend genug sein, von seinem Publikum mehr als die Silberlinge für den Eintritt zu fordern — er wird es darauf hinweisen, daß diesmal nicht zu einem gemütlichen Schlecken geladen wird, sondern etwas Aktives, Vorbereitung sei hier zu verlangen, zum mindesten, was die Kenntnis der Liedtexte anbelangt. Will er nun den Geladenen früh genug die gültigen Texte und Melodien vorlegen, so muß er sich nach dem Herausgeber dieser Dinge umsehen, diesem dreifältigen Wesen eines Folkloristen, Phonetikers und Tonsetzers.

III

Von dem Veranstaltenden werden wir aber nicht verlangen, daß er sich, wie wir es in seinem Falle taten, mit

einem Nichtseienden zur Arbeit paare, und etwa einen der Komponisten, die bisher unsere nationalen Lieder bearbeiteten, verschönten und melodisch frisierten, als idealen Helfer anspreche. Vielmehr kann er angesichts der augenblicklichen Verwahrlosung nicht viel mehr tun, als seine Forderungen aufstellen.

Diese machen, soweit sie die Texte der Lieder betreffen, die Bereitung solcher Fassungen nötig, die gültig sind, also frei von den entstellenden und versüßenden Interpolationen, mit denen das Volkslied in manchen wuchernden Varianten uns überkommen ist. Diese Forderung ist nicht so sehr spezifisch für die interpretatorische Tätigkeit (weil sie auch für den Osten selber zu gelten hat) wie die weitere nach der Übertragung dieser geläuterten Texte in die abendländische Schriftart. Eine solche Übertragung muß phonetisch einwandfrei sein und den Ansprüchen angewandter Wissenschaftlichkeit entsprechen; sie muß das Klangbild der jüdischen Worte, die doch essentielles Bauwerk der Melodien und durch fremden Wortklang unersetzbar sind, unvermindert herstellen; insbesondere darf sie dem westeuropäischen Hörer, zumal wenn er der deutschen Sprachgemeinschaft entstammt, niemals einen mühelos verständlichen, genehmen Eindruck vortäuschen, indem sie sich auf Kosten der klanglichen Originalität dem Deutschen anähnelt. Obwohl sie keineswegs die Genauigkeit einer grammophonischen Wiedergabe erzielen kann, wird sie sich zum mindesten Laute fernhalten, die dem Jüdischen unbekannt sind (au, ü, ö), und niemals in derselben Zeile ein Gemisch polnischer und litauischer Mundart durcheinanderschütten.

Nicht ganz so unmittelbar läßt sich von den Forderungen hinsichtlich der musikalischen Bearbeitung reden. Wir haben es hier zu tun einmal mit dem traditionellen Inventar des Liedes, mit seiner M e l o d i k und sodann mit seiner Schmük-

kung durch polyphones Beiwerk. Aber schon die erste ist uns nicht so eindeutig klargestellt, wie wir es wünschen müssen. Wir empfangen die Melodien nicht aus schriftlicher Aufzeichnung, die in der Zeit eines unvermischteren, gehalteneren Lebens geschah als der heutigen, sondern wir übernehmen sie in einer momentanen, häufig stark entstellten Form, seitdem der Kunstgesang, die Oper, die Operette und selbst der kreischende Singsang der Gasse den Volksmassen die Organe für ihr Lied arg verkümmerten. So sind wir auf den Zufall angewiesen, der den Aufzeichnenden nicht immer den günstigsten Fundort für die Lieder gewinnen läßt. Es muß daher zunächst von dem Sammler verlangt werden, daß er in die unberührtesten Winkel der jüdischen Siedelung eingedrungen sei, selber durchaus im Bereich des weiterwirkenden Volksliedes stehe und einen unbestechlichen, durch angespannte Bemühung verfeinerten Sinn besitze, um das Ursprüngliche und Fundamentale der Weisen hinter dem Gerank ihrer zufälligen und formlosen Verbreiterungen zu erkennen.

Aber auch im Besitz dieser seltenen Fähigkeit steht derjenige, der jüdische Melodien ediert, recht hilflos da. Vor ihm liegt keine Jahrhunderte alte, unausgesetzt den Dingen nachschürfende Tradition — er kann nicht die heutige, schwächlichere Singart messen an der, die vor hundert und mehr Jahren herrschend war — er wird sich damit bescheiden, nur vorläufige Ergebnisse zu verzeichnen. Was das bedeutet, wird jedem klar sein, der einigermaßen die Fülle von mittelalterlichen und späteren Fixierungen übersieht, die den modernen Editor etwa deutscher Volksgesänge als feste Richten zur Verfügung sind.

Noch mehr verwickelt und unerfreulich verhält es sich mit dem Polyphonen. Die jüdischen Volksweisen sind bis auf geringe Ausnahmen bisher nur im Einzelgesang, also unisono, nicht vielstimmig, gesungen worden. Was an ori-

ginaler polyphonischer Leistung in der „schil“, im Zusammenwirken der „singer“ mit dem „chasen“ und im Zusammenspiel der „klesmurim“ vorliegt, ist seinem Umfange nach kümmerlich, dazu verschüttet durch das Hereindringen wesensfremder Harmonien und Satzmanieren, die skrupellos übernommen worden sind. Hier aber ist, im Gegensatz zum Homophonen, nicht einmal das Inventar aufgestellt und zu einer Sonderung und Reinigung noch kein Anfang gemacht. Und doch ist dieses Kümmerliche beinahe das einzige konstruktive Material, das von dem Vertoner jüdischen Volksgesanges benutzt werden darf. Das andere liegt als stumme Möglichkeit in den Melodien selber vergraben, deren eigentümlicher klanglicher Bau eine weitere, wenn auch nicht eindeutige Richte für die polyphone Bearbeitung verbirgt. Aus einer Beurteilung des Negativen wird dieses klarer werden, wenn man nämlich versucht, den ehrwürdigsten Melodien die Stimmführung und die Harmonien westeuropäischen, polyphonen Satzes zu unterlegen — der Mißklang solch einer unzulässigen Vermischung wird alsbald evident und die Unerläßlichkeit, die Melodie nur mit den ihr angemessenen und aus ihr folgenden Mehrklängen zu versehen, ergibt sich beim ersten Hören. Daß die bisherigen Bearbeiter recht wahllos verfahren sind, beweist natürlich nur gegen sie und die meisten untauglichen Kompositionen, aber nicht gegen unsere Behauptung.

An dieser Stelle darf die Frage nicht unterdrückt bleiben, ob denn überhaupt erforderlich ist, den Volksweisen begleitende Klänge zu unterlegen. Man wird diese Frage so wenig ohne weiteres bejahen dürfen, wie die strengere, ob es denn einen Sinn habe und mit dem Wesen der Dinge zu vereinbaren sei, Volkslieder aus dem ihnen allein bekömmlichen Element herauszunehmen und sie, die auf unmittelbare mitwirkende Anteilnahme angewiesen sind, in die passive wesensfremde Hörerschaft des Konzertsaals hineinzusetzen. Ich

stehe nicht an, die absolute Zulässigkeit eines derartigen Tuns zu verneinen. Augenblicklich jedoch handelt es sich nicht um solche letzte, grundsätzliche Entscheidung, sondern darum, das Beschämende der bis heute geübten Vorführung abzulösen durch etwas minder Kulturwidriges, das irgendwie geeignet sein könnte, seelische Wirkung in dem westjüdischen Hörer zu hinterlassen, zumal in dem jugendlichen.

So hätte denn der Musiker, der im Dienst solcher weit zielenden Pläne sich anschickt, dem homophonen jüdischen Volksgesang Polyphonie zu geben, mehr zu sein als ein handwerksgerechter Musikant. Das muß er so selbstverständlich sein, wie die meisten, die heute jüdische Volksweisen bearbeiten, es noch immer nicht sind — aber er muß mehr sein. Seine tonbildenden Organe müssen sich auf das Singende im Volk nachhaltend abgestimmt haben, der Grad seiner Vertrautheit mit dem Volkstümlichen bis zur Instinktivität gesteigert sein, so daß ungehemmt und rein das Lied in ihm erklingt. Erst dann ist eine Gewähr gegeben, daß die sinnlose Angleichung an anderseuropäische Liedvertonung und die wahllose Anwendung belastender Klänge, Verzierungen und Modulationen vermieden werden. Da indes bis heute niemand an der Bewältigung dieser Aufgabe mit der ganzen hier erforderten Konzentration wahrzunehmen ist, befinden wir uns bis zum Herausarbeiten einer gültigen Art der Vertonung in einer interimistischen Zeit, die dazu zwingt, über die Strenge hinaus ganz karg und zurückhaltend instrumentale Mittel zu benutzen, von jedem figürlichen Werk im polyphonen Satz abzusehen und den singenden Stimmen nichts weiter zu geben als einige schlechterdings schwer entbehrliche tragende Akkorde an den entscheidenden Modulationen und Brechungen der Singweise.

Nach dem Gesagten bedarf es für den vortragenden Musiker nicht mehr der Aufstellung besonderer Erfordernisse,

da er im wesentlichen den gleichen Bedingungen untersteht, von denen beim Vertoner die Rede war. Nur abgrenzend sei bemerkt, daß unter keinen Umständen ein Musikant das jüdische Volkslied vortragen sollte, der lediglich von Westeuropa herkommt. Es ist bei ihm nicht anders wie beim Rezitator originaler östlicher Schriftwerke. Gewiß soll er alle Elemente des Vortragstechnischen vom Westen übernehmen, und kaum etwas wird die Eindringlichkeit der Gesänge so sehr steigern, wie ihre Ausführung durch einen Sänger, der in Stimmbildung und -führung dem Belkanto gründlich verpflichtet ist. Aber diese allgemeinen Fähigkeiten bedürfen danach der ausreichenden Ergänzung durch die genaue Kenntnis und Beherrschung aller Möglichkeiten, die das gesprochene jüdische Wort im Vokalischen, in der rhythmischen Nuancierung und im Mimischen ausgenutzt sehen will — selbst eine Stilisierung, will sie nur das Besondere der jüdischen Singweise zum Ergebnis haben, mag dann lieber gewagt werden als das hilflose Gestolper über unverstandenes Gefüge nicht erlebten sprachlichen Ausdrucks.

IV

Übersieht man nach dieser Aufstellung grundsätzlicher Mindesterfordernisse das, was bisher an Aufführung ostjüdischer Volksmusik hierzulande unternommen worden ist, so wird man keinen Augenblick im Zweifel sein, eine recht fragwürdige Art von Kunstbetriebsamkeit vor sich zu haben. Soweit hier die Veranstalter in Frage stehen, bedarf es dafür eines besonderen Nachweises nicht. Denn diese Bemerkungen wären nicht notwendig geworden, wenn einer von ihnen Einsicht in die eigentümlichen Möglichkeiten und Hemmnisse seines Amtes besessen hätte. So aber sind sie noch jetzt ohne Verständnis, daß das mehr ist als ein Gewerbliches oder ein Ding, damit anderen Kurzweil zu bieten — wirklich ein Amt —, und darum bedrückt sie

nicht die Sorge der weitreichenden Verantwortlichkeit, und die entmutigende Kenntnis der schlimmen Verwahrlosung spornt sie nicht an, den zuverlässigeren Interpreten heraufzuführen.

Entschuldigend mag man jedoch zu ihren Gunsten vorbringen, daß die jüdische Öffentlichkeit sich vollkommen mit dem bisherigen Treiben zufriedengab. Zumal die jüdische Presse entlastet es nicht, daß allgemein in Deutschland und anderswo im Westen die musikalische Kritik durchweg ein schwatzendes Reportertum darstellt, in seinen Ausdrucksmitteln denkbar unbeholfen und ärmlich, in seinen Ansprüchen bis in den Kitsch herabsteigend. Denn die jüdischen Wochenblätter verstanden nicht einmal den immerhin urbanen Trick, mit dem die Musikästhetiker durch dünnes Wortgeklingel ihren Mangel an Fachwissen, analytischer Schulung und Ausdrucksgewalt einigermaßen zu drapieren verstehen. Hier schrieb und schreibt die Kritik nicht der musikalische Snob, sondern jenes dürftige Persönchen, das den vermischten Teil der Zeitungen bestreitet und dem man bei uns neben den Berichten über Versammlungen und Bälle die Kultur auszuliefern pflegt.

Ohne Frage, mancherlei würde sich bald bessern, wenn die jüdische, zumal die nationale Presse weiterhin — das gilt auch für alles, was sie über die Gebilde anderer Kunst aussagt — nur dem Fachmann das Wort erteilt, also die Beurteilung jüdischer Musikabende oder neu erschienener Liedausgaben aus dem vermischten Teil und der darin wahllos und stereotyp geübten Vortrefflichkeitsbefindung herausnimmt. Oder glaubt man, musikalische Gegenstände dürften, ohne Gefährdung des an sich schon wenig einladenden Niveaus des westjüdischen öffentlichen Lebens, mit geringerer Sammlung und Verantwortlichkeit behandelt werden als Vorkommnisse in der Politik und im Sozialen?

Den ärgsten Entstellungen, die dem jüdischen Volkslied im Westen widerfahren sind, würden wir dann kaum mehr begegnen — die untauglichen Veranstaltungen müßten abnehmen, da sie sich schwer bezahlt machten, oder sie würden nicht weiter die merkwürdige Prätension erheben, die Öffentlichkeit zu beschäftigen, wenn diese Öffentlichkeit gerüstet ist, auch ein ablehnendes Nein zu sagen.

V

Obwohl diese wünschenswerte Tugend kritischer Ernsthaftigkeit auf dem Gebiet des Tonsetzers nicht das Entscheidende herbeizuführen vermag, sondern nur die glückhafte Tat des mühevoll produzierenden Künstlers, ist doch auch hier von der Verbreitung und Kräftigung wirklicher Einsichten Erhebliches zu erwarten. An denen hat es bis heute im ganzen gefehlt[1]. Wie wäre es sonst möglich, daß beinahe alles, was von Vereinen, Konzertgebern und Liederbearbeitern an Liedtexten gedruckt wurde, untauglich und entstellt ist? Man stelle sich vor, welch seltsames Gedudel herauskommen mußte, wenn deutsch-jüdische Kinder nach den phonetischen Übertragungen des Blauweißliederbuches (erste Auflage) unsere Volkslieder sangen. Oder wenn deutsche Konzertsängerinnen nach den Texten in „Ost und West" einen Jargon vortrugen, der auffallenderweise wohl von den zuhörenden Deutschen, schwerlich aber von dem Ostjuden, der dabei war, verstanden wurde.

Es liegt hier die sinnlose Konservierung einer Lässigkeit vor, die schon die ersten Proben östlicher Volkspoesie, soweit sie in europäischem Satz gedruckt wurden, entwertet

[1]) Man sehe sich daraufhin die Aufsätze an, die Arno Nadel in den ersten beiden Jahrgängen des „Juden" veröffentlicht hat. Nicht nur sind hier die Übersetzungen oft unzuverlässig und wenig gelungen, die Transkription willkürlich und falsch — auch die Erklärungen und Einfühlungsversuche sind unsolide und wimmeln von Fehlern, besonders in der sprachlichen Auslegung der Texte.

hat. Als das Institutum Judaicum 1888 durch G. Herman Dalman „Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Rußland“ veröffentlichen ließ, war dem Sammler die Mühe einer phonetisch gründlichen Arbeit zu groß. Er mußte natürlich erläutern und tat es mit Fußnoten, verwandte sie aber, anscheinend um Satz zu sparen, nur bei Wörtern hebräischer, aramäischer und anderer fremder Herkunft — im übrigen glich er seinen „Jargon“ dem Neuhochdeutschen zur Bequemlichkeit der Leser weitherzig an. Nachdem diese gemächliche Art der Übertragung sich einmal durchgesetzt hatte — sie verlangt ein Minimales an erläuternder Bemühung —, ist sie auch dann beibehalten worden, wenn ohne Fußnoten, also mit nebenstehender Übersetzung interpretiert wurde.

VI

Zur allgemeinen Beurteilung der Komponisten und ihrer Leistungen genügt es, sich zunächst die Texte anzusehen, die von ihnen vertont worden sind. Daß sich darunter mancherlei Badchunisches und Gedichte volkstümlicher Dilettanten, in der Manier des begabten Warschawski befinden, die an der Grenze des Volksliedes stehen, mag noch angehen. Wie aber will man es rechtfertigen, daß ganz untaugliche Reimereien des Perez, Reisen und des unvermeidlichen Morris Rosenfeld, so schwächlich vertont, wie es ihrem Werte entspricht, als Volkslieder herausgegeben werden, oder daß die sentimentalsten Stellen aus Goldfadens Singspielen unter enger Anlehnung an die süßlichen Melodien des Originals eine neue Frisur erhalten (noch jüngst durch Janot S. Roskin)?

Scheidet man dieses alles aus, das ohne Fug als nationale Musik angesprochen wird, so sieht man sich bei den wirklichen Volksweisen einer recht naiven, unentwickelten und doch wuchernden Art der Vertonung gegenüber. Das Volks-

lied, ein so rundes und in sich vollendetes Ding, das nur kraft der in ihm gebannten und nicht mehr überbietbaren Expression wirken kann, wird da willkürlich verrenkt und garniert, indem man ihm ein Präludium vor- und ein Postludium nachklebt. Dies ist der Fall der meisten Liedbeilagen in der Zeitschrift „Ost und West“ und vieler Einzelausgaben der Gesellschaft für jüdische Volksmusik, gar nicht zu reden von der üblen Kapellmeisterproduktion, die von Mazin & Co. (London), Hübner (Nadworna) und in Amerika gedruckt wurde. Diesen Zutaten ist ihre thematische Langweiligkeit typisch; einen Schritt weiter führt ein solches Zurechtmachen zur Verzerrung des Volksliedes in Paraphrasen und Potpourris für Soloinstrumente, nur daß diesen Komponisten der Schmiß und die Eleganz zu fehlen pflegt, mit denen Liszt dergleichen Geschmacklosigkeiten wenigstens interessant zu machen wußte.

Es ist ein nicht geringes Verschulden der Petersburger Gesellschaft, daß auch sie derartiges ediert hat. Die gute Absicht, die dazu trieb, ist allerdings begreiflich — man suchte so etwas wie eine nationale Instrumentalmusik zu schaffen; man wollte die Veranstalter jüdischer Volksfeste der Notwendigkeit entheben, musikalische Schöpfungen aufzuführen, die den Bezirken fremder Kulturen entstammten, indem man eine Ergänzung der liedmäßigen Volksmusik im Instrumentalen anstrebte. Eine derartige Überspannung der nationalen Gesinnung, die dazu verpflichten könnte, die unausgetragenen Werke jüdischer Musiker den zeitlosen Schöpfungen italienischer und deutscher Tonsetzer vorzuziehen, steht in scharfem Widerspruch zu dem Wesen der nationalen Idee, die eminent kulturell und von weitester Menschlichkeit ist. Ob es einmal der ganz im Volkstümlichen wurzelnden Persönlichkeit eines überragenden jüdischen Tonsetzers gelingen wird, das bereits keimhaft in den Volksweisen Vorgebildete zu großen instrumentalen Bauten

zu gestalten, wie es Deutschen und Italienern in den hohen Zeiten ihres mehr gebundenen, stilkräftigeren Lebens glückte, steht dahin; improvisieren oder durch Nachahmen erreichen läßt es sich nicht.

Die Sammlung „lidersamelbich far der jidescher schil in familiё"[1]) ist frei von solch willkürlichen Beifügungen, aber nicht etwa aus einer neuen, besseren Gesinnung, sondern wohl eher, um Raum zu sparen. So ist das Wiegenlied: „as ech wolt gehat dem kejßers oizreß" (Nr. 36 der „Sammlung") vom gleichen Bearbeiter, Shitomirsky, noch einmal in einer Sonderausgabe vertont worden. Da diese dem gewiß nicht talentlosen Musiker mehr Raum gewährte, tritt er gleich mit großem, beinahe orchestralem Apparat auf, mit Vorspiel und Nachspiel, begleitender Geige und erhöhtem, harmonischem Aufwand, der nun bis in die letzten Takte dem Liede seine große Beruhigung verscheucht.

In der Sammlung wiederum verlegt allenthalben die Begleitung starr und mechanisch die Sopranstimme in das Instrument, das nun unisono mitgeht; sie verwendet diese beinahe stets bedenkliche Art eines sich selber aufhebenden Konzertierens nicht etwa zur Erzielung bestimmter klanglicher Wirkungen, sondern als ein um so unsinnigeres Prinzip, als sie jeder pädagogischen Überlegung, die doch ein freies und selbständiges Verbleiben der singenden Kinder in ihren Stimmen erstreben muß, zuwiderhandelt.

Im übrigen ist hier die künstlerische Verirrung dieselbe wie in den bisher erwähnten Ausgaben. Die sich von selber darbietenden schlichten Mittel werden verschmäht und ein Massiges von bedrückenden Harmonien und Figuren ohne konstruktiven Sinn oder Bemühen um Alttönigkeit bedenkenlos gehäuft. Wie fast jede falsche An-

[1]) Herausgeber: Gesellschaft für jüdische Volksmusik in Petersburg und Leo Winz in Berlin 1912.

wendung gebotener künstlerischer Formen verrät dieses Versagen im Technischen, daß die Komponisten bisher in dem Reich der ihnen eigentümlichen und notwendigen Ausdrucksmittel untüchtig dastehen. Sie wollen farbig sein, illustrieren und unterstreichen, wenn aller Stimmungswert bereits konzentriert und vernehmbar sich zur Melodie fügte, so daß die willkürliche Erweiterung im Harmonischen zu einer Minderung wird. In dem selig ruhenden Liedchen „schluf, schluf, schluf!" (Nr. 32 der Sammlung) häuft Lwow in der zweiten Hälfte der Takte Harmonien und Figuren, die klingen wollen, aber nur reden und dem Lied eine wesensfremde Geschwätzigkeit geben. Macht man allgemein den Versuch, die konstruktiven Elemente der veröffentlichten Lieder durch Phrasierungsbogen zu bezeichnen, so finden sich am Schluß beinahe jeder Phrase solche falsch angewandten, lastenden Einschiebsel (ich erwähne aufs Geratewohl die Nummern 14, 24, 37, 42, 45, 46 und 47 der Sammlung).

In anderen Liedern — auch in den Beilagen von „Ost und West" — geht dieses Anstopfen der Takte so weit, daß selbst verschwiegene geringe Schwankungen im Rhythmischen aufdringlich im Instrument brüllen. Man höre die Diskrepanz zwischen der anspruchslosen Melodie und dem unbillig gehäuften Figurenwerk der Begleitung in der Fassung des Liedes „sol ech weren a ruw", die von J. S. Roskin stammt. Im fünften Takt nimmt die Melodie einem in seiner Unmittelbarkeit untadeligen Einfall des Volksliedes folgend, ein wenig akzelerierende Tonsteigerung an, obwohl das Lied sagt: „in di ferd gein nit" usw. Dieses beschleunigte Tempo treibt bereits bis an die Grenze des malerisch Erlaubten und verschmäht es kühn, das Mühsame des Nichtgehens und Nichtdrehens zu schildern. Der Bearbeiter aber, der illustrieren will, führt nun plötzlich im Baß bis zum neunten Takt Sechzehntel ein und anstatt den Ein-

druck der gehemmten Bewegungen und Wünsche anzudeuten, wenn schon die Begleitung die Wirkung des Liedes sinnfällig erhöhen wollte, wird das ganz wesensfremde Moment einer ungehinderten Schnelle hineingetragen[1]).

Die Leistung des ausübenden Musikers ändert an dem Eindruck des Unzulänglichen und schlecht Bestellten kaum etwas. Sie liegt zwar nicht gleichermaßen komplex vor mir — es werden Sänger gerühmt, die ich bisher nicht hörte —, aber von vornherein wäre es erstaunlich, wenn sich diesmal der Sänger, was er noch niemals tat, als der kulturschöpferische Partner des Komponisten erwiesen hätte und durch ihn die Ursprünglichkeit der Dinge, die vom Bearbeiter schlimm beeinträchtigte, wiederhergestellt worden wäre. Was mich von den bisher gehörten ostjüdischen Sängern, besonders von solchen, die aus polnischem Theatertreiben herkommen, abstieß, war die saloppe, unernsthafte Art, mit der sie die auf ein Vorstadtpublikum berechneten Vortragsmanieren in den Konzertsaal herübernahmen. Auch nach den Vorträgen westjüdischer Liedersängerinnen hinterblieb der peinliche Eindruck, daß hier das Volkslied nebenher — wie herablassend ist doch die Sängerin! — ohne innige Liebe, mit weniger Konzentration

[1]) Eine ausführliche Beschreibung und Wertung der bis zum Sommer 1919 erschienenen Sammelwerke und populären Liederausgaben habe ich in dem Merkbüchlein „Das jüdische Volkslied" (Schriften des Ausschusses für jüdische Kulturarbeit, Berlin, Jüdischer Verlag 1919) vorgenommen, das als Einführung in die kostbaren, aber noch immer fremden Bezirke unserer Volkslieder dienen soll. In derselben Schriftenreihe und im gleichen Verlag habe ich eine umfassende Auslese von 47 repräsentativen jüdischen Volksliedern unter dem Titel „Die schönsten Lieder der Ostjuden" (Berlin 1919) herausgegeben, die den Anforderungen, wie sie in diesem Aufsatz formuliert wurden, nachzukommen sucht und ganz besonders die Bedürfnisse des westeuropäischen Benutzers nach einwandfreier Transkription, genauen Erklärungen und Bemerkungen über die musikalische Ausführung befriedigen will.

und Vorbereitung gesungen wurde, als „wirkliche“, d. h. nichtjüdische Kunst.

Wir haben erfahren, welchen Ranges die bis jetzt geübte Interpretation ostjüdischer Volksmusik ist. Wenn der vorerst nur zur Negation führende Einspruch, nachdrücklicher begründet, als es in fachlichen Dingen üblich ist, vor Laien erhoben wurde, geschah es zulieb einem Zusammenhang von größter Wichtigkeit, in den er hinüberleitet, sobald wir die Haltung dieser Generation von Westjuden vor fundamentalen Werten der nationalen Kultur nicht weiter wie ein Zufälliges und Belangloses und hinter den geräuschvollen Erfordernissen der Politik Zurückstehendes ansehen, sondern als ein verderbliches Äußerlichsein der jüdischen Aufwärtsbewegung und ein Verarmen ihrer Menschlichkeit. An einer deutlich wahrnehmbaren Seite diesen Konflikt bloßgelegt zu haben, der erwachenden Auflehnung gegen die noch überstarke bequeme Gesinnung des Bürgers dienlich gewesen zu sein durch den Nachweis greifbarer Angriffspunkte — diese Einstellung auf mehr als fachliche Dinge dürfte die hier beanspruchte Ausführlichkeit rechtfertigen.

Aus dem Merkblatt „Das jüdische Volkslied“[1]

Erste Schwierigkeiten

Ich hatte mich um das Jahr 1911 zum erstenmal eindringlich mit dem ostjüdischen Volkslied beschäftigt. Damals besaß ich zwar nicht allzu lebendige und gültige Vorstellungen von unserm Volk. Immerhin wußte und verstand ich von seiner Existenz doch wohl mehr als ihr, für die dieses Merkblatt bestimmt ist. Ich konnte leidlich Jiddisch lesen und verstehen. Die besondere rhythmische Bewegung, die das Leben der östlichen Volksgemeinschaft regelt, war mir nicht fremd. Ich erlebte sie im Singsang der Sprechweise, in der fragenden, in der abweisenden und in der beteuernden Geste, in den Zärtlichkeiten der Eltern zu ihren Kindern, in vielen verhaltenen und manchen äußersten seelischen Affekten. Das wurde mir wohl deshalb leicht, weil mich schon damals herzliche Beziehungen mit einfachen und urwüchsigen Ostjuden verbanden. Auch verfolgte ich beharrlich, was mir an östlicher Dichtung und an Schilderung des Volkslebens erreichbar war. Zu jener Zeit war ich Zionist, aber in den Ortsgruppen waren Ost and West beinahe kastenmäßig geschieden. Merkwürdig steif und deutschbürgerlich ging es dort zu. Man war ältlich und sang selbst fast nie oder aber

[1]) Wir bringen aus dem Merkblatt nur die Abschnitte, welche von Kaufmanns eigenem Verhältnis zum Volkslied autobiographisch handeln, und die, welche das im vorigen und im folgenden gezeichnete Bild noch wesentlich ergänzen können. D. H.

jene Reimereien, von denen die Gesangsbüchlein der Vereine voll waren. Als jüdische Volkslieder standen Goldfadensche Couplets, Rosenfelds „man jingale“ und „di schwïe“ in Ansehen.

Nun hatten bereits die Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde häufig, wenn auch in wenig wertvoller deutscher Transkription Proben östlicher Volkslieder veröffentlicht. Mir konnte dabei nicht warm werden. Die ostjüdische Gemeinschaft, wie sie sich mir damals aus den Schriften der Volksdichter aufbaute, war erfüllt von dem Klang der Lieder und der Fiedeln; Kinder schliefen da ein, elende, verhungerte, und doch wie glückliche, denen eine Mutter mit uralten Liedern den Schlaf zusang. Juden, betagte, mit grauen Bärten, faßten sich an den Händen, sangen und sangen, bis die Bewegtheit der Melodien sie in ekstatische Tänze trieb. Die Männer aber, die in den Mitteilungen veröffentlichten, waren meistens nur als Philologen oder sonstwie wissenschaftlich an den Volksliedern interessiert, am lebhaftesten dann, wenn sich Parallelen zu deutschen Volksliedern aufweisen ließen. Das, was ein Gereimtes erst zu einem Lied werden läßt, das Klingende, die Melodie und alle unnennbare Atmosphäre erfror in der nüchternen Temperatur dieser in anderem Betracht verdienstvollen Zeitschrift.

Um diese Zeit hörte ich zum erstenmal einige echte östliche Volkslieder an einem Abend, den der Petersburger Opernsänger Medwedjew mit einer kleinen Truppe in Leipzig veranstaltete. Zwar erkannte ich schon damals, wie gefährlich der Konzertsaal für diese innigen und verhaltenen Lieder ist. Der Sänger, der den Umfang seiner Stimme zeigen will, behandelte sie auch hier recht prätentiös, wie Arie und Konzertlied, und es kam ihm nicht darauf an, auch Kunstlieder und Operettenmelodien als Volksweisen vorzutragen, wenn sie nur zu virtuosen stimmlichen Leistungen herausforderten. Trotzdem hatten mich die paar alten Ge-

sänge stark aufgerüttelt. Ich verschaffte mir bald die umfangreiche Sammlung von Ginzburg und Marek, die uns später noch beschäftigen wird. Dieses kostbare Werk enthält leider keine Melodien. Ich versuchte daher selber, auf die natürlichste Weise, hörend und singend, mir die Lieder vertraut zu machen, indem ich mich zunächst an Ostjuden wandte. Das war ein heikles, aber lehrreiches Beginnen. Die ostjüdischen Musiker von Fach, die ich anging, konnten mir weder Auskunft noch Anregung geben. Meistens waren sie arg geblendet von dem Liedertafelbetrieb deutscher Gesangvereine und sahen auf ihr Volkslied herab wie auf etwas Verkümmertes und Zusammengestohlenes. In den ostjüdischen Studentenzirkeln hatte die Volksbewegung von Rußland her erst ganz schwache Wellen geworfen. Die Mehrzahl der Studenten hatte erst jüngst begonnen, die gewohnten assimilatorischen Liebhabereien abzulegen, und wußte vom eigenen Volk und seinen Gesängen noch weniger als der typische deutsche Bierstudent vom deutschen Volkslied zu kennen pflegt. Die älteren Ostjuden aber standen noch stark im Banne der haskule und ihrer herabsetzenden Bewertungen der Volkskultur. An sich schon einer Schönheit suchenden Betrachtung des Volkslebens abgeneigt, standen sie mit Kühle und selbst mit Verachtung allen Äußerungen des „Jargons" gegenüber. War es doch noch nicht allzulange her, daß ein Mann von der Bedeutung Achad-haams das Erscheinen der Ginzburgschen Sammlung als ein schädliches und zweckloses Unternehmen abgelehnt hatte.

Melodische und rhythmische Besonderheiten

Ich merkte also bald, daß ich Leute, die bewußt, also kritisch und die Elemente und Ursprünge aufsuchend, sich mit dem jüdischen Volklied beschäftigt hatten, selbst mit

der Laterne nicht so bald finden würde. Denn überall stieß ich auf dieselben nichtssagenden Aburteilungen. „Das seien Melodien ohne Eigenart und Besonderheit, obendrein den slawischen Völkern entlehnt“, damit war für die meisten das Volkslied abgetan. Daß auf allen Gebieten der Folklore ein beständiger reicher Austausch und wechselseitige Entlehnungen zwischen den Völkern vor sich gehen, war ihnen unbekannt. Dazu war ihnen aber entgangen, was mir bei den ersten altertümlichen Liedern ganz herrlich in Erscheinung getreten war: Der innige Zusammenhang zwischen der alten strengen synagogalen Musik und diesen Liedern, die erstaunlich kühn und selbständig die melodische Linie des religiösen Gesanges erweiterten und verinnerlichten. Das weitere Vorurteil von der düsteren Eintönigkeit und Einfarbigkeit der ostjüdischen Weisen hat mich noch weniger verblenden können. Gewiß, wenn du, lieber Leser, von der deutschen Musik herkommst, hast du dich unwillkürlich daran gewöhnt, die Durtonart vorherrschend zu finden, zwar immer wieder reizvoll unterbrochen durch sich einfügende Mollpartien, aber doch so, daß seit den letzten Jahrhunderten das Streben zum Durcharakter unverkennbar ist. Beim jüdischen Lied stehst du plötzlich vor einer fremden, anscheinend starren und einfarbigen Klangwelt. Mich hat aber der vorherrschende Mollcharakter, der mir aus den jüdischen Liedern entgegentönte, nie geschreckt. Ist er doch nichts weiter als die einheitliche und häufig hoheitsvoll altertümliche Klangatmosphäre, die diese Tongebilde einhüllt. Bald war ich imstande, auch hier, in der scheinbaren Monotonie, den reichen Gehalt an besonderen Gestaltungsformen herauszuhören. Was vorher einander stark angeähnelt schien, schied sich bald mit eigenen Farben voneinander, sobald mein Gehör sich erst einmal von der automatischen Einstellung auf heutige westeuropäische Tonarten entwöhnt hatte.

Mir waren inzwischen einige zwar schlecht besorgte Aufzeichnungen ostjüdischer Melodien in die Hände gefallen, Wiegen- und Hochzeitslieder. Bei Ginzburg-Marek fand ich die dazugehörigen Texte und drang jetzt schrittweise tiefer ein. Ich versuchte, mir von älteren Ostjüdinnen Lieder ihrer Jugend vorsingen zu lassen. Das waren Frauen, die eine ganz natürliche und gemäße Haltung zu der Volkssprache und ihren Schöpfungen sich bewahrt hatten. Anfangs waren sie vor mir recht spröde; waren sie doch stolz auf das reine Deutsch, das sie sich nach jahrelanger Bemühung in Deutschland anzueignen versucht hatten. Da kam so ein Westjude und wollte, Gott weiß wozu, von den Jargonliedern hören, die zu Hause, weit in Rußland, einst gesungen worden waren. Hatten sie aber Zutrauen gefaßt, dann gaben sie ein Übermaß von Liedern her; viele davon bereits verstümmelt, vergessen und beileibe nicht alles Volkslieder. Im Gegenteil, am meisten stolz waren sie, wenn ihnen das nicht endende, dreißigstrophige Lied eines berühmten badchen noch gelang.

Für mich war die Bekanntschaft mit diesen Frauen von außerordentlichem Wert. Ich hatte mir inzwischen auch des J. L. Cahan ausgedehnte Sammlung verschafft und andere kleine Liedausgaben, denen die Melodien beigefügt waren. So war ich nicht mehr genötigt, ähnlich mühevoll wie vorher mir die Liedweisen zu den Texten zu suchen. Das Singen aber nach den kahlen Notenköpfen, ohne den Klang des Lebendigen vernommen zu haben, wäre ein verdrießliches Unterfangen geworden. Da war zuerst das Rhythmische. Es ist ja etwas recht Sauberes um den Takt; aber in Wirklichkeit besteht die Kunst des Im-Takt-Spielens und-Singens darin, an den entscheidenden Stellen das Notenbild großartig zu mißachten, dort eine winzige Pause, hier eine kaum merkliche Beschleunigung einzuschalten. Nicht anders war es mit dem Herausbringen der jiddischen Laute,

zumal der Vokale. Ich hatte es schon früh als untauglich erkannt, nach den Verdeutschungen in „Ost und West“ und in anderen Ausgaben diese Lieder zu singen, und hielt mich streng an die originalen Texte. Wo aber sollte ich das besondere Fluidum hernehmen, das die Laute bald nasal, bald guttural färbt, und in das hineingetaucht sie erst zu funkeln beginnen, wie blinde Tropfen, auf die plötzlich Sonne strahlt?

Der kulturelle Hintergrund

So ist es mir häufig begegnet, daß Lieder, die aus dem Notenbuch gesungen recht schmächtig schienen und bedeutungslos klangen, auf einmal Fülle, Süße und Unendlichkeit erhielten, sobald ich sie aus ostjüdischem Munde vernahm. Dazu erfuhr ich viel Gegenständliches zu den Liedern selbst, das mir sonst unverständlich geblieben wäre. Man muß bedenken, daß in diesen Gesängen das Volk selber in seiner zeitlosen Totalität sich wiederfindet. Hier hat es auf seine besondere Weise und mit den einfachsten Mitteln die Denkmale seiner seelischen Erlebnisse und seiner zeitlichen Schicksale hingesetzt. Gewiß haben gerade die vortrefflichsten Lieder ihre besondere unendliche Existenz; das Wunder, das in sie gebannt ist, vermag sich unmittelbar ohne Erklärung mitzuteilen. Andere aber, nicht minder vollendete, sind voll von Hinweisen auf das Volksleben. Da spielt der Nikolajewsker Soldat hinein, der klesmer, der schadchen, der mlamed, der balagule, der Schneider und erst recht das riesige Inventar der religiösen Einrichtungen. Da ist Elijuhi hanuwi, da ist „inser rebbe“, da ist der jüdische Tod, der das Messer wetzt, da ist ganaeiden und gehenem, auch viel Landschaftliches aus den Gebieten, in denen die Lieder ihre endgültige Fassung erhielten.

Da ich von Anfang an die Beschäftigung mit diesen mehr als inhaltlichen Dingen ernst nahm und mich hütete, Nicht-

verstandenes zu singen, rundete sich mir allmählich die Fülle der so erforschten Lebenstatsachen zu einem geschlossenen Bild der östlichen Volksgemeinschaft. Ich war vorher lange dabei, mir begrifflich, aus Büchern und anderen Äußerungen der Intellektuellen oder auch aus der Beobachtung östlicher Gegenwart zu klären, wie das Seelische der Volksmassen sich im reinsten gesteigerten Ausdruck darböte. Ich spürte nach, was es denn auf sich habe mit der znïeß, dieser besonderen lieblichen Tugend jüdischer Frauen und Kinder, was mit dem brenn, der hißlaweß und der traulichen Gottseligkeit östlicher Menschen, was mit den anderen großen Erregungen und Fähigkeiten ihres Gemüts, ihrem Zorn, ihrem Kummer, ihrer Festlichkeit, ihrem Mitleid mit aller Kreatur, ihrem Naturgefühl und anderer wesentlicher Empfindungsart. Das nun war die natürliche Gabe der östlichen Volksweisen: sobald sie erklangen, tat sich das Unnennbare, das Immaterielle kund und drang bis ins innerste Gebein. Da erst öffneten sich die Tore zu jenen geheimen und kostbaren Kammern, wo die jüdische Seele sich frei und herzhaft erging, ohne Verhüllung und Verschönung, in einfachster Wesenheit. Wenn ich für mich in Anspruch nehme, als einer der ersten Westjuden den rein formalen Nationalismus gegen wesenhafte Vorstellungen und Erlebnisse östlichen Volkseins vertauscht zu haben, wenn es mir gelungen ist, zu einem tief reichenden Verbundensein mit dem Volk zu kommen (als ob die vielfältigen Bindungen einer in seinem Schoß verbrachten Jugend mich nie freigegeben hätten), so verdanke ich das diesen Liedern.

Die ostjüdische Singart

Erst wenn du so weit gekommen bist, die Lieder geläufig zu lesen und einigermaßen klangrein auszusprechen, magst du zum Singen übergehen. Bist du notdürftig musikalisch

geschult, dann wirst du die empfehlenswerten Liederausgaben ohne Mühe benutzen und die Lieder im Gröbsten richtig singen können. Aber auch nur im Gröbsten. Denn du singst sie ja mit einem Organ, das von Jugend an auf deutsche Singweise eingestellt ist. Diese wirft den Ton in einer klaren offenen Art hervor. Französische Lieder würdest du daher noch ganz erträglich nach Noten zu singen vermögen, weil die Gefühlslage, aus der der Ton seine Färbung erhält, beim französischen und deutschen Menschen eine beträchtliche Ähnlichkeit aufweist. Im ostjüdischen Gesang schwingen hingegen eine Anzahl Viertel- und Achteltöne mit, die aus ganz uneuropäischen Gefühlsregionen hervorkommen, um sich in die rhythmische Aufeinanderfolge der üblichen Ganz- und Halbtöne fremdartig einzuschieben. Hier wird also gar nicht angestrebt, in jenem Sinne „rein“ zu singen, daß nur der präzise Halb- oder Ganzton laut wird. Das schwer Nennbare, das bei der ostjüdischen Singweise vorliegt, könnte ich begrifflich annähernd so umschreiben: An den leisen, ruhigen Volksweisen sind hier die Gefühlskomplexe der Demut, der Zerknirschung, der verhaltenen Zuversicht und der nach innen gerichteten Schau, an den bewegten, lauteren Liedern die Komplexe des Aufschreis, der Verzückung und der maßlosen Hingabe hervorragend beteiligt. Nicht etwa flackrig wird dadurch der Ton, aber er erscheint metaphysischer, in seine Bestandteile aufgelöst, er ist nicht mehr wie eine ruhige Decke, sondern wie ein zitterndes Gewand über der Seele. Wer jemals einen Ostjuden im Bethaus inbrünstig zu Gott singen hörte, dem wird bald eingegangen sein, wie eigentümlich und von jeder westeuropäischen verschieden diese Singweise ist. Ihre Merkmale lassen sich im Notenbild nicht festhalten, weder in der Intervalle, durch Kenntlichmachen der Viertel- und Achteltöne, noch in der Anordnung des Taktes. Der Fluß der Melodie wird hier be-

stimmt durch eine ganz gesetzmäßige und prägnante Art des Rezitativs, das ja auch für die altertümliche liturgische Musik Vorschrift ist. Dazu beeinflußt und begleitet der Ostjude sowohl Ton wie Tempo seiner Lieder häufig mit schüttelnden Bewegungen des Körpers und der Glieder, ähnlich wie bei der erregteren alltäglichen Rede. Ganz deutlich wird das bei den sehr wichtigen vorschlagsmäßigen Verzierungen, die im Notenbild leider ganz verschwinden. Singst du also diese Lieder nur nach den Noten, so verlieren sie vieles, was ihre besondere Schönheit und ihren Wohlklang ausmacht. Ein russischer Jude würde sagen, du sängest sie wie ein Nikolajewsker Soldat, also wie ein Mensch, dem das Typische, das pintale jid, fehlt. Du mußt deshalb von Ostjuden zu lernen versuchen, immer wieder, trotz allen anfänglichen Hemmnissen, die dir schon deshalb nicht erspart bleiben, weil du als Fremder, meistens auch als Glied einer anderen gesellschaftlichen Schicht an die Volksmenschen herantrittst; daß dann das Singen kümmerlicher und gezwungener ist als vor vertrauten Menschen, wird dir begreiflich sein.

Begleitung

Es bleibt noch zu erwägen, wie es mit der Begleitung gehalten werden soll. Sicherlich sind im jüdischen Volkslied Weisen aus neuerer Zeit vorhanden, deren melodischer Aufbau beträchtlich unter dem Einfluß westeuropäischer Musik steht; diese vertragen eine vorsichtige instrumentale Begleitung eher als solche Lieder, deren intimer Zusammenhang mit den altertümlichen, rezitativmäßigen religiösen Gesängen unverkennbar ist. Hier kann eine Vertonung mit modernen europäischen Harmonien nur stilwidrig wirken, wie allgemein eine in den Vordergrund tretende Instrumentation den Volksliedern das unangemessene Ge-

präge des Kunstlieds aufzuzwingen droht. Ich würde mich deshalb bei Aufführungen im vertrauten Kreise höchstens auf schlichteste Lauten- oder Geigenbegleitung beschränken. Viele Liebes- und Wiegenlieder, deren zurückhaltender, auf das einzelne Ich bezogener Ton nicht überhört werden kann, verbieten dann schlechthin den Klavierklang. Will man bei öffentlichen Aufführungen auf begleitendes Piano nicht verzichten, weil der Konzertsaal ein Decken der Singstimme durch begleitende Klänge nahelegt, so sollte man nur solche Vertonungen zulassen, die sich sehr besonnen und unter Verzicht auf großen klanglichen Aufwand im Hintergrund halten. Ein Hinzuziehen einer begleitenden Geige zum Piano würde ich deshalb nur selten für statthaft halten. Auch Begleitungen, die das ganze Lied von Anfang bis zu Ende geräuschvoll durchkomponieren oder gar Vor- und Nachspiele willkürlich zufügen, würde ich ausschließen.

Viele, die vom mehrstimmigen deutschen Gesang herkommen, sind versucht, auch die jiddischen Lieder auf ähnliche Art im Chor zu singen. Ihr müßt aber auch hier den jüdischen Besonderheiten Rechnung tragen. Die Deutschen singen am liebsten in stramm disziplinierter Masse, gleichförmig. Die jüdische Masse hat aber ein ganz anderes, freieres kollektives Gepräge. Ein Heruntersingen im ehernen Takt kennt sie nicht. Sie steht durchaus unter dem Einfluß des Singens in der schil, dem Gebethaus — sie überläßt dem guten Sänger achtungsvoll die rezitativartigen und erzählenden Stellen und setzt zunächst nur bei den refrainartigen Takten ein, bis das Lied sich steigert und manchmal alle, aber jeder auf seine Art, an dem Gesang teilnehmen. Auch dann ist das ein Zusammensingen nicht einer einheitlichen Masse, die sich uniformieren will, sondern der einzelne tut seiner Entzückung, seiner Freude am Aufschrei und am wortlosen Gestammel

gar keine Gewalt an. Die Gesamtwirkung eines solchen, für disziplinierte preußische Gemüter unmöglichen Gesanges ist unverfälscht orientalisch und löst nachhaltende, erschütternde Wirkungen aus. Es würde daher etwas ganz Schlimmes und Gojisches herauskommen, wenn ihr Lieder, die sich ohne weiteres dem gemeinsamen Gesang darbieten (z. B. sug-že rebbenju, mu adabru) in abgezirkelten glatten Takten zu Ende singen wolltet.

Meistens ist das Singen unisono, also einstimmig, und nur selten sondern sich einzelne zur zweiten Stimme ab. Alle verhaltenen, das Einzelerlebnis wiedergebenden Lieder, so die meisten Liebeslieder, vertragen natürlich den gemeinsamen Gesang nicht.

Das Volkslied der Ostjuden

I

Einige grundsätzliche und einführende Bemerkungen

Man kann mit gutem Grund sich fragen, wie es wohl kommt, daß das jüdische Volkslied bisher so wenig zwingende Gewalt auf Herz und Sinn der westlichen Jugend ausübt, einer Jugend, die doch durch ihre Herkunft aus dem Wandervogel und der deutschen Jugendbewegung sich zu den Volksmassen und ihren musikalischen Schöpfungen hingezogen fühlen müßte. Während einzelne nicht genug von der Schönheit und Bedeutsamkeit dieser östlichen Lieder zu erzählen wissen, fühlt die Mehrzahl unserer Jungens und erst recht der Erwachsenen sich keineswegs durch süße oder gar erschütternde Erlebnisse damit verbunden[1]).

[1]) Ich spreche hier nicht von jenen, die derart hoffnungslos vergojischt und in ihrem primitiven Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem eigenen jüdischen Volk geschwächt und verdorben sind, daß sie mit der dummen und kulturlosen Überhebung des verspießerten bürgerlichen Westeuropäers auf das Volk der Ostjuden wie auf eine unsaubere Herde von Schnorrern und Zurückgebliebenen herabsehen. Ich spreche nicht von Menschen, die aus Angst vor dem täglich brutaler und barbarischer auftretenden verbildeten Pöbel deutscher „Intellektueller" die „Galizianer und Polacken" preisgeben und sich auf deren Kosten als die Nichtmehrjuden, als Gefolge und Ausgehaltene der dümmsten deutschen Antisemiterei gebärden; zwecklos, diesen Verschüchterten und Entwurzelten darzutun, zu welcher strengen und Zeiten überdauernden Größe unser Volk selbst in seiner maßlosen Armseligkeit sich über das verfallende Europa mit seiner frischgetünchten Fassade und den berstenden

Wem ist hier die Schuld beizumessen? Der Jugend nur zu einem geringen Teil. Dort wo sie ehrlich und bescheiden zu sich selbst steht und bekennt, daß ihr die östlichen Dinge, so wie man sie ihr bis jetzt vorgesetzt hat, selten etwas zu sagen vermochten, sollte man sie nicht ohne weiteres verurteilen. Was sind denn das für Dinge, die sie seit zwanzig Jahren und noch heute, etwa an den im Großen arrangierten Liederabenden von Winz und Roskin über sich ergehen lassen muß? Selten einmal eine schlichte Volksweise, die gleichen Ranges mit den ihr vertrauten ausgesuchten Stücken deutschen Volksgesangs wäre; dann und wann einige matte Lieder von genrehaftem Charakter; in der Hauptsache jedoch ein falsifiziertes Zeug, das mit dem Volkslied nichts gemein hat, Couplets, Gassenhauer, Operettenschlager und allerlei rührselige Kunstlieder, in einer vordringlichen lärmenden Aufmachung und Vertonung, in einer Vortragsweise, die unmittelbar aus dem Kabarett und der Vorstadtschmiere herzukommen scheint, in einer Sprache, die weder jiddisch noch deutsch, sondern ein übles Gemauschel ist.

Wenn die Jugend vor solcher Karikatur einer Volkskunst nicht Feuer fangen will, so spricht das ohne weiteres für ein gesundes und unverdorbenes Empfinden. Nur muß man ihr sagen, daß sie bei dieser Ablehnung des Kitsches nicht stehen bleiben, nicht glauben darf, damit sei die Angelegenheit des jüdischen Volksliedes für sie erledigt. Hier beginnt vielmehr erst ihre Aufgabe, die darin besteht, den echten und gültigen Dingen näherzukommen.

*

Es war eine Entdeckung von seltener Tragweite, als die

Grundmauern erhebt. Ich spreche von jenen, denen das Bekenntnis zur jüdischen Nation schon zu einer Gewohnheit zu werden droht, und die doch in ihrem inneren Habitus kaum nennenswert jüdischer wurden.

russischjüdischen Forscher Ginzburg und Marek im Jahre 1901 der überraschten Öffentlichkeit eine Sammlung von 376 jüdischen Volksliedern vorlegten.

Natürlich war es bis dahin nicht im ganzen verborgen geblieben, daß zwischen den jüdischen Volksmassen Lieder besonderer Art gesungen wurden; aber im Kulturbewußtsein der Ostjuden und besonders in der offiziellen Öffentlichkeit war von einer Kenntnis oder gar von einer liebevollen Pflege dieser Dinge kaum eine Spur anzutreffen. Der in seiner seelischen Ganzheit gebrochene, von hunderterlei Geschäften und Zwecken gejagte bürgerliche Mensch hat ja allenthalben in Europa die Fähigkeit verloren, sich für die gültigen zeitlosen Schöpfungen der primitiven Volksmassen den innerlichen Sinn rein und unverdorben zu bewahren. In Deutschland singt er noch immer begeistert die öden und dummen Machwerke, die ihm von geschäftskundigen Operettenfabrikanten geliefert werden, und selbst im letzten Dorf kommt sich der Bauer, einstmals ein stolzer Bewahrer alten Volksguts, Gott weiß wie gebildet und fortgeschritten vor, wenn er an diesen kitschigen Dingen Anteil hat. Die Auflehnung gegen diese zunehmende Verrohung, die Selbstbesinnung, die aus den Kreisen des Wandervogels und der Jugendbewegung herkam und hier zu einem ernsthafteren Werben um das alte Volkslied und zu einer bewußten Ablehnung der Verfälschungen führte, war viel zu eng auf den Umkreis der eigenen Anhänger beschränkt und zu schwach, um eine nennenswerte Besserung zu erzwingen.

Wenn diese Verhältnisse im ostjüdischen Kulturleben nicht ganz so verzweifelt und für eine neue Pflege des Volkslieds ein wenig günstiger zu sein scheinen, so liegt das vor allem übrigen, das hier zu nennen wäre, wohl daran, daß der jüdischen Gemeinschaft in ihren primitiven und mittleren Schichten noch immer eine Kraft der seelischen

Unmittelbarkeit, des Überschwangs und der Verbundenheit mit dem Religiösen und Immateriellen innewohnt, die ich als typische Erscheinung in dem stufengeschichtlich ältlicheren Westeuropa nicht mehr vorfinde. Hätten die Intellektuellen nicht in Scharen den Volksmassen den Rücken gekehrt, hätten sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit, durch eigenes Beispiel und positive kulturpolitische Maßnahmen kämpfend in der jüdischen Gasse ausgeharrt und das an Zahl kleine Häuflein der Kämpfer für eine geläuterte und organisch sich entfaltende Volkskultur mit etwas mehr Ernst und Liebe unterstützt, dann würde selbst im Bürgertum das legitime Volkslied nicht durch den von der Großstadtkultur übernommenen Singsang der Kabaretts und der Operettentheater verdrängt worden sein. So aber mußte man schon zufrieden sein, wenn der „Badchen" mit den Erzeugnissen seiner lehrhaften und der bürgerlichen Psyche einigermaßen entgegenkommenden moralisierenden Improvisationskunst einen schwachen Ersatz bot für die alten schönen Volkslieder. Es ist kein Zufall, daß eine der ersten umfangreicheren Aufzeichnungen von Liedern, die unter Ostjuden gesungen werden (es ist die Dalmansche Sammlung vom Jahr 1888), kaum ein einziges Volkslied enthält, sondern lediglich Stücke der badchunischen Poesie. Je mehr aber die Funktionen des Badchen, dieser traditionellen Figur der häuslichen und öffentlichen Volksfeste, von dem neu aufkommenden volkstümlichen Singspiel, vom jiddischen Theater mit seiner Unzahl historischer und nationaler „Operetten" übernommen wurden, um so größer wurde die Geschmacks- und Begriffsverwirrung der bürgerlichen Masse. Sie wuchs noch, als die immer deutlicher auf den Plan tretenden nationalen und politischen Parteien sich ihre Tendenzlieder schufen und sie ihren Anhängern wert machten, obwohl die dichterische und musikalische Qualität dieser Zions- und Arbeiterlieder meistens nur negativ war.

Plötzlich wurden da in Ginzburg und Mareks Sammlung, denen sich bald die populären, für den praktischen Gesang bestimmten Einzelausgaben der Petersburger Gesellschaft für jüdische Volksmusik anschlossen, zum erstenmal liedmäßige Schöpfungen der Volksmassen offenbar, die in ihrer Reinheit und Vollendung jedermann überraschen und entzücken mußten. Wer wußte denn bis dahin, daß wir über einen nach vielen Tausenden zählenden Schatz echter Volkslieder aus alter und neuer Zeit verfügen, daß unser Volk mit den originalen Schöpfungen seiner reichen Lyrik nicht hinter anderen Stämmen Europas zurückzustehen braucht? Freilich, das Bürgertum war keineswegs erschüttert, und nur ganz allmählich begannen sich die gültigen Dinge gegenüber dem Wust von Gassenhauern und Sentimentalitäten „im Volkston“ durchzusetzen, am ehesten dort, wo jüdische Arbeiter in der Werkstatt oder zu geselligem Zeitvertreib zusammenzukommen pflegen. Wer heute als Westjude dem Wesen dieser Lieder näherkommen will, der muß sich schon die Mühe geben, die mancherorts bestehenden Vereine ostjüdischer Arbeiter aufzusuchen, wo sich meistens gute Liedersänger, Dilettanten im besten Wortsinn, vorfinden. Nur darf er sich nicht blindlings auf ihren Geschmack verlassen. Denn Menschen, die zwischen sentimentalen Nachahmungen und echter Volkslyrik zu unterscheiden wissen, sind auch unter Ostjuden selten; was einem in offiziellen, auch ostjüdischen Konzerten an jüdischen Volksliedern geboten wird, ist meistens ein jahrmarktmäßiger Musikklimbim aus der nicht eben wertvollen Sphäre des Couplets und der Operettenschlager.

II

Die formalen Elemente der Lieder

Begrifflich auseinandersetzen, worin eigentlich das Besondere, die Anmut und die altertümliche Stärke dieser

Volkslieder zu suchen ist, was sie etwa von der deutschen Volkslyrik trennt und ihnen den hohen Wert ganz selbständiger Kunstwerke verleiht, ist natürlich um so schwerer, je weniger der Leser ihren Klang und ihre sprachliche Gestaltung im Ohre hat. In seiner stofflich besonders schönen chassidischen Erzählung „a gilgel fin a nigen" (Die Verwandlung einer Volksweise), die selbst in der Abschwächung einer belanglosen Übersetzung noch reizvoll genug ist, um von westjüdischen Menschen eifrig gelesen zu werden, hat Perez diese Schwierigkeiten recht drastisch ausgemalt und setzt dort, wo er erklärend nicht mehr weiter kann, mit einer fast legendarischen Geschichte ein. Als mir in dem Merkblatt „Das jüdische Volkslied" (Berlin, Jüdischer Verlag 1919) die Aufgabe gestellt war, westjüdische Leser in die fremde Welt dieser Lieder einzuführen, blieb mir, um irgendwie verständlich zu werden, nur der Ausweg, ein ganz persönliches Zeugnis abzulegen von den gar nicht alltäglichen Erlebnissen, die ich dem jüdischen Volkslied zu danken hatte, und auf solche Art die Dinge wenigstens in ihrem Abglanz und ihrer Spiegelung kenntlich zu machen. Hier sei nun der Versuch gemacht, etwas unmittelbarer von ihrem wesentlichen Sein zu berichten und wenigstens skizzenhaft Zusammenhänge und Erkenntnisse anzudeuten, die bei anderer Gelegenheit von mir mit der gebotenen Ausführlichkeit behandelt werden sollen.

Das Volk und mit ihm die Exponenten seiner Tugenden und Schwächen, die meist namenlosen dichterischen und musikalischen Erfinder seiner Lieder, schafft nicht dauernd mit der gleichen zusammengeballten und souveränen Stärke. Genau so wie der Dichter als Einzelindividuum, unterliegt es Perioden von gesteigerter und geminderter Kraft der Gestaltung. Das ist bei den Deutschen und Franzosen nicht anders: Der Laie, der in der Regel nur mit den zeitloseren Schöpfungen vertraut ist, ahnt meistens nicht, daß in den

großen Quellensammlungen deutscher Volkslieder zahlreiche belanglosere Stücke sind, die zwar durchaus dem Volkslied angehören, aber nicht die Qualitäten besaßen, um über die Jahrhunderte hinaus lebendig zu bleiben. Wenn man also schon deutsches und jüdisches Volkslied vergleichen will, dann darf man nicht solche Ausgaben zu Rate ziehen, wie die von Winz, Roskin und von der Bundesleitung des „Blau-Weiß“ verlegten. Denn darin finden sich nur ganz zufällig einmal Dinge, die für die letzten und gesteigerten Möglichkeiten der jüdischen Volkslyrik Zeugnis ablegen können, und der westjüdische Benutzer wird durch die überwiegenden geschmacklosen Falsifikate immer wieder verleitet, die ihm gerade vorliegende minderwertige Sammlung mit dem jüdischen Volkslied schlechthin zu identifizieren und dieses gegen alles Recht gering zu bewerten.

Wem es jedoch gelingt, über diese aufdringlichen und geschwätzigen Dinge hinweg in den reinen und geweihten Bezirk der echten Volkslieder vorzudringen, dem ergeht es wie einem, der sich aus dem grellen, vorlauten, den Atem bedrückenden Lärm großstädtischen Jahrmarkttreibens plötzlich in den wohltätigen Schutz stiller sanfter Wege und in die unendliche Landschaft geborgen sieht. Es bieten aber die Lieder, deren hohe Vollendung einem ohne weiteres eingeht, einen recht verschiedenen Anblick dar. Betrachtet man sie, wie gewaltsam das auch erscheinen mag, lediglich wie Gedichte, so sind da, besonders unter den Liebesliedern, viele, deren sprachliche und rhythmische Gewalt so bildnishaft und allgemein menschlich ist, wie Lyrik überhaupt nur sein kann. Von dieser Seite, also vom Dichterischen her, hat sich Ludwig Strauß bei seiner Auswahl östlicher Liebeslieder leiten lassen, die in einer rühmenswerten und edelen Übertragung in den nächsten Tagen[1]) im

[1]) 1920. D. H.

Welt-Verlag erscheinen. Mag auch selbst in einer solchen unanfechtbaren Übersetzung nur der Umriß dieser Lieder sichtbar werden, während alles, was ihre eigentliche Atmosphäre bedingt, der eigentümliche Wortklang in seiner unaussprengbaren Einlagerung in die Melodie, die originale Singweise und Rhythmik dabei verlorengehen, so erscheint es doch praktisch, wenn der Neuling auf dem Umweg über diese Umdichtungen sich einen verhältnismäßig bequemen Zugang zu den originalen Dingen sucht.

Der Mensch, der sich in diesen Liebesliedern äußert, ist ein ganz anderer als der, den wir in der westeuropäischen Volkslyrik vorfanden. Es erscheint gewagt, bei dem Charakter dieser Lieder von einer bloßen Äußerung zu sprechen, denn auch dort, wo die Dichtung in einer gewissen Verhaltenheit vor sich geht, ist die entfesselte Unmittelbarkeit des schrankenlosen Gefühls nur selten gemeistert und beruhigt durch eine dem deutschen Volkslied fast gesetzmäßige Note eines Berichtens aus epischer Distanz.

Nun aber sind da sehr viele Lieder, die in ihrer Sonderexistenz als bloßes Gedicht gar nicht sonderlich überzeugen, weil sie eine fremdartige, starre und dem unerfahrenen Auge farblos dünkende Monotonie aufweisen, die aber, sobald nur ihr erster Ton erklingt, an die unendlichen Dinge zu rühren scheinen. Dies ist der Fall gerade bei jener Gattung jüdischer Volkslieder, in die Süße und Seltsamkeit der alten Jahrhunderte mit einer unfehlbaren Gewalt zusammengeballt sind, bei den religiösen Liedern. Was sich hier in ganz schlichten Worten und Klängen auftut, vom Alter dunkelfarbig abgetönt und zur untrennbaren Einheit verschmolzen, ist die riesige Landschaft eines religiösen Seins, das selbst den vielgestaltigen Mythos und die Gebilde einer altersgrauen, doch ewig verjüngten Phantasie im Ethischen gefesselt hält und die seelischen Gesten eines ganzen Volkes bindet, Gesten von einer Einprägsamkeit

und überdeutlichen Schärfe der Zeichnung, wie nur Musik sie für alle Zeit in sich zu bannen vermag.

Die formalen Elemente dieser Lieder sind die gleichen, die wir im traditionellen synagogalen Gesang vorfinden; denn aus diesem sind sie, niemand weiß wann, hervorgegangen. Das will besagen, daß die musikalische Gestaltung, die ja das Dichterische entscheidend beeinflußt hat, eine rezitativartige ist, aus jenem fast gesetzmäßig starren Tonfall hergenommen, in dem in unaufhörlichem Gemurmel die heiligen Bücher von altersher vorgelesen werden. Gewiß hat das noch immer junge Volk in seinen Liedern die feierliche Monotonie des Rezitativs weithin durchbrochen, ausgeweitet und mit bunterem Leben gefüllt und bei seinem Aufenthalt in Europa von den Liedern jüngerer Völker gelernt, neben dem Rezitativ die freieren und den Erfordernissen der momentanen Situation angepaßten Formen einer farbigeren Durchführung und Abwandlung der musikalischen Motive zu handhaben. Das Rezitativ ist aber bis in die letzten Jahrzehnte beherrschend geblieben, sogar in vielen Wiegenliedern und manchen Liebesliedern, die doch außerhalb der religiösen Sphäre stehen.

Die melodischen Bestandteile dieser in das Volkslied eingegangenen Rezitative gehen im Klang und ihren Farben auf jene altertümlichen Singarten zurück, in denen die weithin tönende Stimme der erhabenen Festtage sich zu melodischen Gebilden ballte, so deutlich eines vom anderen geschieden, daß sie in ihrer Eigenart fast körperhaft zu greifen sind. Wie Geschöpfe der Urzeit, jedes mit einer besonderen Sprache begabt und in die alltägliche Welt einen alles umhüllenden Klang von Heiligkeit und Weihe entsendend erheben sich diese alten Tage über den Ablauf der neuen Gezeiten, — die Tage des Jahresanfangs mit jener unendlichen Melodie der äußersten Zerknirschung und Demut, durchdringend wie von den Tagen der Schöpfung her — die

Feste des Wallfahrens mit einem lieblichen, vor innerer Freude erzitternden Singsang.

Ohne Zweifel sind jene Volkslieder, die nicht so unmittelbar dem liturgischen Gesang entstammen, für den Fernstehenden durchsichtiger und von einer allgemeineren menschlichen Weite. Die wahrhaft grandiosen Dinge sind aber die anderen, die ganz und gar jüdisch belasteten, aus dem Umkreis des Religiösen, Lieder in der Art des dudale, des umar haschem lejankoiw, die in der Übersetzung fast gar nichts besagen und von denen doch jedes sich anfühlt wie altes Gold, in hundert Tiegeln geläutert, Dinge, deren Existenz trotz ihrer archaischen Wucht und Schwere ätherisch ist, die aus einem gojischen Mund wie dumpfe Brocken vorüberrollen, aber gesungen in der gemäßen ostjüdischen Weise die Welt mit einemmal um einige Wunder und Kostbarkeiten reicher machen.

Ihren höchsten Ausdruck fanden diese Lieder in jenen wortlosen Gesängen, die in den Männergemeinschaften der Chassidim entstanden sind. Was hier in den mystischen Stunden der Sabbatdämmerung aus dem Gestammel derer, die beim letzten Sabbatmahl sitzen, zur reinen, wortlosen Melodie sich läuterte und in das alltägliche Leben hineindrang, ist vielleicht die absoluteste Form, in der ostjüdisches Singen sich offenbart hat. Das ist kein Singen gewöhnlichen Ranges — es ist ein Lallen, das in der Sphäre höchster religiöser Entzückung vor sich geht, in der jede Erinnerung an die Materie, jedes Wort und sein Begriff hinweggeglüht ist von der Inbrunst, im reinen Ton die Tore des Unnennbaren aufzustoßen. Auch diese „niginem un werter“ sind nicht alle von gleichem Werte; es gibt da die weltabgewandten in ihrem melodischen Aufbau sogleich erkennbaren Weisen der Chabad-Chassidim; es gibt die berühmten prunkvollen Gesänge der vorzeitigen großen Führer polnischer und galizischer Chassidim, Gesänge, die wie Fahnen

über den Scharen der Anhänger flattern, und es gibt Melodien, von irgendwoher, selbst von Nichtjuden entlehnt, die sich im Zustand des Gilgels, der zunehmenden Wandlung und Verjüdischung befinden und erst im kleinen Kreise Geltung haben.

III

Jiddisch als sprachliches Element der Lieder

Nichts liegt näher, als jetzt, da das Fremdartige dieser Volkskunst in den Umrissen angedeutet und erkennbar geworden ist, an die Dinge ganz nahe heranzutreten und sie körperhaft, nicht bloß ihre Atmosphäre, zu ergreifen. Aber das Endgültige, das nur auf dem Wege genauer dichterischer und musikalischer Analyse gewonnen werden mag, kann so lange nicht gesagt werden, wie dem Leser der Organismus des Ostjüdischen in seinen riesenhaften und in seinen geringen Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten erlebnishaft und erkenntnismäßig fremd geblieben ist. Ich habe daher große Liedergruppen, die erst die Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten ahnen lassen, gar nicht erwähnt; ich habe überhaupt das Inhaltliche, das doch fast in jedem Lied als Abspiegelung und Verklärung des realen und zeitlosen Seins der Volksmassen gerade für Westjuden von besonderem Reiz ist, kaum gestreift. Ich habe nichts erzählt von den Liedern der Hochzeitsleute, nicht von denen der Handwerksmänner und der kleinen, spielenden Kinder, nicht von den Soldatenliedern, diesen für Europa unerhörten Ausbrüchen einer ganz und gar pazifistischen Gesinnung, in denen, achtzig und neunzig Jahre vor Romain Rolland und Tolstoi, der Haß gegen die westeuropäischen Vergnügungen brutaler Mordlust sich paart mit einer gewaltigen, fast klassenbewußten Empörung gegen die Reichen, gegen die angesehenen Balebatim, die den ein-

zigen Sohn der armen Witwe als Auslösung für die eigenen verwöhnten Kinder der gojischen Gewalt ausliefern. Ich wollte auch nicht Ausführungen wiederholen, die der Leser in zusammenhängender Form bereits in meinem Merkbüchlein „Das jüdische Volkslied“ vorfindet. Wohl aber habe ich zu erklären, warum ich der Beschäftigung mit diesen Liedern einen so besonderen Wert gerade für Westjuden beimesse.

Ihre Sprache ist das Jiddische. Es ist ohne Zweifel schon ein nennenswerter Fortschritt, daß man heute in Gelassenheit, ohne hinterhältiger politischer Motive oder gar der Feindseligkeit gegen das Hebräische verdächtigt zu werden, die hohe Bedeutung des Jiddischen für westliche Juden erörtern kann. Ich scheue mich sogar nicht, ganz apodiktisch zu erklären, daß der Grad der Beziehungen zu der jüdischen Volkssprache schlechterdings darüber entscheidet, ob das Nationalsein deutscher Juden lediglich eine inhaltsarme Angelegenheit organisatorischer Betriebsamkeit ist oder der Ausdruck einer neuen, das Individuum im Kern erfassenden und umprägenden Erneuerung im Jüdischen und Menschlichen. Wie sind denn die tieferen Zusammenhänge? Jiddisch ist nicht nur ein Gemengsel von Sprachbrocken und allerlei Kalauern, ein Verständigungsvehikel für Geschäftsreisende und Schnorrer. Jiddisch ist die gemeißelte Form des zentralen Judentums und seiner Menschen — es ist die kollektive und persönliche Gebärde des östlichen Juden, also bei weitem mehr als bloße Sprache: es ist sein Gesichtverziehen, sein Nachdenken, sein Überflammen, seine Handbewegung und sein Schulterzucken — was von vielen Geschlechtern in der starren und grandiosen Zucht langer Jahrhunderte an Gemeinschaftswerten und Tugenden geschaffen worden ist, die Art ihres Liebens und ihres Leidens, ihre Hingabe und ihre Kleinmütigkeit, vor allem aber ihr bewundernswerter

Wahrheits- und Wirklichkeitssinn — dies alles ist in den Klang und in das Wortgefüge des Jiddischen eingegangen, in der Verdichtung zu einer völlig selbständigen und charaktervollen Melodik und Rhythmik, und so sehr die gesamte östliche Nation umprägend und zeichnend, daß die Rückwirkung selbst auf das lebendige Hebräische, das doch auch nur im Osten die Zeichen organischen Weiterwachsens aufweist, unverkennbar ist. Der Auseinandersetzung mit diesem Osten und seinen Menschen vermag auf die Dauer kein Westjude zu entgehen. Er mag sie noch so sehr, räumlich oder zeitlich, von sich fortschieben — wenn er es irgendwie mit seinem Judesein ernst nimmt, erwartet sie ihn wie ein Verhängnis — ganz gleich, ob er als religiös gebundener und in der Tradition des Gesetzes handelnder Mensch die Erneuerung jüdischen Volksglaubens herbeisehnt oder sich für ein noch so weltliches Leben in jüdischer Volksgemeinschaft vorbereitet. Es ist ein verderblicher Irrtum vieler Jugendlichen, wenn sie glauben, der zähesten mühseligen Erarbeitung jüdischer Inhalte entraten zu können; ob im Osten oder in Palästina — immer wieder werden sie auf ausgeprägtes, organisch gewachsenes Ostjudentum treffen. Das, was sie heute in einer bequemen und billigen Nachbeterei von Formeln, die der deutschen Jugendbewegung vielleicht gemäß sein mögen, von sich weisen, werden sie unter erschwerten Bedingungen nachholen müssen, sobald sie in die Zentren jüdischen Lebens vorstoßen.

Wie will aber einer, der bis dahin völlig entwurzelt und von deutscher Art übermäßig geprägt und gezeichnet war, Verständnis und Instinkt für östliches Sein gewinnen, wenn ihm selbst die wesentlichen kollektiven Äußerungen der jüdischen Gemeinschaft fremd blieben? Eine solche ist aber das Volkslied. Gewiß gibt es mancherlei Wege, die zu den Toren des Ostens und in seine zentralen Be-

zirke hineinführen, und es finden sich einzelne Menschen, die sprachlich so begabt sind, daß sie lediglich durch unermüdliche Beschäftigung mit dem Hebräischen an diese Dinge herankommen können. Für die große Mehrzahl aber wird der Weg über die jiddischen Volkslieder der nähere sein — einmal weil hier ohne großen Aufwand an Zeit und Bemühung schon bald wesenhafte Erscheinungen des Ostens sichtbar werden und dann, weil die unentbehrlichen unterirdischen Bindungen, die der Westjude sich gefühlsmäßig zu seinem Volk erst schaffen muß, und die genau so notwendig sind wie die verstandesmäßige Aneignung der philosophischen und ethischen Systeme, ungezwungen und wie ein freundliches Geschenk der Melodien sich aus diesen Volksliedern, ihren Legenden und Gleichnissen herstellen, in einem Stadium, in dem der des Hebräischen Beflissene kaum erst die Anfänge der Sprachkunde bewältigt hat. Eine Ablenkung oder gar eine Abschwächung des Strebens, in das Gebiet des Hebräischen vorzudringen, ist hiervon keineswegs zu befürchten; es ist im Gegenteil eine ganz natürliche Folge der Berührung mit diesen reizvollen, blumenhaften Schöpfungen der Volkspoesie, daß der Impuls, an die unentbehrlichen Grundlagen der hebräisch gestalteten Kultur heranzukommen, sich nach der Kenntnis der jiddischen Dinge nur noch verstärkt.

Leicht genug ist es Westjuden heute gemacht, wirklich repräsentative Stücke unserer Volkslyrik und Volksmusik sich zu erschließen. Die von mir im Auftrage des Ausschusses für jüdische Kulturarbeit herausgegebene Sammlung „Die schönsten Lieder der Ostjuden“ (47 ausgewählte Volkslieder) entspricht absichtlich den besonderen Voraussetzungen und Bedürfnissen des westjüdischen Laien. Sie erleichtert Aussprache und Verständnis des Textes dadurch, daß dem originalen Quadratschrifttext eine vereinfachte, leicht benutzbare Transkription in lateinischem Satz

beigegeben und durch Übersetzung aller schwierigeren Stellen und Worte, durch viele Erläuterungen sachlicher Art, die sich auf die musikalische Ausführung und den Sinn der einzelnen Lieder beziehen, erweitert ist. Jedem Lied ist die Melodie mit einer einfachen Lautenbezifferung vorangestellt. Um den ganzen Umfang der Volkspoesie ahnen zu lassen, sind von allen großen Liedergruppen besonders schöne und bezeichnende Stücke ausgewählt worden.

Aber die Benutzung auch dieser bequemen Ausgabe wird nur dann zu einer seelischen und menschlichen Bereicherung westlicher Juden führen, wenn sie sich nicht weiter in der bisherigen kalten und lässigen Art mit diesen Dingen begehen. Besser ist es, wenn auch nur zehn, zwanzig junge Menschen etwas Ganzes und Gründliches auf diesem Gebiet unternehmen, als wenn tausend nur das Halbe tun und zufrieden sind, da und dort etwas Verfälschtes und Verdorbenes zu ernaschen. Denn die zehn Ernsthaften werden schon andere zur Nachfolge zwingen, kraft ihres tätigen Beispiels, wogegen tausend Halbwisser und Dilettanten der schlimmen Art niemanden nachhaltig beinflussen werden. Und mir scheint, es ist hohe Zeit, gegen die Kulturverderber und Geschäftemacher eine gewappnete Jugend sich erheben zu sehen.

Anhang

I. Glossar

am hu'urez = (wörtlich Landvolk) Unwissender.
ato b'chartonu = du hast uns auserwählt.
badchen, Adj. badchunisch = Lustigmacher, Spaßmacher, eine der eigentümlichsten Figuren des (weltlich) festtäglichen Lebens der Ostjuden. Vgl. unten „Klesmer".*
balagule = Fuhrmann. Unter den traditionellen Berufen des Ostens ist der des Fuhrmanns wegen der robusten Besonderheit seiner jüdischen Vertreter von vielen Volksliedern besungen worden.*
balebatim, Mz. v. balebuß = Hausvater, Bürger.
balebuste = Hausfrau, Wirtin.
brenn = Glut, Begeisterung. Vgl. „hißlaweß".*
chabad = chassidische Sekte. Der Name ist die Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben von chochmah = Weisheit, binah = Einsicht und daath = Erkenntnis.
chaluko = (wörtl. Verteilung) Spendenorganisation für die jüdischen Armen Palästinas, zugleich Bezeichnung für das durch sie erhaltene fromme Bettlertum.
chasen = Vorbeter, Kantor.
cheder = Stube, insbesondere der meistens sehr primitive Aufenthaltsraum der Kinder während des traditionellen Unterrichts; daher auch allgemeine Bezeichnung für die ostjüdische Volksschule, die ein uraltes Kulturwerk ganz uneuropäischer Art ist.*
Elijuhi hanuwi = der Prophet Elijahu, der in vielen Liedern im Gefolge des immer wieder besungenen Messias auftritt.*
ganeden = Tal der Wonne, das Jenseits der Gottesfürchtigen.*
galuth, golus = Exil, Diaspora.
gehenem = Tal des Wimmerns, das Jenseits der Frevler.*
hagadisch = zum erzählenden Teil des Talmud gehörig.
halachisch = zum gesetzlichen Teil des Talmud gehörig.
hamawdil = der scheidet (zwischen Heiligem und Profanem); Gebet am Sabbathausgang.
haschomer = der Wächter; Name der Wächterschaft in den jüdischen Kolonien Palästinas.

* Kaufmanns eigenen Glossaren entnommen.

haskalah, haskolo, haskule = Aufklärung; insbesondere jene das ganze 19. Jahrhundert andauernde geistige Bewegung unter den Ostjuden, die Verweltlichung der traditionellen Kultur anstrebte und dabei häufig in schroffen Gegensatz zu den jüdisch lebenden Volksmassen trat.*

hedad = hebräischer Heilsruf.

hißlaweß = Entflammung, Überschwang; beim chassidischen Menschen ein Stadium der religiösen Verzückung.*

klei-koidesch = (wörtlich heiliges Werkzeug) die Gesamtheit aller mit gottesdienstlichen Verrichtungen Betrauten.

klesmer = (wörtlich Werkzeug für den Gesang) der jüdische Musikant, der auf keiner Verlobung, Hochzeit und Beschneidung fehlen durfte und meistens im Gefolge des badchen auftritt. Die Besetzung ist meistens eine ziemlich primitive — eine Geige, ein Baß, eine Pauke, eine Klarinette usw. Die Leistungen dieser ohne Noten spielenden Musikanten sind aber häufig bewundernswert. Auch scheinen hier bemerkenswerte Erscheinungen von musikalischer Inzucht vorzuliegen; versehen doch noch heute die Familien der klesmurim und der chasunim das internationale Musikleben dauernd mit einer Schar großer Virtuosen und Sänger.*

maskilim = Anhänger der haskule.

Maskilismus = s. haskule.

melamed, mlamed, Mz. melamdim = Lehrer im cheder, der volkstümlichen jüdischen Schule.*

midraschim, Mz. v. midrasch = (wörtlich Erforschung) Sammlung alter Legenden und Auslegungen zu alttestamentlichen Schriften.

mu adabru = was soll ich reden; Anfang eines religiösen Volkslieds.

nigen = Singweise, Melodie.

oizress = Schätze, Reichtümer.*

pintele jid = das Pünktchen, das den Buchstaben jid bildet; die Imponderabilien, die das Wesentliche des Juden ausmachen.*

rebbe = der chassidische Rabbi.

ruw = Träger der wichtigsten religiösen und erzieherischen Funktionen der Volksgemeinschaft. Das Wort „Rabbiner" vermag der Fülle und Wärme des jiddischen Begriffs nicht entfernt gerecht zu werden.*

schadchen = Verlober, Ehevermittler.*

schil = Bethaus.

schoichtim, Mz. v. schoichet = Schächter.*

schwiẽ = der Schwur; die Parteihymne der Poale Zion.*

* Kaufmanns eigenen Glossaren entnommen.

seide = Großvater.
sfardisch — (wörtlich spanisch) sf. Aussprache, die bei den Juden der Mittelmeerländer und in der Wissenschaft gebräuchliche Aussprache des Hebräischen.
stadlunem, Mz. v. stadlen = Sachwalter, Fürsprecher, besonders der jüdischen Gemeinde bei der Regierung.
zniëß = Sittsamkeit, Züchtigkeit.*

II. Verzeichnis der Veröffentlichungen Fritz Mordechai Kaufmanns

Aufsätze und Glossen in Zeitschriften:

Neue Waffen — Jüdische Rundschau, Jahrgang 1912, S. 112.
Die Gefahr der Verflachung — Jüd. Rundschau, 1912, S. 280.
Der Jude im Roman — Jüd. Rundschau, 1912, S. 390.
Zum Programm der Freistatt (nicht gezeichnet) — Die Freistatt, 1913/14, S. 3.
Die Erstarkung der westlichen Jüdischkeit — ibid. S. 5.
Das jüdische Volkslied (gezeichnet Pinkus Barber) — ibid. S. 64.
Alljüdische Kritik — ibid. S. 73 und 201.
Zentralverein und Zionismus (gezeichnet Pinkus Barber) — ibid. S. 127.
Für Mathias Acher (gez. M. Barnaftali) — ibid. S. 132.
Bücherbesprechung (über Asch, Gorelik, Perez, Achad Haam; gez. —a—) — ibid. S. 193.
Di Jideshe welt (gez. F. M. K.) — ibid. S. 194.
Der Boykott des Jiddischen (gez. Pinkus Barber) — ibid. S. 195.
Opposition und Gleichgiltigkeit (gez. M. Barnaftali) — ibid. S. 197.
Die „Brüder vom Osten“ und die „Welt“ (gez. Pinkus Barber) — ibid. S. 259.
Vorbemerkung (zu J. Lewin, Die jüdische Kolonisation in Palästina; gez. F. M. K.) — ibid. S. 295.
Der politische Zionismus (gez. Pinkus Barber) — ibid. S. 338.
Von zionistischer Volksliebe (gez. Pinkus Barber) — ibid. S. 407.
Krakau — ibid. S. 418.
Wien — ibid. S. 428.
Vom neuen Jischew (gez. Pinkus Barber) — ibid. S. 472.
Ungewollte Früchte (gez. F. M. K.) ibid. S. 542.
Westjüdische Erneuerung — ibid. S. 545.
Bemerkungen zu einem Gleichnis — ibid. S. 572.

* Kaufmanns eigenen Glossaren entnommen.

Volkssache oder Parteiangelegenheit (gez. Pinkus Barber) — ibid. S. 606.
Alljudentum und Zionismus — K-C-Blätter, Januar 1914.
Dasselbe (mit einer Vorbemerkung) — Freistatt 1913/14, S. 611.
Poalezionistika (gez. F. M. K.) — ibid. S. 731.
An die nationalen Juden — Freistatt, 1914/15, S. 67.
Das Ghettobuch (gez. F. M. K.) — ibid. S. 122.
Statt einer Antwort (gez. F. M. K.) — ibid. S. 124.
Die Internationale und der jüdische Nationalismus (gez. F. M. K.) — ibid. S. 183.
Die Auseinandersetzung mit der Assimilation — ibid. S. 216.
Freie Tribüne für zionistische Fragen (gez. Herausgeber und Schriftleitung der „Freistatt") — ibid. S. 244.
Die ostjüdische Kulturbewegung (nicht gez.) — ibid. S. 247.
Grenzsperre — Der Jude, 1916/17, S. 13.
Ein ungewohnter Helfer — ibid. S. 200.
Der Pinkes — ibid. S. 750.
Von der Inselbücherei (gez. Friedrich Mottel) — Vom Krieg zur Friedensarbeit 1916/17, S. 197 und 279.
Kriegsbücher aus dem Verlag Eugen Diederichs in Jena — (gez. Friedrich Mottel) — ibid. S. 206.
Die Aufführung jüdischer Volksmusik vor Westjuden — Der Jude, 1917/18, S. 759.
Das Blauweißliederbuch — Jerubaal, 1918/19, S. 197.
Einige Bemerkungen zum jüdischen Volkslied — Blau-Weiß-Blätter, 1918/19, S. 117.
Aus der Welt des jüdischen Volkslieds — Neue Jüdische Monatshefte, 1918/19, S. 487.
Das Volkslied der Ostjuden — Jüdische Turn- und Sport-Zeitung, 1920, Märzheft S. 19, Aprilh. S. 13, Maih. S. 9.

Übertragung:

Mendale Moicher Ssfurem, Vom jüdischen Handwerksmann und seinen Liedern — Almanach des Weltverlags für 1920.

Bücher:

Vier Essais über ostjüdische Dichtung und Kultur — Weltverlag, Berlin 1919 (enthält die Essais über Mendale, Agnon, den Pinkess und die Aufführung jüdischer Volksmusik).
Das Jüdische Volkslied, Ein Merkblatt — Jüdischer Verlag, Berlin 1919.
Die schönsten Lieder der Ostjuden. (Siebenundvierzig ausgewählte Volkslieder.) — Jüdischer Verlag, Berlin 1920.







